Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzmann, Johann Georg, 1757-1802

Kleine Chronick für Schweizer

Bd.: 2,[1]

Bern 1801

Helv. 922 z-2,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10454912-1
VD18 90661877-001

nunquam erit felix
quem torquebit felicior
ex libris
h. cuſter.
ROESCH

Helv. 922 z-2,1

La I
26/4

XXXVIII

Alt- und neüe Schweizer.

Kleine Schweizer-Chronik.

Zweyter Theil.

Enthält
die Ereigniſſe ſeit 1700 bis 1801
mit Einſchluß
der
Revolutionsgeſchichte
von
Helvetien.

Bern, beym Verfaſſer, 1801.
Joh. Georg Heinzmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B S B
MÜNCHEN

07/96/101

Vorrede.

Der Beyfall, womit meine Schweizerchronik, die ich vor fünf Jahren herausgegeben, iſt aufgenommen worden, läßt mich vermuthen, daß es meinen Leſern angenehm ſeyn möchte, ſie bis auf unſre Tage fortgeſetzt zu ſehen. Ich unterzog mich dieſer Arbeit um ſo lieber, da ich ſie zur Stimmung des Gemeingeiſtes in Helvetien für gemeinnützig halte, und jezt manches geſagt werden darf — was damals Hochverrath geweſen wäre; da-

her komme ich jezt erſt mit den Geſchichten von 1700 bis auf unſre Tage — die ſchreckliche Revolution ſelbſt nicht ausgenommen. Der Geſchichtſchreiber, der nicht freymüthig ſeyn darf, hat keinen Werth, und es giebt nur gewiſſe Augenblicke und Zeitpunkte — wo ſie nackt dargeſtellt werden darf — und dieſer Zeitpunkt ſcheint etwa der gegenwärtige zu ſeyn — wenigſtens für die Geſchichten der abgetretenen Regierungen. — Keinen Theil zu beleidigen, aber unpartheyiſch die Wahrheit zu ſagen, ſo gut ich ſie kenne, habe ich mir zur Pflicht gemacht; — man iſt dieſe Gerechtigkeit und Freymüthigkeit der Nachwelt ſchuldig — die durch die Zeitgenoſſen unterrichtet werden ſoll,

wie ihre Våter und Vorvåter geſtaltet waren, und fůr ihre Belehrung, Warnung und Zurechtweiſung ſtellt ſich der Hiſtoriker dar! — Ich wůnſchte dieſes Verdienſt gegen keine andere Belohnung zu vertauſchen; daher zeige ich nur noch an, daß ich ſeit 23 Jahren in der Schweiz lebe, mit Leuten aus allen Stånden genauen Umgang gehabt, und ich mich ůber vieles unterrichten konnte, was andern weniger mőglich iſt, die nicht dieſe Hůlfsmittel dazu haben. Auch glaube ich, als ein Auslånder kőnne ich partheyloſer ůber manches urtheilen, als der Einheimiſche ſelbſt, deſſen Verhåltniſſe immer allerley Růckſichten erfordern, oder von der National-Vorliebe zu ſtark influencirt wird. — Daß ich Unpar-

theylichkeit liebe, zeigen alle meine Schriften; beſonders nenne ich hier mein Schweizer-Bürger-Journal, und meinen Appell an die deutſche Nation.

Bern, den 16. May 1801.

Johann Georg Heinzmann,
aus Ulm.

Helvetiſche Ereigniſſe
im
achtzehnten Jahrhundert.

Handelsverträge mit Frankreich vernichtet.

1700. Schon mit dieſem Jahrhundert fieng Frankreich an, der Schweiz ihre alten Handelsvorrechte im Innern von Frankreich, zu entziehen, oder doch zu erſchweren. Nach den älteſten Verträgen, die ſich freylich von weit her erſtrekten, (von 1552 und 1632.) ſollte der eidgenößiſche Handel völlig im franzöſiſchen Reiche frey ſeyn, und ſelbſt die deutſche Waaren, wenn ſie eidgenößiſches Gut geworden, keine Abgaben und keine Zölle bezahlen; — von der Zeit an hörten die Kantone nicht auf, die franzöſiſche Regierung mit ihren Klagen zu belagern; — der königliche Handelsrath antwortete endlich: daß die Schweizer ihre Rechte mißbraucht und zu weit ausgedehnt,

und daß ihnen nie völlige Freyheit von allen Eingangs-Zöllen zugeſichert worden, ſondern die Begünſtigung ſey nur darinn beſtanden, daß ſie keine andern als die gewohnten Abgaben zu bezahlen haben ſollten; auch daß zu der Zeit, wo ihnen Vorrechte gegeben wurden, der Schweizerhandel noch gar geringfügig war. —

Ueberhaupt erregten die Handelsverhältniſſe der Schweizer mit Frankreich nicht allein, ſondern auch mit dem Kayſer und dem deutſchen Reiche, große Bewegungen und Unzufriedenheit im Lande; ſelbſt gefährlichen Gährungen unter den Kantonen, denn die, ſo keinen Handel führten, waren über die reichen Handelskantone und über ihre äuſſern Streitigkeiten höchſt aufgebracht.

Appenzell bekommt Streit mit dem Abt von St. Gallen.

1702. — Der Abt von St. Gallen, der immer auf ſein deutſches, vom Kayſer geſchütztes Herrſcherrecht trozte, fieng auch wieden einmal an, ſich ſpüren zu laſſen. Er legte den Appenzellern einen neuen Zoll auf, bey Steinach, Roſchach und Wyl. —

Franzöſiſche Flüchtlinge in der Schweiz, bringen die Moden in die Städte.

1703. Kaum waren einige Jahre vergangen, daß man den franzöſiſchen reformirten Flüchtlingen in einigen Kantonen Aufnahme und Einwohnerrecht geſtattet hatte; als man ſchon ſah, wie ihr weltlicher Sinn — ihre Ueppigkeiten alle erwachten, und ihre Weiber und Kinder in allen Moden daher zogen. Dies zum Aergerniß vieler ehrlicher guter alter Schweizer. — Zu Zürich ließ man von den Kanzeln verkünden, daß man die franzöſiſchen Ueppigkeiten nicht nachahmen ſoll, und die fantaſtiſchen Eitelkeiten wurden den franzöſiſchen Weibern bey Strafe verboten: hat aber wenig gefruchtet. In Bern klagte man gleichfalls. Im Pays de Vaud ſpürte man auch ihren Einfluß, zur Zerſtörung des häuslichen ſtillen Glückes.

Rappersw yl verweigert ſeine Achtung gegen die Schirmorte.

1703. Lehnte ſich die kleine Stadt Rapperswyl gegen die 4 Schirmorte, Uri,

Schwyz, Unterwalden, Glaris, auf. Der Streit wurde lebhaft, und es koſtete Mühe die Partheyen zu vereinigen.

Penſionen in Frankreich.

1708. War ein heftiger Streit zwiſchen den Schweizern und dem König von Frankreich, Ludwig XIV. — Die Schweizer forderten ſtärkere Penſionen; mehrere Freyheiten in ſeinem Lande; hingegen die Franzoſen wollten auf allen eidgenößiſchen Tagſatzungen den Meiſter ſpielen; die franzöſiſchen königlichen Geſandten ſprachen in einem befehlshaberiſchen und hohen Ton; — die Schweizer waren auch ſtolz, und ſo kam es zu feindſeligen Erklärungen und Schriftwechſeln, welche in den gedrukten diplomatiſchen Sammlungen noch zu leſen ſind. — Frankreich war damals durch den Spaniſchen Succeßionskrieg an Geld und Menſchen erſchöpft, daher wurde der König böſe, daß die Schweizer ihm ſtets Geld und Vortheile abforderten, die er ſo drückend fand, daß, als er den Penſionsrodel der Schweizer einſt einſah, er ausrief: Ces Suisses me ruinent encore!

Die Kayſerlichen ziehen durch den Kanton Baſel. —

1709. Marſchirten die Kayſerlichen gegen Frankreich über das Basler-Gebiet nach dem Elſaß, ohne die Erlaubniß zu haben. — Dies war alſo offenbare Verletzung der Neutralität, welche die Schweizer in dem Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſterreich behaupten wollten. — Die Oeſterreicher marſchirten den 21. Auguſt über die Birs, bey St. Jakob und das Bruderholz vorbey; eine Abtheilung kam ſogar ganz nahe an die Stadt. — Es waren über 10 tauſend Mann, denen die Basler keinen Widerſtand zu thun im Stande waren. — Dieſer Vorfall brachte die Franzoſen ſehr auf; und ſie legten ſodann die Fruchtſperre mehrere Jahre lang gegen die Schweiz an, ſo wie hingegen der Kayſer ihnen die Einfuhr aus Vorder-Oeſterreich erlaubte.

Auswanderung nach Amerika.

1710. Sind aus dem Berner Kanton die Wiedertaufer fortgeſchickt worden, die

ſich nach Holland und England, auch einige nach Amerika begaben. Sie ſind aber nicht allein fortgezogen, ſondern viele fromme, ehrliche, brafe Leute aus den reformirten Orten ſind mit ihnen gegangen; viele haben ſich in Penſylvanien geſezt, wo eine eigene Schweizer-Kolonie errichtet worden. Dieſe Leute, welche die Arbeit lieben und keinen Aufwand machen, können wahrlich in der ganzen Welt ein Vaterland finden.

Toggenburger Händel, vom Abt von St. Gallen angezettelt.

1710. War der Streit am heftigſten. — Man merkte abermal wie der Fürſt ſich hinter die kayſerliche Macht ſteckte — und die Einmiſchung dieſes Hauſes in den Streit der Eidgenoſſen ſuchte. — Der kayſerliche Geſandte Graf Trautmannsdorf erſchien in der Schweiz; Bern und Zürich wendeten ſich an die holländiſchen und engliſchen Miniſter — die auch von ihren Höfen die Verſicherung erhielten, daß dieſe beyde Mächte nie zugeben werden, daß ſich der Kayſer in eidgenößiſche Händel miſche. —

Der Abt von St. Gallen hatte ſtets in Wien ſeinen Agenten, von dem er alle ſeine Weiſung erhielt, und dem er Geld in Ueberfluß ſandte. Zum Glück ſtarb der erzkatholiſche Kayſer Joſeph der Erſte, und ſein Nachfolger Karl der VI. war ein ganz anderer Mann, der ſolchen Pfaffenhändeln kein Gehör gab.

Reformirte und Katholiſche ziehen ins Feld gegeneinander.

1712. Die katholiſchen Kantone gegen die Reformirte wegen den Toggenburger Händeln aufgebracht, erklären ſich den Krieg. Nun war beynahe ganz Helvetien in 2 Theile zum Streit bereit; man drohete, und ſelbſt auswärts her, erhielten die katholiſchen Geld zur Unterſtützung gegen die Reformirten. Der Pabſt ſoll ihnen 26 tauſend Thaler geſchickt haben. Auch die Walliſer machten ſich gegen Bern marſchfertig. — Selbſt die italiäniſchen Vogteyen wurden aufrühriſch, und begehrten gegen die Reformirten Kantone zu marſchiren; denn man ſpiegelte überall dem Volk vor, man wolle die katholiſche Religion zerſtören. —

Die Berner ſtellten 10 bis 12 tauſend Mann unter die Waffen, zogen nach Mellingen, Baden, Bremgarten, Wyl ꝛc. nahmen Kayſerſtuhl ein; und vereinigten ſich mit den Zürichern, deren in allem wohl auch gegen 8 tauſend zum Ausmarſch beordert waren; doch klagten die Berner ſehr, daß die Züricher Miliz weder exercirt war, noch Waffen hatte; viele kamen mit Prügeln, Spieſſen, andere mit Flinten ohne Geſchoß, mit Gewehr ohne Bajonet.

Die Berner und Züricher rückten jedoch in gutem Schritt bis St. Gallen und an Bodenſee vor; der Abt von St. Gallen hatte ſich geflüchtet. Man machte dort ziemliche Beute.

Doch iſt dieſes Geſchäft zu weitläufig worden, als daß hier davon weiter gehandelt werden könnte.

Der erſte Friede wurde 1712 im Auguſt geſchloſſen; dann fiengen aber wieder neue Händel an, die bis 1718 dauerten.

Schlacht bey Villmergen im Unter-Aergäu.

1712. 20. Julius, fieng das Gefecht zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen bey

Villmergen und ſelbſt in der Gegend von Lenzburg an; Berner und Züricher auf der einen Seite; Luzerner, Urner, Schwyzer Unterwaldner, Zuger, auf der andern, rückten ſchon im April ins Feld; ſchlugen ſich auch ſchon auf Vorpoſten beſonders bey Bremgarten, war aber nicht entſcheidend: Bey Villmergen nun kam es zum Haupttreffen. Berner, Züricher, Wadtländer in Hauptmaſſe von 9 tauſend Mann, attakirten die auf etwa 12 tauſend angewachſenen Ländler; — mit dem Bajonet war da am meiſten gethan; auch eroberten die Berner das Lager, und tödteten über 2 tauſend Feinde; — Pardon war faſt keiner gegeben, wer nicht fliehen konnte, wurde niedergemacht, ins Waſſer geſprengt oder ſchwer bleſſirt. Im Bützbach ertranken allein über tauſend Mann.

Der Kayſer will die Schweiz erobern.

1712. Bey Gelegenheit des Utrechter Friedens, kam es an Tag, daß der Kayſer Karl VI. den Entwurf dem deutſchen Reich vorgelegt hat, die Schweiz wieder mit ſei-

nen Erbſtaaten zu vereinigen; wobey aber Preußen *) und Frankreich ſich ernſtlich widerſetzten. — —

Um die Katholiſchen an ſich zu ziehen, ſetzte der Kayſer ſchon 1702 den Prälaten von **Mury** in **Fürſtenſtand**; und ertheilte ihm das Recht, Stimme und Sitz auf den deutſchen Reichstagen. Auch verſichert der Schirm-Brief: Der Kayſer nehme ihn und ſeine Nachfolger in beſondern Schutz. Eine ſolche Erhöhung machte Aufſehen — und ein deutſcher Reichsfürſt mitten im Land! — Die Kantone ſchwiegen.

Burgerbrief von Zürich von 1713.

In dem Burgerbrief der Stadt Zürich von 1713, heißt es: „Es ſoll in das Regiment keine andere Perſon erwählt werden, als gottesfürchtige, tapfere, wahrhafte und ſolche Leut, die dem Geiz feind ſind — und die Ehr und Gut, Vernunft und

*) Von Seiten des Königs von Preuſſen, als Graf von Neuenburg, ward dem Unternehmen ernſtlich entgegen gearbeitet. — (Boyve hiſt. de l'indig. helv.)

Beſcheidenheit beſitzen; die Achtzehner, die da wählen, ſollen darauf ſchwören.“ — Der Herausgeber dieſes alten Schwörbriefs, ſetzt im Jahr 1799 hinzu: „Das Pergament, wo das darauf geſchrieben ſtehet, iſt noch wie neu, aber dieſes Inſtrument iſt in den letzten fünfzig Jahren auch nur ein Ideal geworden; die wenigſten dachten daran!“ — (Wie viele falſche Eide ſind geſchworen worden!)

Friedens-Kongreß in Baden.

1714. 5. September, kam Prinz Eugen, und der Marſchall von Villars nach Baden, den Friedens-Schluß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich zu unterzeichnen, ſo 2 Tage darauf, bey offenen Thüren ausgewechſelt und hernach verkündet wurde.

Aus dem Villmerger-Krieg.

1715. Dieſer entſprang wegen der Religion, die aber dann nicht mehr Religion ſondern tyranniſcher Aberglaube genannt werden muß. Eine kurze Geſchichte ſoll noch hier aufbehal-

ten werden, weil es die damaligen Geſinnungen der Katholiſchen gegen die Reformirten, an Tag legt, und überhaupt die Roheit ſchildert, die ein ungebildetes Volk auszeichnet, und ſo oft mit guten ſtarken edlen Naturmenſchen verwechſelt und dafür gerühmt wurde. — Einige junge Leute aus dem Berner Kanton wurden während dem Krieg, in einem Scharmützel durch Schwyzer-Aelpler zu Kriegsgefangenen gemacht, und in den Landflecken Art am Zugerſee gebracht; kaltblütig wollten ſie da dieſelben ermorden; ein Wundarzt des Landfleckens konnte es allein verhindern, der durch ſein inſtändiges Bitten es endlich dahin brachte, daß ſie ſolche am Leben lieſſen. Einige Jahre darauf kam der Flecken Art in Brand, gedachter Wundarzt verlohr dabey ſein Haus, eben ſo wie viele andere; nun ſteuerten die reformirten Kantone, welche ſie kurz zuvor mit Heeresmacht überzogen, reichlich, und gedachter Wundarzt erhielt insbeſondere weit mehr, als ſein Haus werth war. —

Bau des Krankenhauſes in Bern.

1718. Wurde der Grundſtein zu dem Krankenſpital — die Inſel genannt —

gelegt. 2 Jahre darauf ſtund es fertig da. Werkmeiſter Dünz hat den Bau aufgeführt — 50 tauſend Bernkronen ſind dazu beſtimmt worden. Nie hat die Regierung eine edlere Anſtalt geſtiftet; denn hier fiel alle Rückſicht auf Glauben, Nationen, Landsleute, weg; ſondern alle leidende Kranke, **Fremde und Einheimiſche, werden ohne Unterſchied da aufgenommen, und wohlthätig gepflegt.** — Alſo hierin auch erkennt man vorzüglich die alten **Kern-Berner** als wohlthätige Menſchenfreunde.

Glücksverminderung in Helvetien.

1720-25. Unaufhörliche Klagen und Beſchwerden von Seiten der Eidgenoſſen über Fruchtſperre im Elſaſſe; — über die Zollerhöhungen in Frankreich und Oeſterreich; — große Verluſte in den franzöſiſchen Anlehen von Laws, der einen ungeheuren Bankerot machte, und die Glücksgüter vieler Schweizer mit verſchlang. — Selbſt die Soldaten, die man nach Frankreich ſandte, wurden ſchlechter bezahlt; denn auch ohne Bewilligung der Kantone liefen Schaarenweiſe freywillige Schweizer nach Frankreich,

und begehrten Dienſt; welches den König ſelbſt gleichgültig gegen das Werbrecht machte. — Zur Sicherſtellung der Gränzen mußten noch, bald in die öſterreichiſchen Waldſtädte, bald nach Genf und Baſel, Beſatzungen gelegt werden. — Da auch bey jedem ausgebrochenen Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich, die reformirten Kantonsgewalten ihre Vorliebe für Oeſterreich zeigten — ſo legte Frankreich neue Laſten auf die Handelsleute.

Frankreichs Geldanleihen unter dem Miniſter Law.

1720. Law, ein gebohrner Schottländer, errichtete eine Wechſelbank in Paris, unter der Autorität des Regenten — nach Art der Londner Bank; Wechſelbillete, ſchuf er zu Milliarden; — alles was in Frankreich und in der Schweiz Geld hatte, war begierig, an dieſen vortheilhaft ausgeſchriebenen Staatsanlehen nach dem Tode Ludwig XIV. Theil zu nehmen; beynahe alles gemünzte Geld in der Schweiz wanderte damals aus den Kaſſen nach Frankreich; bald darauf fiel der ganze Quark in

Mißkredit, die Papiere und Scheine galten faſt gar nichts mehr, und die Darleiher waren betrogen! — Gold und Silber ſah man ſehr wenig in der Schweiz, und nichts als dies franzöſiſche Papiergeld; der Hof hatte alles baare Geld in Händen, und die Kreditoren nichts als Papier. — Alle Zahlungen die man aus Frankreich erhielt, waren Lawiſche Banknoten! — Sogar ward ein königliches Geſez gemacht, daß keine Zahlung über hundert Livres anders als in ſolchen Papieren gemacht werden ſoll. — Durch die argliſtigen Ränke des Oberchefs, des General-Finanz-Kontroleurs Law, ſah niemand den Betrug ein; ja die Schweizer und andere Nachbarn von Frankreich, ſo wie die Franzoſen ſelbſt, waren ganz raſend, ihre Gelder gegen ſolche Staats-Papiere auszutauſchen. — Es wurden ſo viel in Umlauf gebracht, daß alles gemünzte Geld in Frankreich nicht hinlänglich geweſen wäre, dieſe Schuld nur um 1/3 zurück zu zahlen. Zulezt — wie man wieder einlöſen ſollte, war kein Kredit mehr da; ſie verlohren gleich 50 Procent — bald galten ſie faſt nichts. — Das Parlement wollte nun den Finanzminiſter aufhängen laſſen — das Volk wollte ihn in Stücken zer-

reiſſen, der Hof aber gab ihm eine ſtille Entlaſſung mit 50 tauſend Gulden, um ſich aus dem Königreich zu entfernen. Er ſtarb im Elend zu Venedig.

Man ſiehet auch hieraus — wie oft ſchon das Zutrauen der Kapitaliſten iſt betrogen worden, und doch werden die Leute nicht klug! —

Major Davels de Cülli, Bewegung im Wadtland.

1723, den 29. Merz, Morgens 5 Uhr, verſammelte dieſer ſonderbare Mann ſeine Gemeindsglieder am See, und zog mit 3 Kompagnien wohlausgewählter Grenadiers von Cülli nach Lauſanne. — Ließ daſelbſt den Rath verſammeln, überreichte demſelben eine Klagſchrift und ein Manifeſt gegen die Regierung von Bern; worinn unter andern Klagpunkten vorkam: Bern verkaufe an unwürdige Beamte die Stellen, beſetze ſie mit ſchlechten Subjekten, und Kirche und Staat leide durch die Treuloſigkeit der Vögte und der beſtochenen Geiſtlichen. — Unter dem Vorwand, man wolle darüber berathen, fertigte der Rath von Lauſanne ſogleich Eil-

boten auf Bern, und bot in aller Stille die Wadtländiſche Miliz auf. Den 1. April bemächtigte man ſich ſeiner Perſon, ſchloß ihn in ein Gefängniß, feſſelte ihn an Händen und Füſſen. „Davel antwortete weiter nichts, als: **ich ſehe wohl, daß ich verrathen bin. Ich werde das Schlachtopfer ſeyn; aber es wird gute Folgen haben.**“ — Der Mann war ſonſt als Hauptmann in Holland geſtanden. Hatte ziemlich eigene Güter, und bey Villmergen hat er mit den Bernern tapfer für die Freyheit des Vaterlandes gegen die Religionsverfolgung der kleinen Kantone geſtritten; in ſeinem Leben fand man nichts als Gutes; reine Sitten, Gottesfurcht; er hatte aber ſtarke Ahndungen, die er als Geſichter von Engeln eingegeben, anſah, und ihnen Folge leiſtete. Er war nie verheyrathet, lebte überaus keuſch und mäßig; war äuſſerſt gottesfürchtig; oft aber hatte er Sachen geredet, die ihn gänzlich unabhängig von der Welt machten, und ihn als einen auſſerordentlichen Mann zeigten, der ungewöhnlich, und unbegreiflich war. Alle Torturen hielt er ruhig aus; war ſelbſt im größten Schmerz noch heiter; er ſah die Umſtehenden bey ſeiner Folter; — ſah ſie rührend an und

ſprach: Ihr leidet — — ſo viel als ich. — Er blieb ſtandhaft bis an ſeinen Tod; ich bin glücklich ſo zu ſterben — ſagte er bey ſeinem Hingang aufs Schaffot; wo ihm der Kopf abgeſchlagen wurde. Ich will zeigen, wie ruhig ein Chriſt ſterben kann; er dankte der Obrigkeit von Bern — für den gelinden Tod. —

Dieſer **Davel de Cülli**, Major, der alſo ſchon vor mehr als 70 Jahren das Wadtland von Bern trennen wollte, ward von der proviſoriſchen Regierung von Lauſanne, in der Sitzung vom 16. Merz 1798, als ein Märtyrer geehrt, und ihm dekretirt: „ſich wohl für das Vaterland verdient gemacht zu haben.“

Händel in Chur mit den Katholiſchen.

1729. Waren merkliche Unruhen in Chur zwiſchen der Bürgerſchaft und dem Bisthume, welche um ſo bedenklicher wurden, da abermals die Katholiſchen die Hülfe des Kayſers anruften; der auch ſogleich ſeinen Geſandten abſchickte; und die Sache immer

immer ſchwüriger durch ſeine Einmiſchung machte, wie er ſchon lange für die Ruhe der Schweiz ein gefährlicher Nachbar war. Immer, wenn die Aebte, Biſchöffe und Klöſter etwas durchſetzen wollten, droheten ſie mit dem Kayſer! — natürlich ſtund der Kayſer der Parthey bey, die ihn rief. — Frankreich ſah dieſe Händel höchſt ungern, und verminderte daher auch ſeine Vortheile, die es den katholiſchen Schweizern ſonſt bewilligt hatte.

Wie niedrig und kriechend ſolche Bittſchriften an den Kayſer verfaßt waren, kann man nur aus folgender Ueberſchrift einer ſolchen Bittſchrift, die nach Wien abgieng, erſehen, ſie iſt gedruckt, und lautet: „An Ihro römiſch-kayſerliche Majeſtät nochmalige allerunterthänigſte, fußfälligſte Unſchulds-Vorſtellung und Bitte — — u. ſ. w.

Bücher-Verbot in Bern.

1731 iſt verboten worden vom Magiſtrat zu Bern — das Buch: Gruners Merkwürdigkeiten der Stadt Bern. — Die Urſache ſoll geweſen ſeyn, weil einige

Geſchlechter ihr Alterthum nicht hoch genug darinn gefunden, und auch Fehler in der Genealogie der Familien waren! Auch ſah man aus dieſem Buch, daß faſt alle die Geſchlechter ausgeſtorben, deren Verdienſte in frühern Zeiten zur Aufnahme der Stadt und ihrer Gründung das meiſte beygetragen haben.

Unruhen im ganzen Land.

1732 und 1733 waren heftige Unruhen im Wallis; die nur mit Gewalt unterdrückt werden konnten. Zu gleicher Zeit rührte ſich auch das Erguel und die Unterthanen des Biſchoffs von Baſel, gegen die an den Kayſer gerichtete Verwendung. Eben ſo fiengen im Kanton Appenzell ſtarke Bewegungen an. Alles konnte nicht ohne Blutvergieſſen beygelegt werden. Auch in Zug wurden verſchiedene Bürger des Landes verwieſen, die da beweiſen wollten, die Regierungsform der Stadt ſey ausgeartet und die Bürgerſchaft in ihren Rechten geſchmälert worden; die Unruhen in dieſem Kanton haben 6 Jahre gedauert, und das Land ſehr zerrüttet.

Bau des Bürgerſpitals in Bern, zwiſchen den Thoren.

1734. Ward dieſer Bau angefangen und 1738 ſtund das Gebäude fertig. Ein franzöſiſcher Baumeiſter hatte den Plan dazu gemacht. — Es iſt ganz wie ein franzöſiſches Luſtſchloß; doch weder ſolider Fundamente noch Trokenheit konnte es ſich rühmen; den wilden Marmor hat man ihm erſt 1782 unterlegt, wie das Gebäude zu ſinken drohete; die Sandſteine ziehen auch ſtark Salpeter, und Feuchtigkeit in die Wohnzimmer. — Der Bau hat doch über 150 tauſend Thaler gekoſtet.

Einigkeit der Schweiz, in dieſem Jahrhundert nie geweſen.

1738. In dieſem Jahr erſchien eine Druckſchrift, worinn einige Schweizer den Antrag machten, ob es nicht gut wäre, um Einigkeit und Uebereinſtimmung in die Kantone zu bringen, wenn man einen allgemeinen Rath aus den 13 Kantonen erwählte, der ſeine beſtändige Sitzung zu Baden ha-

ben ſollte, ſo wie ungefähr die Generalſtaaten in Holland im Haag; die Schrift, worinn dieſes weitläufiger entwickelt wurde, ward aber ſcharf verboten; ſie iſt 54 gedruckte Seiten ſtark, in Octav, unter dem Titel: Entretiens politiques entre quelques Suisses des XIII Cantons.

Neue Straſſen.

1740. Mehrere Kantone kamen auf den guten Gedanken, ihre ſchlechten Straſſen zu verbeſſern, und auch ganz neue anzulegen. Das erſte Weg-Reglement vom Kanton Bern iſt erſchienen 1744.

Bisthum Baſel geräth in Empörung.

1741. Schon ſeit mehrern Jahren wüthete der Geiſt des Mißvergnügens in des Biſchofs von Bruntrut Landen; zu Neuenſtadt, Biel, im Münſterthal hauſete der Fürſt ſeit 1722 wie ein Erzdeſpot. Er entſetzte von Aemtern, nahm die Kaſſen in Beſchlag; in Biel ſetzte er den Stadtſchreiber

ab, den Neuenſtadter Burgermeiſter verurtheilte er zum Tode. — Endlich gieng der Lerm ſelbſt in der Hauptſtadt Bruntrut an. Hier brach der Geiſt der Empörung mit Ungeſtümm aus. Der Biſchof hatte 1739 zu ſeiner Sicherheit einen Bund mit Frankreich gemacht. Nun rief er 1741 franzöſiſche Truppen zu Hülfe. Sie bemächtigten ſich des biſchöflichen Bodens; nun wurden die Aufrührer gefangen genommen, einige enthauptet, andere des Landes verwieſen. Nach wieder hergeſtellter Ruhe 1742 verlieſſen die königlichen Truppen das Bisthum.

Der Kayſer möchte die Schweizer von Frankreich trennen.

1742. Kam ein kayſerlicher auſſerordentlicher Botſchafter nach der Schweiz, der an die dreyzehn Kantone und zugewandte Orte, von Seiten ſeines Hofes allerley Komplimente und Verſicherungen brachte; aber den Zweck hatte, ſich in die innern Unruhen der Schweiz zu miſchen, und die mit Frankreich ſo lang geſchloſſene Allianz wankend zu machen.

Berner Raths⸗Erkanntniß.

1744. Machte der große Rath zu Bern die Erkanntniß, daß bey der Burger⸗Beſatzung (oder Wahl zu neuen Regierungs⸗Gliedern) kein Baret (Rathshut) mehr ums Geld verkauft werden ſoll. — (Da neinlich öfters Regierungsglieder ihre Stimmen um eine gewiſſe Summe feil gaben.) Gegen ein Rathsglied, ſo ſich dieſer Erkanntniß am heftigſten widerſetzt hatte, erſchien ein Pasquill, und der Rath lies es durch den Scharfrichter verbrennen; ſogleich wurde ein noch heftigeres Pasquill in der darauf folgenden Nacht, an das Rathhaus angeſchlagen. —

Verbannung von 24 Berner⸗Bürgern.

1744. Im Merz — nahe an der bevorſtehenden Bürger⸗ und Aemter⸗Beſatzung, verfaßten eine Anzahl von Bürgern zu Bern, eine Bittſchrift an den Rath, worinn ſie das Repräſentationsrecht, und einige Abänderungen bey den Rathswahlen verlang⸗

ten. — Schon war dieſe Schrift von 24 Bürgern mit eigener Hand unterzeichnet, als der geheime Rath beym großen Rath ſogleich die Arretirung dieſer Männer begehrte; es geſchah, und allen wurde der Prozeß gemacht; einige waren auf zehn Jahre aus der ganzen Eidgenoßſchaft, andere auf 5 Jahre aus dem Kanton — banniſirt, einige aber zu 6 Monat Hausarreſt verurtheilt. Dabey war der Hauptmann Henzi, Kaufmann und Wechsler, und der berühmte Profeſſor der Mathematik, Namens König; und ſein Bruder, der Dichter. Henzi hielt ſich in Neuenburg auf, bis 1749, wo er wieder nach den ausgehaltenen 5 Jahren zurück nach Bern kommen durfte; — aber in dieſem gleichen Jahr brach die Verſchwörung aus, wie bald nachſtehet.

Geßneriſche Stiftung zu Zürich.

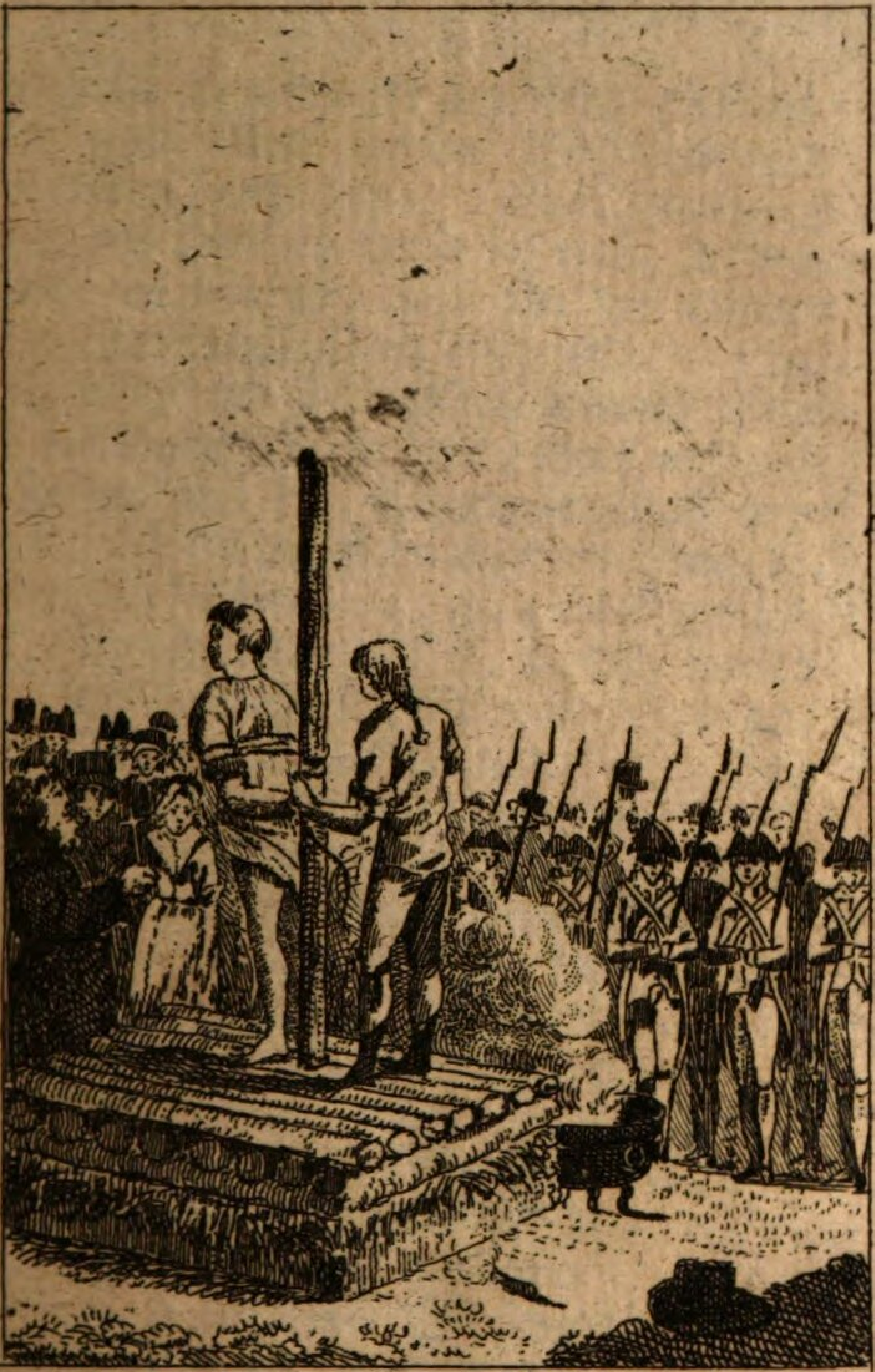
1747. Stiftete Johann Geßner in Zürich eine Geſellſchaft naturforſchender Freunde; die alle ihre Sorgfalt dahin wandten, einen ausgewählten Vorrath von natürlichen Merkwürdigkeiten zu ſammeln,

und aus ihren Mitteln anzukaufen. In kurzer Zeit hatte dieſe ſchöne Vereinigung einen ſolchen Vorrath von Seltenheiten aufgebracht, daß es die Bewunderung aller Kenner geworden. Die Geſellſchaft beſitzt unter andern eine Sammlung von mehr als 7 tauſend ſchweizeriſchen, orientaliſchen rußiſchen, ceylоniſchen, hottentottiſchen und andern ſehr ſeltenen Pflanzen, oder ein Kräuterbuch von 36 Folio Bänden. — Getrocknete Fiſche, ausgeſtopfte und gemahlte Vögel u. ſ. w.

Schmiedlin, Luzernerbauer, verbrannt, und 71 Perſonen des Kantons banniſirt. —

1747. Verurtheilte ein Kezergericht von 4 Geiſtlichen in Luzern, dieſe Schlachtopfer der Intoleranz und des hartherzigſten Blutgerichts — wegen Religions-Meynungen. Jakob Schmidlin, das Haupt einer andächtigen Geſellſchaft von Religionsfreunden, die ſich nach der Bibel ſelbſt unterrichteten, und den gemeinen Pfad der Meßdiener verlies, wurde eingezogen, lange im Gefängniß verwahrt, ſodann nach abge-

XVIII



Schmidlin von Rüſſwÿl
Cant: Luzern, verbrandt 1749.

drungener Kirchenbuße am Pfahl erwürgt, und mit allen ſeinen Büchern und Schriften verbrannt. — Sein Haus ward durch des Henkers Hand in einen Aſchenhaufen verwandelt, und auf die Brandſtätte eine Schandſäule aufgeſtellt. — Seine Freunde und Mitbeklagte wurden theils auf die Galeere verurtheilt, theils auf ewige Zeiten aus der Eidgenoſſenſchaft verbannt. Unter dieſen Landesverwieſenen befanden ſich 71 Perſonen, auch des Schmiedlins Eheweib und ſeine 6 Kinder, wovon das Jüngſte nur ein Jahr alt war; damit — (wie das Urtheil lautet:) „das ganze Haus deſſelben ausgerottet, und der giftige Saamen der Rezerey aus der Wurzel gehoben werde.“ —

Dieſes einjährige Kind kam als ein 50jähriger Mann bey der Revolution 1799 zum Vorſchein, und den 6. Hornung trat er vor den Geſetzrath der neuen Republik und bat um Hülfe und Wiederaufnahme in ſein ſchweizeriſches Bürgerrecht. — Mit Freuden wurde es bewilliget — ſein Name iſt Balthaſar Schmidlin. Die Schandſäule umzuwerfen ward auch befohlen. Aber eine Schandſäule für die damaligen geiſtlichen Richter hätte man dafür

zum ewigen Andenken der Barbarey jener Zeit an Platz ſtellen ſollen!

Schmidlins Religions-Grundſätze, die ihm den Tod zugezogen, waren folgende: **Er halte die Bibel für den einzigen richtigen Wegweiſer zu Gott; er glaube, daß man die heutige Moral umändern, und ſie der göttlichen Wahrheit näher bringen müſſe;** er erklärte die Bibel, (die ohnehin den Katholiken damals ſtreng verboten war) ſeinen Mitbürgern, die eine **innere Neigung** dazu in ſich fühlten; er hatte Umgang mit frommen Leuten aus den Kantonen Bern, Baſel und Zürich.

Daher man ihn einen **Pietiſten** und reformirten **Ketzer** ſchalt. Gott! wenn das viele Blut um Rache ſchreyt, das dem Moloch geopfert worden — welch ein ſchreckliches Schickſal haben dann dieſe Opferprieſter in der Ewigkeit zu erwarten!

Schmidlin, Schmidlin! du hatteſt zeitliche Angſt bey deinem Tode, aber nun ſehe ich dich im Geiſt mit himmlicher Glorie umgeben; und deine Henker im Schwefelpfuhl — wo es an ewiger Angſt nicht fehlt.

Berner Bürger-Lärm.

1749. War ein Bürger-Aufſtand in Bern gegen die Obrigkeit. Die Bürger hielten zum Theil heimliche Zuſammenkünfte, verabredeten ſich eine Veränderung in der Regierung zu bewirken, und auf jeden Fall, ſelbſt mit Leib und Gut dabey zu ſtehen. Der Anſchlag wurde vorher entdeckt; die Hauptperſonen gerichtet, andere des Landes verwieſen, einige flüchteten ſich ſelbſt. — Eine Schrift gieng damals im Publikum herum, deren Titel war: **Freye Gedanken über den heutigen Zuſtand der Stadt Bern, dero Regiments-Mißbrauch, Vergeſſenheit der Konſtitution, Zerfall der Profeßionen und übrigen Bürgerſchaft.** — Auch in franzöſiſcher Sprache eine andere: Mémoire justificatif sur la conjuration de Berne, 1749, eine ziemlich große Brochüre in Quart gedruckt. —

Die Hauptperſonen, die dabey zum Vorſchein kamen, waren: **Samuel Niklaus Wernier, Samuel Henzi, Emanuel Fueter, Micheli Ducreſt.** —

Den 16. Jul. 1749 wurde über die drey Häupter der Verſchwörung — das Todesurtheil gefällt; und 3 Wochen darauf noch 6 Mitverſchuldete auf ewig aus dem helvetiſchen Gebiet verwieſen; doch erhielten ſie nach Verfluß von 30 Jahren die Begnadigung — und einige kamen nach Bern zurück, wo ſie ruhig ſtarben. Fueter war Stadtlieutenant: Wernier, Kaufmann, Henzi, Wechsler, Micheli Ducreſt ein Genfer von vornehmer Familie, der im Spital ſchon gefangen ſaß; letzterer kam auf die Feſtung Arburg, wo er bis in ein hohes Alter lebte, und Bücher ſchrieb über phyſiſche Gegenſtände; da er ein äuſſerſt feiner Kopf war. — Der Hauptplan war: Abſchaffung der alten Regierung; — bis zur völligen Einrichtung des Staats einen Diktator; jeder Widerſtand ſoll mit Gewalt durchgeſetzt werden. Der 13. Julius ſollte der Tag der Ausführung ſeyn.

Bern verſchönert. —

1740 — 1780. Kaum ſind es mehr als 50 Jahre, daß man noch Schweinſtälle in der Hauptgaſſe ſah. Die Schönheit Berns

nahm erſt in den letzten 40 Jahren ihren eigentlichen Glanz an. Vorher war alles ſehr beſcheiden und anſpruchlos. Die groſſen Häuſer der Privatperſonen in der Stadt wurden in dieſem Zeitraum gebaut. — Die Regierung fieng an, und baute ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts beſtändig fort; bald Kornhäuſer, bald Spitäler, bald Wayſenhäuſer, bald Schlöſſer und Zeughäuſer. Noch ſollten vor Schluß dieſes Jahrhunderts fertig werden, ein ganz neues groſſes prächtiges Stand-Rathhaus, wovon der Plan ſeit 1784 gemacht war, und der Anfang des Baues ſeit 1788 — der aber durch die Zeit-Ereigniſſe zernichtet worden. Auch das alte Zeughaus wollte man abbrechen und ein magnifikeres aufſtellen. Das neue Zeughaus zwiſchen den Thoren wurde dreyßig Jahr früher und mit beſcheidenem Anſtande gebaut. — Unten am Stalden war noch vor 80 Jahren ein Haus auf einen alten Baumſtamm hingebaut. —

Die geraden Gaſſen erhielt Bern erſt nach den groſſen Bränden, die dieſe Stadt einigemal faſt ganz einäſcherten. Der erſte Erbauer hat alſo daran keinen Theil. — Noch vor hundert Jahr kaufte man ein ſehr anſehnliches Haus für 2 und 3 tau-

ſend Gulden; ein Hauptgebäude, die Krone, welches noch Wirthshaus-Gerechtigkeit hat, wurde im Jahr 1596 um 2500 Gulden verkauft; der Falken um 3 tauſend Gulden.

Jezt koſtet ein mittelmäßiges Haus in Bern 8 und 9 tauſend Gulden; größere Gebäude bis auf 25 und 30 tauſend Gulden. Daher die Hauszinſe auch theuer ſind.

Stadtbäche in Bern.

1750. Wurden dieſe höchſt nützlichen und geſunden Bäche durch die Stadt zu führen, angeordnet; wenigſtens wurden ſie damals allgemein durch alle Gaſſen geführt; ſie ſchwemmen den Unrath aus der Stadt in die Aare; die Waſſer laufen durch Röhren geleitet, unter den Häuſern durch, und reinigen zugleich die Sekrete; — ſie ſind bey einem entſtehenden Brand, wenn ſie geſchwellt werden, auch die ſicherſte Zuflucht, niemals Waſſer-Mangel zu leiden. Dank den längſt verſtorbenen **braven Männern**, die dies anordneten!

Steinböcke ausgerottet.

Seit der Mitte dieſes Jahrhunderts iſt der ſonſt auf unſern Felſen und Bergen einheimiſch geweſene Steinbock ganz ausgerottet und keiner wird in der Schweiz gefunden, da man ſie ſonſt in Menge auf den Alpenſpitzen ſah; — die Steinböckjäger waren ſo emſig auf ihrer Jagd — daß ſie Tag und Nacht auf den Felſen ihnen auflauerten, und dieſe armen Thiere zwiſchen Himmel und Erde nirgends Ruhe und Sicherheit fanden; die Verfolgung dieſes Thiers beſchäftiget ſie auch noch jetzt, und ſie laufen ihnen bis in die ſavoyiſchen Alpen, auf die Berge des Thales Aoſta nach, wo noch zur Seltenheit etwa eines gefunden wird, da ſie ſich aus der Schweiz dahin geflüchtet. Dieſes ſchöne Thier wurde alſo von Menſchen mit wirklich mehr als thieriſchem Grimm verfolgt; ihre Hörner und Balg, ſo wie ihr Blut — das die Alpenbauern für alle Krankheiten brauchten, reizten ſie zu dieſer Grauſamkeit. —

Alle Gelehrte behaupten, daß, wenn der Steinbock auch noch in den Thälern und Höhen über dem Bernhard ausgerottet ſeyn

wird, wo auch nur höchſt ſelten ſich einer zeigt, ſo geht dieſe Thierart ganz aus, denn nirgends in Europa wird er gefunden als in der Schweiz allein. Man hätte alſo mit dieſem Thier edler umgehen ſollen!

Stadtſitten wohlhabender Familien um dieſe Zeit noch 1740 — 1750.

Man war in den Städten noch bürgerlich gekleidet; die Frau hatte ihren Hausſchmuck, aber ihr Hauptgeſchäft war ihre Haushaltung; ſie griff ſelbſt an, die Mägde waren nur Unterdienſte, und lernten von der Frau, daher die Frauen auch in Ehren gehalten wurden. Der Mann gieng ſeinen Geſchäften nach, des Abends im Sommer machte man mit einander einen Spaziergang, oder ſaß vor dem Haus mit den Nachbarsleuten auf dem Bank. Manchmal holte man einige Krüge Bier, oder ein Glas Wein dazu. Um 10 Uhr ward das Haus geſchloſſen und alles gieng zu Bette. Nach 11 Uhr ſah man in den Häuſern kein Licht mehr brennen. — Sonntags giengen paar und paar, lauter Bürger und

Frauen mit einander zum Thor hinaus in ihre Gärten — tranken da Milch und aſſen Früchte oder nahmen etwas ſeibſt Gebakenes mit, oder lieſſen in einem Korb durch die Magd etwas nachtragen. Winters giengen die Männer auf ihre Zünfte, doch nicht täglich, ſpielten im Damenbrette; man verſpielte kein Geld, ſondern es wurden nur einige Bouteillen Bier oder Wein ausgeſpielt. — Die Weiber hatten ihre Nachbarinnen eingeladen, allerley weibliche Arbeiten zu machen; der Bube mußte etwas unterhaltendes vorleſen. Des Sonntags blieb man zu Hauſe und las in der Bibel. Die Kirchen wurden fleißig beſucht; die Mütter nahmen ihre Kinder mit; der Vater ſetzte den Knaben neben ſich. Vorzüglich aber lebten die Schwieger-Eltern und die Verwandten in herzlicher Einigkeit mit den jüngern Eheleuten; und halfen ihnen redlich fort. — Nachts aß man Reisbrey oder gekochtes Obſt — ohne Fleiſch; — Mittags war Kuchen und Braten ſchon ein Feſttagseſſen. Eine Haushaltung von angeſehenen Leuten, koſtete nicht viel über 4 hundert Gulden des Jahrs.

Ein Schweizer-Soldat wird in Straßburg verbrannt.

Etwa in der Mitte dieſes Jahrhunderts geſchah es — daß, als eben ein Schweizer-Regiment zu Straßburg in Garniſon lag; ein reformirter Schweizer das fürchterliche Unglück hatte, in die Klauen des dortigen geiſtlichen katholiſchen Gerichts zu fallen, und ſchrecklich hingerichtet zu werden. Der Vorfall war folgender: Die große Münſter-Kirche in Straßburg diente damals auch zu einem öffentlichen Durchgang; — denn erſt ſeit etwa 25 Jahren durfte man nichts mehr hindurch tragen; dieſer Soldat gieng mit der Muskete auf der Schulter durch das Münſter. Da mehrere Altäre, wie in katholiſchen Kirchen gewöhnlich, in der Kirche waren, ſo gieng alſo auch ſein Weg an einem Altar vorbey; auf welchem zahlreiche Wachskerzen brannten. Dies ärgerte den Soldaten. — „Wozu denn Lichter am hellen Tage?“ — ſprach er, und — huſch — ſtieß er die Kerzen mit der Flinte über den Altar hinunter. Unglücklicher Weiſe berührte er durch dieſe Action ein dabey ſtehendes Marienbild, und es fiel um. —

Nun gabs Lerm über Lerm! — der Soldat ward ſogleich eingekerkert, und in Inquiſition genommen; da ergab ſichs nun — daß der Soldat wirklich hirnwund und bisweilen völlig verrückt, ſonſt aber ein braver Kerl war. Ohne Rückſicht auf dieſen Zuſtand zu nehmen, mußte er erſtens nach eingeführtem Gebrauch, **Kirchenbuße** thun; dann ward ihm die rechte Hand abgehauen; hierauf wurde er gehängt; und nachher verbrannte man den Körper des Delinquenten zu Pulver nnd Aſche, und ſtreute ſie in alle Winde aus!" — —

Pfaffenhändel in Bündten, und zu Rheinau.

1752 waren heftige Streitigkeiten in mehrern Bündtner-Gerichten zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen; jede Parthey wollte mehr Stimmen haben als die andere; — die katholiſchen Abteyen wendeten ſich ſogar an den Kayſer. — Zu eben dieſer Zeit waren wegen verſchiedenen Klöſtern Händel ausgebrochen, die mit neuen Rechten ſich brüſten wollten; auch ohne weiters die kayſerliche Hülfe anſprachen. —

Das Kloſter Rheinau war beſonders heftig und trotzig gegen die Stadt Rheinau, welches ſonſt ein wohlhabender Ort war, jetzt aber meiſt im Schutt liegt, oder unbevölkert und nahrlos. Es wurde zum Theil Unterthan dem Kloſter. — Der Prozeß, den die Bürger der Stadt Rheinau gegen dieſe drükende Obergewalt des ſogenannten Gotteshaus geführt haben, gieng ſowohl vor der Geſandtſchaft zu Frauenfeld, als auch vor den acht Schirm-Orten für die Bürgerſchaft verlohren. So war alſo für Schweizer nie keine Hülfe — wenn ſie gegen den Unterdrücker oder gegen die obern klagten; — daher aller Patriotismus dahin ſchwand.

Italiäniſcher Vogteyen Aufruhr.

1755. War ein Aufruhr in dem Livinerthal, der Kanton Uri mit anderer eidgenößiſchen Hülfe, zog mit Kriegsmacht dahin, und unterdrückte den Lerm; — 3 von den oberſten Theilhabern wurden mit dem Schwerd gerichtet. —

Erdbeben, durch die ganze Schweiz.

1755. Den 9. Chriſtmonat, war eine noch nie in der Schweiz ſo heftig und ſo fürchterlich verſpürte allgemeine Erderſchütterung. Die Städte bebten; die Berge zitterten, die Waſſer tobten und kochten; Dampf und Nebel ſtieg aus der Erde — die ganze Alpenkette — die Schneegebirge vom Tyrol, vom Gotthard bis zum Bernhardsberg und Montblanc ſchwebten und wurden aufgewiegt; — die andere Seite von Baſel bis Genf, die ganze 40 Stunden lange Kette des Juragebirgs wankte hin und her: — Häuſer ſtürzten ein; Schlöſſer und Kirchen bekamen Sprünge; die Glocken ſchlugen an; Schwefelgeruch war in der Luft. — Man glaubte, daß es mit uns aus ſeye! — — (Im Jahre 1762 und 1764 waren ebenfalls heftige ſtark gefühlte große Erſchütterungen!)

Katholiſches Bündniß.

1756. Im Herbſtmonat ſchloſſen die 7 katholiſchen Kantone nebſt der Republik

Wallis ein neues Bündniß unter ſich; wobey die Kantons mit vieler Anmaſſung ſich als die ächt ſchweizeriſche Verbindung erklärten. Dieſer Bund wurde von den reformirten Kantonen nicht gern geſehen.

Straſſenbau, in der Schweiz.

1756 bis 1764 wurde Berns neuer Straſſenbau, durch den ganzen Kanton beendigt. Dieſer Stand gab der Schweiz das Muſter. Dieſe Straſſen, welche vorzüglich gut ſind, und oft mit groſſer Mühe durch Felſen gebrochen und über grundloſes Feld geführt werden mußten, haben der Regierung viel Ehre gemacht. — So wie es gar nicht zu verkennen iſt, daß dieſe Sorgfalt für öffentliche Anſtalten, für Straſſen, Zollſtätte, Brücken, Staatsgebäude den Charakter der ariſtokratiſchen Regierung auszeichnete, ihren Wohlſtand den Fremden vornemlich bekannt machte, und ſelbſt in dem Geiſt der Einwohner ein gewiſſes Gefühl von Größe erweckte, daß auch der Fremde ſich reicher fühlte und glaubte als er es war, ſo bald er im Berner Gebiet ankam und da lebte. —

Zu den öffentlichen Anſtalten gehören freylich vornehmlich auch Sitten-Bildung — gute Erziehung; alſo Schulen! und unausſprechlich wenig war hierinn gethan! Das iſt der ſchwarze Schatten, neben dem vielen Licht! —

Toggenburger Händel.

1759. Waren die Toggenburger Landleute abermal ſehr in Bewegung mit ihrem geiſtlichen Fürſten, wegen der ſchon ſeit 50 Jahren geführten Beſchwerden; der Abt von St. Gallen und ſein geiſtlicher Rath, quälten dieſe Leute hart; die Städte Zürich und Bern haben ſchon vor vielen Jahren die Sachen vermitteln und die Beſchwerden gründlich heben ſollen; aber auch das Geſuch der Landleute nur mit Machtſprüchen unterdrückt, daß alſo der Haß nur immer lebhafter wurde. Bern, Zürich haben ſodann zu ihrer Rechtfertigung im Jahr 1759 eine Druckſchrift ausgehen laſſen, der Titel iſt: „Der Hochgeachten Herren Ehrengeſandten, Zürich, Bern und St. Gallen, Ausſchreiben an die Landleute in Toggenburg, ſelben verweislich

vorrückend, ihr unruhig und undankbares Betragen gegen die beiden hohen Stände, und ihre Widerſetzlichkeit gegen die Vergleichs-Handlung von 1755.“ Und wie freundlich der Herr Abt von St. Gallen mit ſeinen lieben Angehörigen ſprach, mag folgender Titel ſeines Manifeſtes zeigen:

Amneſtie, ſo Celeſtinus, Abt von St. Gallen über die Toggenburger Wühlereyen ergehen laſſen; den 7. April 1759 in 4°. 4 Seiten. So iſts! — was man ſchlecht ſchlichtet — bricht leicht — Machtſprüche überzeugen nicht — — Gewalt iſt nicht das Recht. —

Berner ökonomiſche Geſellſchaft.

1760. In Bern gab eine Geſellſchaft von Oekonomen und Freunden der Landwirthſchaft zum erſtenmal ihre Arbeiten in Druck. Der Stifter war J. R. Tſchiffeli, (Chorgerichtſchreiber.) — Er lud alle Kenner und Liebhaber nützlicher Künſte ein, ſich mit ihm zu vereinigen, ihre Erfahrungen und Beobachtungen über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände, als Forſtbau, Akerbau, Pflan-

Pflanzenkenntniß, Gemeinheitsgüter, Obſt- und Rebbau, Naturhiſtorie überhaupt, Viehzucht, Stadt- und Landpolizey — Maaß, Gewicht, Handlungs-Vortheile, Sicherheitsanſtalten, u. d. gl. — erſt der Geſellſchaft zur Prüfung, und dann wenn ſie ſolche nützlich gefunden, auf Koſten der Geſellſchaft dem Druck zu übergeben! — Schön, wahrlich ſchön! dieſer Geſellſchaft hat die Schweiz viel von ihrem **Wohlſtand** zu verdanken!

Auch Fremde nahmen Theil daran, und die Geſellſchaft hatte Mitglieder aus allen Gegenden von Europa und unterhielt den weitläufigſten Briefwechſel.

Tſchiffeli ſtarb den 15. Jenner 1780 und war gebohren den 21. Dezemb. 1716.

Häuſerzahl im Kanton Bern.

1764 machte man eine vollſtändige Liſte von allen Feuerſtellen im Kanton, und fand die Zahl 73876 Häuſer.

Der Kanton Schwyz von der Allianz ausgeſchloſſen.

1764. Der Kanton Schwyz allein hatte bey der Kapitulation ſich geweigert, Truppen in franzöſiſche Dienſte zu geben, weil Bern und Zürich eine vortheilhaftere Kapitulation als die Katholiſchen für ihre Regimenter ſchloßen; alſo wollte es die Kapitulation nicht unterſchreiben; der Erfolg war, daß die Krone Frankreich dieſen Stand vom Bund, ja ſogar vom ewigen Frieden ausgeſchloſſen, und aller Vorrechte der Schweizer unfähig erklärt, und alle Völker aus dieſem Kanton zurückgeſchickt hat. — (Siehe **Hallers Bibl.** der Schweizer-Geſchichte, 6r. Band Seite 101.)

Sollte vielleicht dieſer alte Haß auch mit Schuld ſeyn, daß der Kanton Schwyz fortwährend, am längſten und hartnäckigſten gegen die Franken in der Schweiz ſtritt?

Luzern richtet ſtreng.

1764. Junker Lorenz Placidus von Schuhmacher ward 1764, Mittwochs

vor Pfingſten zu Luzern öffentlich enthauptet, weil er einer Meuterey beſchuldigt worden; auch ſein Vater, der Sekelmeiſter des Standes, ward ſchon 1762 entſetzt. Der Mann klagte ſchrecklich, daß ihm unrecht geſchehen!

Veltlin empört ſich.

1764. Entſtunden heftige Streitigkeiten der Landleute im Veltlin mit der katholiſchen Geiſtlichkeit, welche nach und nach die beſten Güter des Landes an ſich kaufte, und die alten Einwohner drückte und verdrängte. In den meiſten katholiſchen Ländern machte man der Geiſtlichkeit den Vorwurf, daß ſie ſich mit liegenden Gütern gar zu ſehr bereichern, und des Landes Reichthümer dadurch in todte Hände kommen; und dies immer mehr und mehr überhand nehme, ſo, daß die höchſte Noth da ſey, der Sache Einhalt zu thun. — (Dies klagte auch Luzern und gab Geſetze dagegen.) Dieſer Streit gab aber zu ſchrecklichen Händeln Anlaß, wovon man ganze Bände anfüllen könnte. —

1783. Gerieth das Veltlin völlig in Aufſtand. Kein Landvogt war mehr ſeines

Lebens ſicher. Das Volk war ſo erbittert und irre gemacht, daß es auf Leben und Tod ſich herum ſchlug.

Einſiedler-Rebellion.

1764. Brach ein gewaltiger Auflauf und Sturm in dieſer Gegend aus; — die Leute waren über den Druck des Kloſters höchſt aufgebracht. Wenigſtens war der kühnere Theil, der wohlhabende und aufgeklärtere unter den Mißvergnügten. Man ſchlug einen Vergleich vor, der aber nie zu Stande kam; inzwiſchen rief das Kloſter und Herrſchaft Einſiedlen die Landsgemeinde von Schwyz zu Hülfe; und nach der Vorſprach zweyer Pfaffen, die vor der Landsgemeinde von Schwyz eine hochtrabende Rede hielten, ward beſchloſſen, den Aufrührern den Prozeß zu machen; drey von den Häuptern der Empörung wurden zum Tode verurtheilt; zwey hatten ſich aber ſchon durch die Flucht gerettet; und vierzehn andere mußten im Namen aller Theilhaber — vor dem Fürſt Abt — kniefällig um Verzeihung bitten. Dieſes abermalige Pfaffen-Geſchäft ſchloß ſich erſt den 26. May 1767.

Den Kornhandel betreffend.

1765. Wurde durch Scharfrichters Hände verbrannt, ein gedrucktes Werklein: „La manière de faire le monopole des bleds dans le Canton de Berne.“ — Es gieng dieſe Schrift den Kornhandel der Regierung von Bern an, der, wie dieſer Verfaſſer darthun wollte, dem Lande mehr als die gröſte Auflage ſchade — und nothwendig ſtets fortdaurende Brodtheurung verurſachen müſſe.

Ragaz *) verbrannt.

1765. Verbrannte dieſer Flecken, durch ein ſonderbares Schickſal. Der neuerwählte Landvogt Hr. Jenner von Bern, kam eben daſelbſt an, ſaß am Mittagseſſen, als ihm zu Ehren einige Schüſſe geſchahen; einer dieſer Schüſſe gieng in einen Heuſtock, wo auch Flachs lag, und gleich war die Scheuer in Brand; der ſtarke Wind, ſo

*) In der Landvogtey Sargans. Wurde von den 8 alten Kantonen regiert.

eben gieng, verbreitete das Feuer ſo ſchnell, daß in einer Stunde der ganze ſchöne Flecken in Flammen ſtund. — Von 113 Häuſern blieben nur noch die Mauerſtöcke ſtehen. —

Neuenburger Unruhen.

1766 fiengen ſolche an; der König von Preuſſen hatte neue Pächter ins Land geſandt, und der in Bern verlohren gegangene Prozeß, gab auch dazu Anlaß. — Der höchſte Rath von Bern urtheilte über die Beſchwerden des Volks nicht zu Gunſten des Volks. — — Gaudot, Generaladvokat des Königs, ward in einem Volksaufſtand in Neuenburg ermordet. Es kamen im Jahr 1768 aus 4 Kantonen Truppen an; die mehreſten aber lieferte Bern, und General Lentulus zog gleich darauf als Gouverneur daſelbſt ein, und ſchlichtete die Händel. —

Zug ſtraft Untreue der Regenten.

1767. Wurden einige Landammannen und Rathsherrn in Zug verurtheilt, weil ſie die von Frankreich auſſerordentlich all=

jährig gezogenen Penſionen hinterhalten, und dem Staat nicht verrechnet hatten.— Dergleichen Beyſpiele könnten mehrere ſeyn. Dieſer Vorfall aber wurde öffentlich durch gedruckte Schriften bekannt gemacht. Zug im April 1767.

Kleiderordnung von Bern.

1767. Gab die Berner Regierung eine Kleiderordnung. Sie verbot Kleider mit Silber und Gold beſetzt; Kleider mit Spizen; Kleider von Mancheſter und Sammet; (Hoſen und Weſten waren von dieſen Stoffen erlaubt.) Frauen ſollen keine gute Perlen tragen, falſche zu tragen ſind ihnen erlaubt. Sie ſollen keine Sammetkleidung, keine Poſchen und Reifröcke tragen.

Leider ſind die aufgekommenen modiſchen engliſchen und franzöſiſchen Kleidungen noch üppiger und koſtbarer, da ſie keine Dauer haben, und die Weiber zu Koketten und Buhlerinnen machen.

Das männliche Geſchlecht hat ſich immer durch beſcheidene Kleider ausgezeichnet. Dies ſey zu ſeiner Ehre hier für die ganze Schweiz geſagt.

Berns Sittenveränderung.

1767 hielt Profeſſor Walther in Bern eine öffentliche Rede, worinn er den Sittenverfall ſeiner Vaterſtadt anzeigt: „Armuth wurde zur Schande. Häuslichkeit zur Karg-heit. Stolz und Hoffart vergrößerten unſre Bedürfniſſe. Der Handel überſchwemmte das Land mit entbehrlichen Waaren. Bürger und Unterthanen, alles ward von der Mode beherrſcht. Von auſſen ſchien alles im Ueberfluß und Reichthum. Aber bey dieſem ſcheinbaren Reichthum verarmten wir ſichtbarlich. Unſchuldige wurden mit den Schuldigen in Armuth geſtürzt; man bezahlte den Handwerksmann nicht mehr ordentlich, oder er mußte ſeinen Lohn erbetteln oder erſtreiten. Zahlſüchtige Schuldner zogen andere mit in Abgrund. Wir erhielten mehr Mandata und Geldstags-Verordnungen, als vorher in hundert Jahren nicht geſehen waren, und ſie dienten nur, ein ränkevolles, ſchwelgendes, verächtliches Volk dazuſtellen.

Um die Billigkeit und das Recht kraftlos zu machen, ſtudierte man Rechtsgelehrtheit; — und um die Ungerechtigkeit ver-

theidigen zu können, um mit Lügen und Chikane — gegen Ehrlichkeit und Treue ein Gewerb zu treiben — ſo thaten ſich überall feile Schutzredner hervor, die vom Gewerb des Unrechts fett wurden.

Landwirthſchafts = Zuſtand.

1768. Während daß der Handel mit Fabrikwaaren und Käſe ſo ſtark gieng, lieſſen viele Bauern ihre Aeker zu Wieſen umſchaffen; beſäeten ſie mit Klee, Eſparſette, und Erdäpfeln; das Brod war alſo ſtets theuer. Das Futter für Pferde wurde ſehr gut bezahlt, da der Transport häufig war. Viele Gegenden lieſſen den Pflug und Akerung ganz eingehen, und das verurſachte bey den Bürgern in Städten eine immerwährende heimliche Theurung. — Der Handwerksſtand ward ſichtbarlich niedergedrückt, und konnte nicht blühen. — —

Allgemeine Landestheurung.

1770 war eine große Theurung in der ganzen Schweiz; man tadelte damals laut und in gedruckten Schriften, daß einige reiche Kantone den Kornhandel hemmen;

groſſe Magazine anlegen und den Fruchtpreis auch in den beſten Jahren der Fülle nicht haben ſinken laſſen, ſondern durch Aufkauf und Aufſpeichern die Naturreichthümer vergraben, zum Theil durch die vielen Kornhäuſer, wo vieles verfaule und zu Inſekten werde, ein bleibender Wucher in den erſten Nothwendigkeiten des Lebens entſtehe. Andere behaupteten durch die großen Kornmagazine verhüte die Obrigkeit, daß nie gar zu wohlfeile Preiſe in der Schweiz entſtehen, damit der Landbauer deſto ſicherer ſeinen Gewinn ziehe und ein Mittelpreis erhalten werde; Landbauern und Zehndbeſitzer waren alſo in der Theurung nicht im Schaden wohl aber im Gewinn. — —

Man ſperrte die Ein= und Ausfuhr von einem Kanton in den andern; und dieſes hat der Einigkeit und Freundſchaft der Schweizer einen tödlichen Stoß gegeben. — Man denkt daran!

Oeſtreichiſche Todtengrüfte zu Königsfelden geleert.

1770. Führte man, auf Verlangen der Kayſerinn Maria Thereſia — die Gerippe und

Särge aus der Todtengruft zu Königsfelden aus der Schweiz nach dem Kloſter St. Blaſien auf dem Schwarzwalde. Es waren etwa 60 Leichen, die mit allen Ceremonien abgeholt, feyerlich aus den Gewölbern genommen, und auf Trauerwagen ihrem neuen Begräbnißorte zugeführt wurden. Darunter waren die Leichname von Kayſer, Herzogen, Grafen, Königstöchtern, Prinzeſſinnen, Ritter ꝛc. ꝛc. auch die des bey Sempach erſchlagenen Herzog Leopolds.

Da die Schweiz vor 350 Jahren noch Oeſtreichiſch-Kayſerlich war, ſo lagen alſo in dem Land ſeine Prinzen und Prinzeſſinnen! Zu den eigenthümlichen öſtreichiſchen Erbgütern gehörten: Die Grafſchaft Habsburg, Lenzburg, Baden, das Thurgäu, das Argäu, Luzern, Freyburg, Zug, Surſee, Sempach, Glarus nebſt den kleinen Kantonen; und die Hauptſtädte, Zürich, Baſel, Schaffhauſen, u. ſ. w. — waren Reichsſtädte, unter kayſerlichem Schutz. Im Jahr 1474 errichtete Oeſtreich den erſten ewigen Erbverein mit der Schweiz. Und der letzte Vertrag wurde 1654 geſchloſſen.

Die Theurung währt fort.

1771. Bey der anhaltenden ſchrecklichen Theurung haben ſelbſt die Eidgenoſſen gegen einander die Fruchtſperre angelegt, und viele Berg-Kantone wären verhungert, hätte man ihnen nicht noch aus Italien etwas zukommen laſſen. — Die Fruchtſperre eines Kantons gegen den andern, war im Innern der Schweiz ſo ſtark — daß man ſogar Grüſch und Gries nicht einander abfolgen lies. — So handelten Brüder in der Noth gegen Brüder! Schande für die Menſchheit! Auch der Verkauf des Viehes und der Molken und Käſe war eine Zeitlang eingeſtellt. — Die reichen Kantone, die voll gefüllte Kornhäuſer hatten und mit viel baarem Geld kaufen konnten, vermehrten noch die Theurung durch gewaltſame erzwungene Aufſpeicherung! — — —

Erdbeben.

1773 ward ein ſtarkes Erdbeben durch die ganze Schweiz verſpürt; beſonders in den kleinen Kantonen, an dem vier Wald-

ſtätterſee. Ein feurige Kugel flog durch die Thäler, und hatte viele Flammenſtreifen hinter ſich. Ein heftiger Föhnwind gieng vorher. Beſonders fühlbar war das Erdbeben im Glarnerland und oben am See bey Brunnen und Altorf. So ſiehet man nicht weit von Brunnen ein enormes Felsſtück, das ſich von der ungeheuren Höhe des Berges losgemacht hat, und in den See hinabſtürzte, wo es jetzt wie eine Felſenpyramide mitten im Waſſer ſteht. Durch dieſes Erdbeben hat die ganze Steinmaſſe gezittert. Das große Erdbeben vor 10 Jahren hat auch ein ſchreckliches Andenken bey den Einwohnern dieſes Landes zurückgelaſſen. Sie erzählten mir, daß die Steine überall herabrollten, daß alte Schlöſſer, die da und dort noch ſtuhnden, umgeworfen wurden, daß der See brauſete und tobte wie wenn ein Meerſturm gehet; zu Zeiten kochte und ſprudelte das Waſſer wie in einem Keſſel ſiedend.

6 Jahre ſpäter war der See bey Luzern wie faul, alle Fiſche erkrankten, und die Ausdünſtung war ſo giftartig, daß viele Leute wie von einer anſteckenden Seuche ſtarben.

Jeſuiterorden aufgehoben.

1774. 17. Jenner trat eine Regierungskommißion in das Refektorium der Jeſuiten in Luzern; die Glieder des Ordens ſtunden alle in ihrer Jeſuiter-Kleidung und Mänteln ganz traurig da; als ihnen in einer lateiniſchen Rede — der päbſtliche Befehl kund gethan wurde. — Man nahm ihnen die Kollegien- und Kirchenſchlüſſel ab, ermahnete ſie ihre Jeſuiter-Kleidung abzulegen, und die von der Obrigkeit hergeſandten neuen langen Abbe-Kleider anzuziehen, und das Haus zu verlaſſen. Die Jeſuiter-Brüder erhielten blaue Röcke; des andern Tags verſammelten ſich die Patres als Weltgeiſtliche und legten ihren Amts-Eid ab — vornemlich die Jugend zu unterrichten. — Wer weltlich werden wollte, konnte es. —

Der Orden war gerade auf den Tag, 200 Jahre in Luzern etablirt. Am Freytag vor St. Antoni 1574 ward ihre Annahme in Luzern beſchloſſen; und 1774 am gleichen Untonitag ward erkannt, ſie nach päbſtlichem Befehl, der vom 21. July und 13. Auguſt 1773 datirt war, aufzuheben.

In Deutſchland und Italien wurden ſie ſchon 1773 faſt überall, in Frankreich ſchon 1762 — aufgehoben.

Solothurn hatte auch ein ſchönes Jeſuiter-Kloſter, ſo um dieſe Zeit ebenfalls aufgehoben wurde.

1758 wollten ſich die Jeſuiten auch im Kanton Schwyz ſezen; und hatten einen vornehmen reichen Mann von Schwyz bewogen, daß er ihnen 80000 Gulden an Kapital ſchenken, nebſt ſeiner eigenen Wohnung, Güter und Wieſen zum Kloſter geben wollte; aber die Landesgemeinde ſtimmte laut gegen die Jeſuiten, und machte ein Geſetz, daß bey hoher Strafe, ſich niemand mehr erfrechen ſoll, einen ſolchen Antrag zu thun! —

Lotterieverbot in Baſel.

1774 gab der löbl. Stand Baſel eine vortreffliche Verordnung gegen alle Zahlen-Lotterien — einheimiſche und fremde. — Die Austheilung der Billets von Lotteriekollecktoren ſoll mit 100 neuen Thalern Strafgeld geahndet werden. Erneuert den 3. Auguſt 1776.

Zürich, Vergiftung des Kelchs.

1776. Die Vergiftung des Nachtmalweins zu Zürich im Herbſt 1776 darf in einer Schweizerchronik nicht vergeſſen werden. Es zeigte höchſte Sittenverſchlimmerung an; da man ſogar auf mehrere Perſonen Argwohn warf, aber nicht beweiſen konnte. Der Antiſtes Ulrich, nannte damals den Vorfall: „Das zur Mördergrube gemachte Bethaus.“ — Und Lavater nannte das Verbrechen mit den ſchrecklichſten Namen und Verwünſchungen.

Bund mit Frankreich.

1777. Den 28. May ward zu Solothurn, der letzte Bund mit dem König von Frankreich, Ludwig XVI. und der ſämmtlichen Eidgenoßſchaft — unterzeichnet. Auch der Kanton Schwyz nahm wieder Theil daran, der vorher ausgeſchloſſen ward; und der König ſagt in der Einleitung zu dieſem Bund: „Er ſuche alle Stände der Eidgenoſſenſchaft durch dieſes einzige und

nämliche Bündniß mit ſeiner Krone ſo zu vereinigen, daß die Eintracht, Glückſeligkeit und Sicherheit der Eidgenoßſchaft befeſtiget werde.“

Die vollſtändigen Aktenſtücke zu dieſem Bündniß und das Bündniß ſelbſt findet ſich gedruckt in dem Füßliſchen Schweizer-Muſeum, Jahrgang 1793. (4tes Heft.)

Streit über den Souverain in Zürich.

1777. Bey Gelegenheit der Erneuerung des Bundes mit Frankreich entſtand in der Stadt Zürich zwiſchen den dortigen Bürgern ein harter Streit — über die Frage: Wer der Souverain von Zürich ſey? — Ob der Magiſtrat allein — oder die Bürger, oder die geſammte Volks-oder Gemeinds-Verſammlung? Wer Allianzen — wer Krieg oder Frieden ſchlieſſen könne? — Das alles wurde aber mit Blitzſchnelle unbeantwortet beygelegt. —

In ältern Zeiten fertigten die von Zürich ihre Haupt-Befehle ſo aus: „Wir Bürgermeiſter, der Rath, die Zunftmeiſter, der große Rath und die ganze Ge-

meinde der Stadt Zürich — thun kund männiglich u. ſ. w.

Die letzten eidgenößiſchen Geſandſchaften an den franzöſiſchen Hof.

Der Zuſtand der Schweizer unter den Königen von Frankreich wurde öfters ſehr mißlich, und von Jahr zu Jahr fühlte man ſtärker die Abhängigkeit von dieſem Reich. Viele Patrioten klagten darüber, und wünſchten lieber gar keinen Bund, als einen der ſie knüpfte. — Kluge Staatsmänner aber ſahen, daß ſich die Zeiten geändert hatten, und man geſchmeidiger werden mußte; das Verhältniß war jetzt des Schwachen gegen den Starken. Dies fühlte man ſchon vor 150 Jahren!! Ein paar Beyſpiele mögen dies beweiſen.

Im Jahr 1650 ſchickte die ganze Eidgenoßſchaft eine Geſandſchaft nach Paris an den König — um die rückſtehenden Gelder einzufordern; — ſie kamen zu einer Zeit an, wo eben nicht viel baares Geld da war, weil eben ein ſchwerer Krieg das Königreich erſchöpft hatte. — Indeſſen hätte der König doch gerne die Schweizer befriedi-

get. — Die Königinn machte den Antrag, zur Sicherheit der Eidgenoßſchaft einige von ihren Kleinodien zu hinterlegen. — Daß dies die Schweizer annahmen, brachte nun den ganzen Hof gegen die Geſandte und gegen die Schweizer auf; ſie wurden auf die ſchimpflichſte Weiſe behandelt. Man machte ihnen den Rang anderer Geſandten ſtreitig — weil ſie Dienſtgeld nähmen; man wollte ſie nicht zur Audienz abholen laſſen. Und als im Jahr 1687 die letzte Geſandtſchaft von Bern und Zürich, wegen den Angelegenheiten von Genf auf Paris kam, lies ſie der König Ludwig XIV. nicht vor ſich; ſie unterhandelten alſo mit dem Miniſter allein; als ſie abreiſen wollten, ſchickte zwar der König einem jeden Geſandten eine goldene Kette nebſt dem Bildniß des Königs; — ſie nahmen es aber nicht an, indem ſie ſich entſchuldigten: „Sie haben das Urſtück ſehen wollen, nicht das Bildniß!“ Hiemit endigte ſich die letzte eidgenößiſche Geſandtſchaft an den franzöſ. Hof“ — (Umſtändlich ſtehet dieſes in Hrn. Füßlins Schweizermuſeum 1793. S. 881. u. folg.)

Ihr Schickſal mit Frankreich haben ſich indeſſen die Schweizer ſelbſt verſchlimmert. Sie nahmen zu ſtarke Penſions-Gelder, Hono-

ranzen ꝛc. ꝛc. — begehrten ſtets Geld *), wollten immer gleiche Vorrechte, ob ſie gleich weniger nützlich wurden; ſie zehrten immer auf die Verdienſte ihrer Urväter hin, die ſich um den Thron wichtig gemacht. — Frankreich fühlte die ſtarken Summen, die es ſchon an die Schweizer bezahlt hatte, und wie es durch ſeine Allianz die Unabhängigkeit dieſes Staats ſeit Jahrhunderten geſichert hatte; und daß dies kein König thut, ohne gegenſeitige Vortheile zu ziehen, daher das Mißverhältniß immer ſtärker ward; die Schweizer konnten den Franzoſen nicht mehr ſo wichtig ſeyn, als vormals, und die Schweizer — ohne Frankreich — waren in einer noch mißlichern Lage — dieſes hatte den Vortheil gegen den andern völlig aus der Balance gebracht.

Franzöſiſches Werbrecht und Truppen-Beſoldung.

1777 waren nach genauer Zählung wirklich in dieſem Jahr 15981 Mann — Schwei-

*) Man nannte ſie nur die Kronenfreſſer! Nach einer gedruckten Berechnung der Staatsgelder von Frankreich kommt vor: Aux XIII Cantons Suisses — ſo ungeheuere Summen ſind.

zer-Truppen, in franzöſiſchen Sold; hundert Jahre vorher waren es um die Hälfte mehr. — Ein Schweizer-Infanterie-Regiment, war 1292 Mann ſtark, und koſtete dem König jährlich 2003480 Gulden; der gemeine Soldat hatte 70 Gulden an Geld; vor hundert und mehr Jahren hatte er bis gegen 200 Gulden. — Hingegen bekamen in dieſem Jahrhundert die Offiziere ſtärkere Penſionen, als in den vorigen Zeiten.

Ein Schweizer-Rekrute erhielt, wenn er Dienſte auf 4 Jahre in Frankreich nahm, 40, 50 große Thaler Handgeld. — Und wenn dieſe 4 Jahre verſtrichen waren, durfte den Soldaten niemand halten; denn er war vollkommen frey.

Die reformirte Kantone (Bern, Zürich und andere) hatten für das Werbrecht keine Penſion angenommen, wie in den kleinen Kantonen, dagegen hatten ſie vortheilhaftere Dienſtbeſoldung.

Jährlich zahlte der König an die kleinen Kantone für das Werbrecht über 6000 Louisd'ors. — Die Summen ſind für jeden Diſtrikt beſtimmt geweſen, zum Beyſpiel: Unterwalden nid dem Wald bekam jährlich 6000 Franken; im Glarner Kanton bezog der Aktivbürger 2 große Thaler

jährlich; und ſo theilte man per Kopf — die treffende Summen aus: Andere legten die Gelder zu gemeinem Nutzen zuſammen, wie Uri u. ſ. w.

Ludwig XIV. zahlte in 22 Jahren an die Schweizer 32 Millionen und 120000 Gulden!! Die Rubriken der Zahlungen waren: **Friedgelder, Standsgelder, Staatsgelder, ausserordentliche Honoranzen, Privat-Penſionen** ꝛc. — (S. Schlözers Briefwechſel 6er. Band S. 75. Auch in Büſchings Magazin findet man eine Berechnung.)

Ungeheure Geldſummen ſind ſeit 250 Jahren von Frankreich an die Schweiz bezahlt worden, daher man nie ſagen konnte, die Schweiz war frey! denn wer Miethgelder nimmt erkennt einen Höhern über ſich. Und durch das uns Geld hingeben, verlohren die Schweizer die Achtung bey vielen Nationen. Das hat auch den Muth der Nation nie für die wahre Freyheit ſtimmen können, da ſie immer im Dienſt der Könige und Fürſten in halb Europa zerſtreut waren. Der **holländiſche Kriegsdienſt** bildete den Mann noch am beſten. Er war der Nation wirklich nützlich und ehrenvoll — als republikaniſcher Dienſt auch angemeſſener, weil die Sitten weniger verdorben wurden.

Heidеggers Tod.

1778. Den 2. May, ſtarb Bürgermeiſter Heidegger von Zürich — der ſich durch einen ſehr guten Karakter ſchätzbar gemacht hat; und deſſen Verdienſte noch größer um ſein Vaterland und die Schweiz geweſen wären, wenn er hätte frey wirken können. Er bekam viele Feinde, daß er das Bündniß mit Frankreich Ao. 1777, ernſtlich empfahl, und der Schweiz nichts beſſers zu ihrer Sicherheit anrathen konnte — als die Gunſt von Frankreich. Er lies die Bauern ſeines Kantons zu ſich auf ſeine Stube kommen, und unterrichtete ſie in den neuen Entdeckungen in der Landwirthſchaft; ſo wie er ſelbſt ein äuſſerſt ämſiger Landbauer war.

Hallers Tod in Bern.

1777. Den 12. Dezember, 70 Jahr alt, ſtarb der berühmte Naturforſcher, Mediziner und Philoſoph Albrecht Haller. — Er war einer der berühmteſten Männer ſeiner Zeit. Kurz vor ſeinem Tode beſuchte ihn auf ſeinem Krankenzimmer Kayſer Jo-

ſeph II. der in ihm, wie er ſagte, den gröſten, geiſtreicheſten und gelehrteſten Mann bewunderte, den er jemals ſah. —

Und höre es Nachwelt: Haller ſetzte ſeinen gröſten Ruhm im Leben und Sterben darein: ein Chriſt zu ſeyn! Das neue Teſtament zu ſtudiren, ſagte er, hat mir unendliches Vergnügen gewährt, denn nie war ich des Umgangs mit Gott gewiſſer — als wenn ich ſeinen Willen in dieſem göttlichen Buch laſe. —

Haller ward gebohren in Bern, den 16. Oktober 1708. Sein Vater war Bürger von Bern und Landſchreiber zu Baden. —

Haller kannte die gelehrten Sprachen vollkommen, und die Europäiſchen redete er faſt alle.

Von Perſon war er groß und majeſtätiſch; er hatte eine ausdruksvolle Mine. Er war ohne Eigenliebe — und gerieth bey keinem gelehrten Streit in Hitze, nur wenn die Sache der Religion mißhandelt und die Sitten beleidiget wurden, da fühlte er Aergerniß, und dann war ſein Ton heftig und entſcheidend.

Helvetien darf an dieſen herrlichen Sproſſen ſeiner Männerwürde mit Ehrfurcht denken.

Schulanſtalten.

Seit den Jahren 1776 — 1786 wurden faſt überall in den Städten der Schweiz die alten Schulen umgewandelt; man wollte neu ſeyn; an die Dörfer dachte man nicht; die Städtiſche Jugend wurde gemodelt, nicht gebildet — da erſchien ein Erziehungsplan über den andern. Man ſtürzte die alten Lehranſtalten zuſammen, weil ſie alt waren; und errichtete Realſchulen, Kunſtſchulen, Philantropien, Hausſchulen, Militärſchulen, Patrizierſchulen, Töchterſchulen und Penſionsanſtalten. Alle dieſe Plane waren leichter zu machen als auszuführen, ſagte Haller. Man bildete nur den Kopf nicht das Herz. —

Man hätte das Alte, Unbrauchbare verbeſſern können und ſollen; aber die Sucht alles zu verändern — gute Anſtalten umwerfen, blos weil ſie alt ſind — das war Schande für Schweizer, das war ein mächtiger ſtarker Vorgänger zur Revolution. —

Verbot der Schweizerwaaren im Oeſtreichiſchen.

1781. Gleich beym Anfang der Regierung Kayſer Joſephs — nach dem Tode ſeiner Mutter Maria Thereſia, (welche den 29. November 1780 ſtarb) wurde die Einfuhr der Schweizer-Handelsartikel verboten, welches unſern Manufakturen wieder einen gewaltſamen Stoß gab. — Man mußte nun durch Kontrebande oder mit ausſerordentlichem Riſiko und mit Auflagen zollen, was man in die öſtreichiſchen Staaten einbringen wollte. —

Lernet hieraus, Helvetier! daß nicht Handelſchaft, nicht Reichthümer, euren Wohlſtand ausmachen ſollen. Euer brafer Geſchichtſchreiber Müller räth euch: „Abhärtung des Körpers, bey Uebung in anſtrengender Arbeit! — daß möglichſt Wenige eine Lebensart wählen, die Geld einbringt, aber aufhört, wenn andere Völker auch klug werden, und ſodann geſchwächte Körper, üppige verdorbene Menſchen hinterläßt; — Feldbau, Viehzucht, und ſtatt Aufwand — die alt ſchweizeriſche Einfach-

heit der Sitten und des Hausweſens: — Das erheitert und ſtärkt und macht wahrhaft unabhängig und frey!" —

Appenzeller Mouſſeline-Fabriken.

1781. Um dieſe Zeit fieng man im Appenzeller-Land an, Mouſſelin zu verfertigen, da der Leinwandhandel, der 200 Jahre lang das Land ernährte, ſeit 30 Jahren ſtark abgenommen hatte. Die Mouſſeline wurden ſo ſchön und gut verfertiget, daß davon weit verſandt wurde, und die Schweizer- oder wie man ſie nannte: St. Galler-Mouſſeline, den Vorzug hatte. Von St. Gallen und von Herisau aus geſchah der Hauptvertrieb. Dieſer neue Handelszweig brachte ſehr viel Geld ins Land — und dieſes iſt in einer Chronik allerdings bemerkenswürdig, weil dadurch auch die Leute gleichſam ihre Sitten änderten, erfinderiſcher und weltkluger wurden, aber auch für das Wohlleben empfänglicher; denn dieſe leichte Art von Erwerb ſchuf Ueppigkeit, Verſchwendung, ſelbſt Stolz und Uebermuth, und Vernachläßigung des Ackerbaues. —

Handelsprivilegien in Frankreich förmlich den Schweizern abgeſagt. —

1781. In dieſem ganzen Jahrhundert ſtritten die Schweizer für ihre alten Handels-Privilegien in Frankreich. Sie lieſſen ſich nicht irre machen, wenn man ihnen ſchon erklärte, die alten Vorrechte gelten nicht mehr; durch Vorſtellungen und wie einige glaubten — Beſtechungen, hatten ſie immer wieder neue Begünſtigungen erhalten, aber auch von Zeit zu Zeit neue Weigerungen und Chikanen erlitten, ſo, daß der Streit immer wieder aufs neue anfieng, und wenn ſie eine Zeitlang ruhig ihre Vortheile genoſſen, ſo kamen bald die böſen Stunden darauf. — 1750, 1756, 1768 waren die Klagen wieder laut; — man gewann etwas, aber nicht viel. Nun kam die Sache im Jahr 1775 wieder zu einer Hauptklage. — Die Kaufleute und Magiſtrate der Städte gaben ihre Gerechtſame bey dem franzöſiſchen Hofe nachdrücklich ein, verlangten neue und vollſtändige Beſtätigung ihrer alten Rechte, wel-

ches eben das Mittel war, zulezt alles zu verlieren. Denn der König antwortete nun beſtimmt: „Das ſeyen **Begünſtigungen und einzelne Bewilligungen, die keinen Vertrag ausmachen**; nur auf beſondere Fälle ſeyen ſie geſtattet, und hängen ganz allein vom guten Willen des Königs ab. — Zulezt ſchlug die Regierung vor, wenn man den franzöſiſchen Unterthanen in der Schweiz die gleichen Vorrechte erlauben wolle, ſo ſey man geneigt, ſie auch den Schweizern zu beſtätigen. Welches aber zu bewilligen die Kantone nicht für gut fanden; folglich hörten ſie nach und nach auf, und durch einen königlichen Befehlsbrief (Edikt) vom Jahr 1781 ſind die Privilegien den Schweizern gänzlich abgeſagt; ein Verluſt, der groß war, da ſonſt die Schweizer durch ganz Frankreich ihre Waaren Zollfrey führen konnten, keine Auflage und keine Taxe zahlten. — Beſonders trieben die Schweizer Kaufleute, die in Frankreich, zu Lyon, Bordeaux, Nantes, etablirt waren, ihre Forderungen gar zu weit. Ein kluger Schweizer-Staatsmann ſagte damals: „Kurzſichtige Politik, die alles und viel fordern will, um etwas zu erhalten! — Wie es gelungen ſey zeigte der Erfolg.“ —

Der Titel des Memoire der Kaufleute war: Titres, qui prouvent, que les privileges accordés à la Nation Suisse, les exemptent de toute taille, taxe, impôts mis ou à mettre.

Freyburg von Bernern beſetzt.

1781 zogen eiligſt die Berner mit 2000 Mann in den Freyburger Kanton ein, entwaffneten die Bauern und andere Bürger, die ſich gegen die Obern in Waffen geſetzt und mit den Bauern vereiniget hatten. Das Treffen ſo die Berneriſchen Obriſte Ryhiner und Froideville, nahe bey Freyburg liefern wollten, wo ſie 7 bis 8 hundert Mann verſammelt fanden, unterblieb dadurch, daß die Leute ſagten, ſie wollten nicht Blut vergieſſen, nur ihre Rechte fordern. Und ohne daß ein Schuß losgebrannt wurde; da die meiſten Bauern nur mit Stecken verſehen waren, ergaben ſie ſich: denn die Berner zogen mit Kanonen an. — Viele dieſer Gefangenen führte man nach der Stadt, wo man ihren Namen aufſchrieb, ſodann entließ, hingegen vier der Wichtigſten in ein Gefängniß ſperrte, und ſodann zum Tode verdammte; ſo wie die entflohenen Hauptanführer ebenfalls durch ein Con=

tumatzurtheil gerichtet wurden. Bey ihrer Habhaftwerdung ſollen ſie geviertheilt, und ihre Köpfe an den Galgen genagelt werden. Von dem Vermögen wurden die Gerichtskoſten abgezogen, der Ueberreſt ſodann den Weibern und Kindern überlaſſen. Im Bildniß wurden die Entflohenen an Galgen geheftet. —

Ungeachtet dieſer ſchrecklichen Urtheile, erhob ſich ein Jahr hernach dennoch die Bürgerſchaft gegen die willkührliche Zurückhaltung der Bürgerbriefe; und beſtand darauf, daß ſie ihre Rechte der Obrigkeit nicht Preis geben werde. — Stadt und Land war alſo gröſtentheils gegen die Gewaltshandlungen des Magiſtrats und der zu Hülfe gekommenen Berner aufgebracht. Und es erſchien bald darauf eine heftige Schrift im Druck, die alle Greuel dieſer Unterdrückungsgewalt anzeigte. — Sogar wurde dieſe Schrift von 4 angeſehenen Bürgern von Freyburg perſönlich an den helvetiſchen Vorort Zürich, dem Bürgermeiſter überbracht, um Hülfe zu erflehen. Aber ſtatt Hülfe zu gewähren, zeigte man ihre Namen an, und wie ſie wieder nach Freyburg zurück kamen, wurden ſie des Landes verwieſen — und als Leute verurtheilt,

die einen ungebührlichen Richter angeruſen hätten. — Im Jahr 1785 regten ſich die Leidenden wieder. — Sie droheten, wenn man ſie nicht höre; — wenn die ganze Eidgenoſſenſchaft nicht höre — daß ſie ſich an Frankreich oder an den Kayſer werden wenden müßen. — Was geſchah? — Bern, Luzern und Solothurn erklärten, daß ſie im geringſten keine fremde Einmiſchung zugeben werden! — O Weh! — Die entſchloſſenſten Köpfe wanderten nun nach Frankreich aus; und beym Ausbruch der Revolution 1790 wurden ſie laut; vereinigten ſich mit den von andern Kantonen Verbannten, und nebſt den in Paris wohnenden Schweizer-Kaufleuten bildeten ſie zuſammen einen ſogenannten propagandirenden Schweizer-Klubb; da redeten ſie ſehr nachdrücklich über ihre verlohrne Rechte; lieſſen Schriften drucken, und machten ihren Landsleuten Hoffnung, es werde ſich bald ändern. Der Magiſtrat von Freyburg und andere Kantone ſchrieben öfters nach Paris, daß man ihnen dieſe Leute ausliefere — erhielten aber keine Antwort. —

Kanton Freyburg. Empörung.

1781 brach in dieſem Kanton eine heftige Volksbewegung aus. Der Anlaß war, wie vormals ſchon zu Bern, Zürich, Luzern, Genf, die ariſtokratiſche Regierungsform, welche nur wenigen Familien die Regierung in die Hände ſpielte, und andere Bürger davon ausſchloß. — Chenaux und Caſtellaz, Männer von raſchem Kopf, traten an die Spitze der Mißvergnügten; der ganze Diſtrikt Greyerz fand ſich im Aufſtand wegen neuen Bedrükungen und Einſchränkungen; die Volksverſamlung hielt ſich zu Bülle; ihre Hauptklage gieng gegen die Macht der ſogenannten heimlichen Kammer, (chambre secrette) die alle Herrſcherrechte an ſich reiſſe, ſogar alte Familien verfolge; in der Hauptſtadt Freyburg war ſelbſt eine mächtige Parthey gegen dieſe Herrſchſüchtigen; — erſt den 29. April 1781 erhielt die Regierung Nachricht von dieſer allgemeinen Empörung, obgleich ſchon früher wichtige Männer davon wußten. — Sogleich gab der Kriegsrath Befehl den Chenaux zu arretiren; — dieſer begab ſich ſchleunig nach Greyerz, vereinigte ſich mit

Caſtellaz, und das Volk verſammelte ſich augenblicklich im Sturm — ihre Anführer zu ſchützen. — Hier beym Dorf Poiſieux ſetzten ſie ſich mit dem bewaffneten Volk, ſandten einen Brief an die Regierung nach Freyburg, daß man nichts wolle vornehmen — als alte Gerechtſame ſchützen und vertheidigen; ſie bitten daher ernſtlich, auf die Vorſtellungen der Gemeinden Rückſicht zu nehmen, und ihr Begehren nicht ſchnöde und trotzig zu verwerfen.

Hierauf zog Chenaux ſich mit ſeinen Leuten nach Affry zurück; Caſtellaz war indeſſen in andern Gemeinden beſchäftiget, das Volk in gleichen Abſichten zu ſtimmen. In ſchrecklicher Furcht ſchickte nun der Kriegsrath Eilboten auf Bern — um unverzügliche Hülfe; — — der erſte Bote kam in der Mitternacht an, und des andern Tags rückte ſchon die Berner Stadt-Garniſon in Freyburg ein, der ſogleich 150 Dragoner, Kontingente von Murten — und 800 Infanteriſten nachfolgten. — — Aber auch die Macht der Aufrührer war angewachſen; — doch als ſie hörten, daß Berner überall anrücken, ſo zogen ſie ſich wieder von der Stadt zurück, wo ſie gegen

1500 Mann ſtark, ſchon auf den Anhöhen ſtunden.

Auch Luzern, Solothurn lieſſen Truppen marſchiren. Aus dem Wadtland mußten vom Muſterplatz auf Montbenon weg, wo die Truppen eben ihre Frühlings-Manövres machten, eilig nach Freyburg aufbrechen; — von allen Seiten wurden ſie alſo umzingelt.

Leicht wars, ein ſchlecht bewaffnetes Volk zu entwaffnen; ſie legten das Gewehr ab; viele hatten nur Spieſſe und Stecken; — und ihr Anführer Chenaux wurde ſogar von dreyen ſeiner nächſten Mitverſchwornen entwaffnet, und da er ſich ſtark wehrte, von einem derſelben mit dem Bajonet erſtochen. Caſtellaz aber nahm die Flucht. —

Viele der vornehmſten Theilnehmer wurden auf die Galeeren geſchickt; einige gerichtet; viele ſchmachteten lange in Gefängniſſen.

Das Volk ſprach nun die Hülfe und den Ausſpruch der allgemeinen helvetiſchen Tagſatzung an; welches aber die drey vermittelnden Kantone, **Bern, Luzern** und **Solothurn** nicht zugeben wollten, weil es ein böſes Beyſpiel den Unterthanen anderer Kantone, und ihren eigenen Leuten hätte

geben können; daher ein Vertrag zu Stande kam, der niemand gefallen wollte, und auf den Zünften proteſtirten viele förmlich dagegen; auf den Widerſpruch wurde aber keine Rückſicht genommen. Die Hauptwiderſprecher wurden des Landes verwieſen. Und das hieß man: **die Ruhe wieder herſtellen** —

Für **Chenaux** behielt das Volk eine heilige Ehrfurcht, denn es rief: Er iſt als ein Martyrer der Freyheit gefallen. Es verſammelte ſich in groſſen Haufen, auf dem Platz, wo er das Leben verlohr; ſie zogen in feyerlicher Prozeßion, mit Kreuz und Fahnen um dieſe Wahlſtätte, wo er mit ſeinem Volke ſtund. Sie ſangen ihm **Lieder** der Ehre, und beteten Seelenmeſſen. — Der Biſchoff von Lauſanne mußte den Kirchenbann darauf legen, um dieſer Verehrung nicht weiter Raum zu geben. —

Ein Buch: Le tocsin Friburgeois, 1783 enthält Urkunden und eingerückte wichtige Thatſachen, die Schauder erregen. Und doch wurden dieſe Herrn in ihrer grauſamen Regierung beſtätiget und geſchützt.

In dem Manifeſt der drey Kantone heißt es: „**Wir erkennen den klein- und großen Rath zu Freyburg als den**

einzigen geſetzlichen Souverain, und wir werden ihn bey ſeiner habenden Gewalt mit allen Kräften unterſtützen!“ Das war Schweizer eidgenößiſche Mediation!

Zwar ſtehet in dem Manifeſt des klein und großen Raths zu Freyburg vom 11. May 1781 die Erklärung an die Gemeinden: daß ſie ihre allfällig habenden Beſchwerden einzugeben haben, wozu ihnen aber nur drey Tage Zeit verſtattet werden! —

Eidgenößiſches Recht.

Man kann aus dieſem ganzen Jahrhundert kein Beyſpiel anführen, wo Schweizer-Unterthanen — wie es doch nach der Fundamental-Verfaſſung der Schweiz beſtimmt war — auf den Tagſatzungen Recht gegen Bedrückungen erhalten hätten. — So bald ein Kanton oder Gemeinde unruhig war, wendete man Gewalt an. Die Staatsmaxime war: Man muß das Volk im Zaum halten; in den Augen des Vornehmen oder Obern war das Volk nichts als ein Haufen Unterworfener; alles was nicht Magiſtrat iſt — ſoll gehorchen, und alles was Magiſtrat iſt, ſoll nur dem willkühr-

lichen Willen der Räthe unterworfen ſeyn. Man müſſe ja kein Beyſpiel von Nachgeben geſtatten; denn ſonſt kämen gleich andere Gemeinden und Städte auch, und forderten gleiche Hülfe. — Jede Kantons-Obrigkeit forderte alſo Schutz ihrer Oberrechte; und dieſe erhielt ſie auch. Der gemeine Mann konnte ſicher darauf rechnen, er möchte appelliren wohin er wollte, daß man ihn als einen Rebellen ausſchreyen und beſtrafen würde, wo er dieſer Allmacht widerſprechen wollte. —

Wahrlich, eine böſe Verfaſſung, die der Ruhe und dem wahren Freyheitsgeiſt der Schweizer die ſchrecklichſten Feſſeln anlegte! — *)

Genf von Bernern beſetzt.

1782. Unter Kommando des General Lentulus, zogen etwa 10000 Mann auf

*) Daher war auch in keinem Land eine große Revolution leichter zu machen und der Volksmaſſe willkommener als den Schweizern; denn alles was nicht herrſchte — war gewiß dazu geneigt.

Genf, um in Vereinigung mit franzöſiſchen und ſavoyiſchen Truppen, die Stadt zu beſetzen, um die Bürger zu entwaffnen, der ausgebrochenen Volksempörung Einhalt zu thun. Sie blieben faſt ein Jahr dort, und lieſſen geworbene Garniſon daſelbſt zurück. —

Genfs letzter ſtarker Pulsſchlag für Freyheit.

1782. Die ſchon ſeit 1737 dauernden Mißverſtändniſſe und der gleichſam von Eltern auf Kinder eingepfropfte Haß zwiſchen den dort herrſchend geweſenen vier Partheyen, **Negatifs** oder Ariſtokraten; **Repräſentanten** oder von der Volksparthie; **Natifs**, oder Landesgebohrne, Söhne der **Habitanten**, die das Recht gekauft haben, ſich in Genf nieder zu laſſen; und eine **vierte**, aber ſchwächere Parthie, die **Domiciliés**, oder was man in der übrigen Schweiz **Hinterſäſſen** nennt; dieſe alle zugleich nach allen möglichen Umtrieben, geriethen nun in ihrer Wuth in helle Flammen!

Weib und Kinder, alles war in voller Bewegung; denn in Genf nahm auch das

Kind, die Magd, das Weib lebhaften Antheil am Vaterland; an ſeiner Ehre oder Schande, an Freyheit oder Sklaverey. Man hat noch keine Stadt in der ganzen europäiſchen Welt geſehen, wo der Volksgeiſt ſo kraftvoll dem Ariſtokratismus entgegen gewirkt hat; obgleich nach Proportion der Hülfsmittel, und da dieſer kleine Staat von Königen und Ariſtokraten umgeben war, das Unternehmen mehr deſperat — als wirkſam ſeyn konnte.

Indeſſen durften ſie es wagen, und eben dies iſt es, was dieſes Volk für immer merkwürdig gemacht hat, aber auch zuletzt mit der Zerrüttung aller Partheyen endigte. Wie dies immer der Fall iſt, wo Gewalt über Vernunft und Recht gehet. — Gewalt thut nie lange gut. Der König von Frankreich, die Kantone Bern und Zürich, der König von Sardinien, dieſe alle begünſtigten ſichtbar — die Negatifs oder die Genfer Ariſtokraten. — Die Repräſentanten ſuchten die Natifs auf ihre Seite zu bringen, ſo wie die Negatifs gleichfalls um die Gunſt der Natifs buhlten, um die Macht der Volks-Repräſentanten zu ſchwächen; eine und die andere verſprachen ihnen mehrere bürgerliche Freyheiten und Rechte. Man ſah aber, daß

dies alles nur Nothwerk war. Das Wohlmeynen war bey keinem Theile. — Endlich, da der Keim der Zerſtörung in dieſer Republik tief ſchon eingefreſſen hatte — konnte man nur noch eine letzte aber fürchterliche Exploſion erwarten. Dieſe kam. Man nahm von den Vornehmſten der Regierung gefangen; bemächtigte ſich des Zeughauſes; die Bürger und Natifs verſahen die Wachen; man machte neue Geſetze; nun trat **Frankreich**, **Sardinien** und **Bern** auf, vernichtete alles dieſes wieder; ſtellte die vorige Verfaſſung her, doch mit einigen kleinlichten Abänderungen. Ehe aber das geſchehen konnte, geſchahen in **Genf** unglaubliche Auftritte. **Berner**, **franzöſiſche** und **piemonteſiſche** Truppen ſtunden ſchon lange vor der Stadt; droheten, und ſchickten Befehle; unbeweglich blieb der neu umgeformte **Volks-Rath**; er machte alle Anſtalten zur Vertheidigung; 5000 Bürger und mehr als 300 Weiber und Töchter in Soldaten-Kleidung, thaten Militärdienſte, beſetzten die Wälle, Patrouillirten, zogen Kanonen, warfen das Pflaſter der Stadt auf zum Bombardiren; trugen Steine auf die Dächer der Häuſer, um, — wenn ſie ja ſollten überſtürmt wer-

den — noch die ſtärkſte Rache an ihren Bezwingern zu nehmen.

Endlich langte eine gar groſze, theils franzöſiſche, theils berneriſche Belagerungsarmee an. **Lentulus** (General, ſonſt in preuſſiſchen Dienſten) kommandirte die Schweizer. Der General **Jaucourt** die Franzoſen; der General **Marmora**, die Piemonteſer. Geſchütz war in Menge da; — ſchon 3 Tage waren die Kanonen und die Lunten brennend — auf die Stadt gerichtet; — unbeweglich blieb ſie. Dreymal verlängerten die feindlichen Generale den Termin, den ſie zur Uebergabe geſetzt hatten; und noch ſtunden ſie bis auf die letzte Stunde bewaffnet; auch dieſer letzte Aufſchub war abgelaufen, die meiſten unbeweglich; aber jezt traten einige ihrer Häupter mit einem Vorſchlag auf — um doch der Wuth der Zerſtörung zuvorzukommen; — ſie ſchlugen allgemeine **Auswanderung** aus dieſem unglücklichen Vaterland vor; — und mitten in ihrer Verzweiflung gab dieſer Troſt ihnen wieder einige Ausſicht — in einem andern Lande die Freyheit zu genieſſen, nach welcher ſie rangen; dieſer neue Strahl von Hoffnung begeiſterte; — — nun lieferten ſie die Stadtſchlüſſel ab — und

die alten Syndiks und Herrn wurden wieder an ihre Stellen gerufen, worauf die Truppen gleich einrückten, und was merkwürdig iſt: — Bey dieſer allgemeinen Kalamität, nahm der neue Rath ſogleich eine Schauſpielertruppe in die Stadt; — baute ein neues Theater — und Komödianten traten in förmlichen Sold von der Regierung. Auch feyerte die ariſtokratiſche Parthie ihren Triumph mit Bällen, Freudenfeſten, Illuminationen und allen Arten von thörichter Sinnlichkeit.

Etwa 600 Familien ſind ausgewandert.

Die Uebergabe wäre doch nicht ſo friedlich erfolgt, wenn die einzurückenden Generale nicht ausdrücklich in die Kapitulation geſetzt hätten, daß die **Häupter der Revolution freyen Abzug** haben, und in Zeit von 24 Stunden ſich von der Stadt, bevor die Truppen einrückten, ſich entfernen ſollten. — In andern Fällen wären dies gerade diejenigen geweſen, die man am erſten beym Kopf genommen hätte. Aber hier waren es **Genfer**! —

Freyburg verbietet Adelstitel.

1782. In Freyburg wurde in dieſem Jahr den Adelichen verboten, fürſtliche oder gräfliche Titel zu führen. Wenigſtens ſollen ſie in der Stadt davon keinen Gebrauch machen. Hingegen zu Bern iſt ein Jahr darauf ein anderer Beſchluß genommen worden.

Iſelins Tod. Schweizer-Teſtament.

1782 ſtarb in Baſel Iſaac Iſelin, Rathsſchreiber und merkwürdiger Schriftſteller. Sein Dichten und Trachten war — das Wohl der Menſchheit — ihre Rechte und Freyheit. Er ſchrieb noch wenige Tage vor ſeinem Tode über den Zuſtand ſeines Vaterlandes. Iſelin ſagte: „Die **Lobreden**, „die man den demokratiſchen Kantonen „macht, ſind **übertrieben**, ſo wie in den „ariſtokratiſchen viel unerkanntes Gute iſt, „aber die ariſtokratiſchen Kantone, wenn „ſie durch militäriſche Gewalt ſich Anſe„hen verſchaffen wollen, können in unſern „Zeiten keine Muſter weder der Kunſt zu

„herrſchen, noch der Kunſt die Herrſchaft
„zu behaupten, ſeyn. — Gute Landesvä-
„ter haben nichts zu fürchten, ſelbſt die
„Verführer des Volks nicht; — denn ſo
„bald eine Regierung weislich und väter-
„lich herrſcht, ſo vermag gewiß keine Ver-
„führung nichts; wo Unruhe und Gäh-
„rung iſt, da iſt allemal mehr Schuld auf
„Seiten der Regierung als der Untertha-
„nen. Man wird gewiß aller Orten die
„Regierungen anbeten, wenn ſie nur eini-
„germaſſen ihre Pflichten thun!“

Dieſes große Wort mag als ein Vermächtniß, als das ächte Schweizer-Teſtament von einem wahren Patrioten gelten. Und noch rief er ihnen bey Genfs Beyſpiel zu:

„Väter! reizet eure Kinder nicht
„zum Zorn! — Die Gerechtigkeit er-
„laubt nie, alle Fehler auf eine Sei-
„te zu ſchieben. Ein gereiztes Kind
„verdient Mitleiden, wie ein belei-
„digter Vater. — Ein Freyſtaat, deſſen
„einzige Stütze die Volksliebe iſt, muß
„dieß vorzüglich bedenken.“

Leonhard Euler von Baſel, ein unſterblicher Mathematiker.

1783, den 18. September ſtarb dieſer merkwürdige Mann in Petersburg, wo er im Dienſt des rußiſchen Hofes über 50 Jahre geſtanden hat. — Er war gebohren zu Baſel 1707, kam 1727 nach Rußland, ſodann einige Jahre nach Berlin, und war ſeit 1757 für immer fixirt in Petersburg, als Lehrer der Mathematik und aller zur Phyſik, Stern- und Himmelskunde gehörigen Wiſſenſchaften, wo er für ganz Europa ein neues Licht verbreitete, und ſelbſt Könige haben ſeine großen Entdeckungen geehrt und bewundert. Seine Algebra iſt ein Werk, das der Unſterblichkeit, ſo gut wie Euklids Elemente, gewiß iſt. Auch ſeine größern mathematiſchen Werke, ſo wie ſeine Briefe über die Phyſik. — Daher darf die Schweiz auf dieſen großen Geiſt — der Euler beſeelte — mit recht voll Hochachtung bis in die ſpäteſten Zeiten hinblicken. In dieſem ganzen Jahrhundert hat man keinen tiefern Denker geſehen. — Die Kayſerin von Rußland Catharina II. er-

hob ihn mit großen Vorzügen; und er war Präſident der Akademie. — Einige Jahre vor ſeinem Tode wurde er ſtockblind; war aber ſtets noch mit großen Berechnungen beſchäftigt, und bildete ſeine 2 Söhne zu würdigen Nachfolgern in ſeinen Aemtern.

Von einer künftigen Welt-Revolution hatte er einſt folgende Gedanken geäuſſert, die wir wegen ihrer Sonderbarkeit hier aufbehalten wollen: „Seit dem 15ten Jahrhundert wird die Bewegung der Erde merklich geſchwinder; und dadurch wird das Jahr um ſo viel kürzer. Auf ſolche Weiſe nähern ſich die Planeten allmählich der Sonne, wenn einſt die Erde in die Gegend des Merkurs tritt, ſo muß ſie verbrennen.“ — (Der jüngſte Tag iſt da.)

Bern adelt ſeine Bürger.

Im Jahr 1783 erſchien ein Dekret, von Räth und Bürgern in Bern gegeben: daß jeder regimentsfähige Bürger, (das heißt, jeder der in Bern ein urſprünglich altes Bürgerrecht hat) ſich das Wort von beylegen könne. Folglich wurden ſie alle geadelt. —

Doch haben hernach nur 15 Familien von dieſem Recht Gebrauch gemacht, und es ihrem Namen zugeſetzt; die übrigen blieben indifferent, und ſahen bald die Unſchicklichkeit, und die Lockung, den Stolz noch höher zu treiben, ſo wie die Gefahr für die vaterländiſche Freyheit der Nachkommen ein. —

Die Liebhaber dieſer Adelung ſagten, den Adel kann jeder bey den Fürſten kaufen, warum ſollten ſich nicht auch Republikaner adeln dürfen? — Andere ſagten: Der Adel der Republikaner iſt nicht Titel, ſondern Verdienſt und ſtille Würde, nach dieſem ſollen wir ringen. — Die meiſten Schweizer aber meynten, nur Neid der Unadelichen ſey die Quelle dieſer Adelung. Man ſiehet hieraus das Vordringen aller Stände! — Die vornehmen Frauen hatten allein Hochmuth und Adelſtolz, der vornehme Mann in Bern — höchſt ſelten. Man ſah ſie weit weniger ſtolz und diſtinktionsſüchtig als die mittlere und untere Klaſſen. Ihre Erziehung war auch beſſer. Und die bejahrten Berner vom Stande waren überhaupt genommen vortrefliche Menſchen und ehrwürdige Männer! Je älter, je beſſer!

Nie

Nie ſoll der Reſpekt für dieſe aus meiner Seele kommen!

Neckers und der Genfer-Agioteurs Geldanleihen für Frankreich 1779 bis 1784.

Dieſes Staatsanlehen geſchah nach dem amerikaniſchen Krieg, unter der Regierung **Ludwig** XVI. des letzten Königs von Frankreich, und was ihn ſeinen Thron und ſein Leben gekoſtet hat; da er unter ſeinem Namen erlaubte, eine Menge von Rentes viagères, auf den Staat von Frankreich zu ſchaffen; da er geblendet, von den Projekten des Genfer Bankiers **Neckers**, ihm Vollmacht gab, während ſeiner Miniſterſchaft — 740 **Millionen** in 8 Jahren, nemlich von 1779 bis 1787, aufzunehmen, auf Renten zu 9, 10, 11 und 12 per hundert jährlich und lebenslänglich den Perſonen, auf deren Köpfe das Kapital eingeſchrieben war, zu verzinſen. — Natürlich wählten die Accapareurs unter allen die geſündeſten Leute; robuſte, durch keinen Zufall leicht dem Tod ausgeſetzte Perſonen; die ſie eigends dazu durch **Aerzte** haben beſichtigen laſſen. —

B S B
MÜNCHEN

Dieſe enorme Schuld, welche unter ſo drückenden Bedingniſſen dem König aufgeladen wurde, verſchlang nicht nur alle Staats=Einnahmen, ſondern nur um die nothwendigen Ausgaben zu beſtreiten, mußte man für die Zinſe immer neue Geldanleihen machen; ſo, daß endlich Frankreich, da es keinen Kredit mehr fand, einem Total=Bankerot höchſt nahe kam. Um dieſen zu verhüten, verlangte der König die Verſammlung aller ſeiner Stände im Königreich, um wo möglich dieſe Schulden zu übernehmen oder tilgen zu helfen. Und eben da kam der Bruch zwiſchen der Nation und dem König; — weil man neue Abgaben auf das Volk zu wälzen ſuchte, und der Adel und die Geiſtlichkeit nicht freywillige ſtarke Ofer bringen wollten.

Dieſe Genfer Geldwühlerey war alſo die Quelle zum Ausbruch der Revolution und der Ruin ſo vieler Staaten!

Berner Partikularen nahmen an den Rentes viagères auch großen Antheil; (die Regierung von Bern gab nichts!) man rechnet 8 bis 10 Millionen — die auf ſolche Wucherzinſe aus der Stadt Bern ſind weggegeben worden; ganze Wagen mit Geld giengen nach Genf ab, in den Jahren 1780,

83 u. 84; das Wattland, das ohnehin ſo viele müßige Leute hat, die gern ohne Mühe und Arbeit leben möchten — gab auch bey 3 bis 4 Millionen! Genfer Handels-Juden und Bankiers nahmen für ihre eigene Rechnung über 200 Millionen Gelder in allen Städten der Schweiz auf, und lieferten mit ihrem erſt groſzen Gewinn — und nach Abzug ihrer Wucher-Proviſion, die Reſtanzen nach Frankreich; — und betrogen gröſtentheils zulezt die Partikularen um ihr Geld, weil viele derſelben Bankerot machten! — — Höre es Nachwelt! —

Die Nationalverſammlung nannte dieſe den Staat von Frankreich untergrabende Geldwucherey — nur l'opération genevoise; elle étoit ruineuse, impolitique, immorale, exposoit la France entiere aux Agioteurs, pour faire leur jeu infernal!

In Cambon Rapport ſur la dette publique viagère, pour la Convention nationale, An 2 de la Republ. heiſzt es gleich zu Anfang: „Dieſe lebenslängliche Renten hat ein Miniſter geſchaffen, der durch ſeine groſze Reputation die Leute zu gewinnen wuſzte; der aber keine andere Kenntniſz beſaſz, als den Geldwechslern in die Hände

zu arbeiten; indem er dadurch den Staat zu Grund richtete!“ —

Im Jenner 1793 waren nach obigem Rapport noch von dieſen Rentes viagères jährlich 100 Millionen und 617,913 fortdaurende Intereſſen zu bezahlen, und die Schuld betrug über eine Milliarde oder tauſend Millionen. — Durch die Unmöglichkeit zu bezahlen, ward eine ſogenannte Liquidation oder vielmehr Reduktion vorgenommen, durch welche zwey Drittheile von allen Kapitalien verlohren gegangen ſind, nebſt 4 oder 5 Jahrszinſen; von dem übrigen Drittheil, der nun konſolidirt iſt, wird jezt das Intereſſe richtig und baar bezahlt.

Noch iſt zu erinnern, daß Frankreich ſchon ſeit 1702, Rentes viagères zahlte; aber ſie nahmen nicht den odiöſen Urſprung wie Neckers und der Genfer-Agioteurs. Die Kapitalien waren auch nicht auf 30 und 40 têtes vertheilt, wie dieſe, wovon die Convention nationale ſagte: „Ces „placemens, ſur 30,40 à 100 têtes choisies „étoit imaginé par ces Génevois, efin „de s'assurer la plus grande durée de „la vie humaine, et le moins de chan„ces défavorables à leurs combinaisons; „l'on se jouoit de l'imbécillité de notre

„Gouvernement sous le dernier Roi.“ — Die Genfer haben alſo eingen großen Antheil am Sturz von Frankreich! Dies iſt ein Hauptkapitel in einer Schweizer-Chronik.

Appenzeller Landjuſtiz. Inner-Rhoden, oder kathol. Antheil.

1784 ward ein 68jähriger Landammann, Namens Anton Joſeph Suter, in Appenzell Inner-Rhoden mit dem Schwerd gerichtet, weil er Schmähworte gegen einige Glieder des Volksraths ausgeſtoſſen, und geſagt haben ſoll: „Er wollte, daß er ein Blitzſtrahl ſeyn könnte, um einigen vom Rath die Köpfe einzuſchlagen.“ Ferners, weil er in Frauenfeld für die Gemeinde einen Prozeß verlohren, und ſich geſcheuet hat, es anzuzeigen; das Hauptverbrechen ſoll geweſen ſeyn, daß er über ſein erſtes Verbannungsurtheil unwillig geworden und einigen Leuten geſagt haben ſoll: „Die „Herren des Raths hätten ein „Urtheil gemacht wie Schelmen „und Diebe.“

Zu dieſer Empfindlichkeit im Reden wurde der Mann gereizt, da man ihn, weil er

als ein Bauer zum Landammann geworden, immer verachtet, und geringer geſchätzt; er hatte zwar die Liebe und Anhänglichkeit des Volks, aber den Haß der obern Herren, die neben ihm regierten. — Das erſte Urtheil gieng dahin: Sein Name ſoll an Galgen geſchlagen werden. — Und das Urtheil wurde wider ihn gefällt, da er auf einer Reiſe nach Einſiedlen war; alſo unverhörter Weiſe. — Er gieng mit Weib und Kind nach Konſtanz, bat von dort aus flehendlich um Gehör, und ſagte in ſeinem gedruckten Schreiben — wenn das geringſte ungebührliche und rebelliſche auf ihn gebracht werden könne, man ihm den Kopf abſchlagen ſoll. — „Er bat lange vergeblich. Endlich lockte man ihn wieder ins Land, faßte ihn ſogleich kriminal, warf ihn ins Gefängniß und in Ketten, folterte ihn — und ſprach vor einem aus 100 Perſonen beſtehenden Blutgerichtsrath das Todesurtheil über ihn aus! Und bey Todesſtrafe ward auch dem Volk verboten, ſich nicht im mindeſten ſeiner anzunehmen, oder dem Scharfrichter Hinderniſſe in Weg zu legen. Man eilte ihn zu richten; denn gleich 2 Stunden nach dem Lebensabſpruch wurde er enthauptet. Suter ſprach kein Wort

weiter beym Hingang! War aber an den Ferſen und Fußſohlen ſo ſtark von der Folter verlezt, daß er kaum gehen konnte, und eine Hand war gelähmt. — Geiſt- und Weltliche — die ſich des Suters annahmen, wurden abgeſezt, oder an Ehr und Gut geſtraft. — Horrenda libertas!

Suter und ſeine Freunde, baten auch bey den Eidgenoſſen um Hülfe — erhielten aber die Antwort: Der Stand Appenzell ſey Souverain, ſie können ſich nicht darein legen! — Armer Schweizerbund. Willhelm Tell wo biſt du? Gut, daß du vor 5 hundert Jahren lebteſt — dein Bogen und Pfeil wären dir wohl auch zerbrochen worden! Noch gehört zur Beleuchtung dieſer vormaligen Appenzeller-Juſtitz und Landrechtskunde: Es wurde den Anhängern und Freunden von Sutern ſogar Vorwürfe darüber im Todesurtheil gemacht, daß ſie vor der Landesgemeinde haben für ihn — und er ſelbſt reden wollen; denn ſo heißt es: „Er, Suter habe ſich mit ſeinen Anhängern rebelliſch aufgeführt — indem ohne Vorwiſſen eines großen Raths (das heißt der Herren) — kein Landmann etwas an der Landesgemeinde vorbringen

ſoll, als welches den Erkenntniſſen ſchnurſtraks zuwider.“ — Schöne Demokratie!

Die Stadt Stein am Rhein von Zürichern beſetzt.

1784. Die Stadt Stein am Rhein ſtand unter Zürcheriſchem Schutz, war aber für ſich frey und hatte ihre Stadtrechte. Die Stadt Zürich mengte ſich darein, und es kam zu Händel. Zürich hat nicht nachgeben wollen, und behauptete die Macht des Souverains. Die Züricher lieſſen ſehr brutal dieſe kleine Stadt ſogleich mit Truppen überziehen; zogen mit Kanonen dahin. — Der Stärkere war auch da Meiſter. Die arme Stadt Stein mußte abbitten und erhielt Gnade.

Höherrauch, düſtre Luft.

1783, 1784 u. 1785 war eine ſo ſonderbare Verdickung der Luft, daß es immer wie ein Rauch den Augen vorkam; die Sonne war immer etwas trüb, blutroth; es war eigentlich ein trockener Nebel der ſie umhüllte, aber mehr einem Rauch

ähnlich, weil er im geringſten nicht naß oder feucht war. — Dieſer Höherrauch verkündigte allemal Trockenheit und anhaltendes gutes Wetter; aber auch Nordwinde und Regen konnten ihn nicht vertreiben; — Angſt und Zagen verbreitete ſich unter den Menſchen, denn es war dieſer Rauch nichts anders als Ausdünſtung von geborſtenen Gebürgen und brennenden Vulkanen, die damals Calabrien und Sizilien verſchüttet; und als auf Jßland eine ganze Inſel im Feuer ſtund, auch in Deutſchland einige Gebürge ſich ſpalteten, und gedünſtet haben; darum erwartete man auch in der Schweiz ähnliche Revolutionen des Erdbodens — ſo aber Gott ſey Lob! glücklich noch vorüber gieng. Viele Leute flüchteten aus den Städten, weil ſie den Einſturz der Häuſer fürchteten, und ſo gar Einige verlieſſen die Schweiz. — Der Geruch war öfters wie Steinkohlen-Geruch. Was die Furcht noch größer machte, war die Prophezeyung eines Gelehrten — daß ein Theil der Erdkugel ſich ſpalten und — dieſer Spalt gerade vom Rhein durch die Schweiz bis nach Italien gehen werde. —

Leſeſucht. Moraliſche Hektik.

Seit den letzten 20 Jahren ſind überall Leſemagazine errichtet worden, die um eine Kleinigkeit eine Menge neuer Bücher in Umlauf brachten; unſerer Nation wurde gleichſam dadurch ein anderer Geiſt eingepfropft, der Gutes hätte wirken können, wenn er nicht auf das Schädliche und Verderbliche gefallen wäre; und Männer und Weiber, Söhne und Töchter, laborirten nun insgemein an der Geiſteshektik — auf deutſch: moraliſchen Auszehrung.

Ein Landmann — wie es wenige giebt. —

1785. Ein brafer Bauer, Namens Lüſcher, im Amt Lenzburg, hat in dieſem Jahr 6000 Gulden den Armen vermacht, die in das Bad nach Baden kommen; wovon alle Jahre die Intereſſen unter ſie ausgetheilt werden. Der Mann that es aus Dank gegen Gott, der ihm ſeine Geſundheit nach einer langwürigen Krankheit, durch eben dieſes Bad wieder geſchenkt hat. —

Eben derſelbe gab auch 2000 Gulden an das Bad zu Schinznacht, zu gleicher Beſtimmung. Er verlangte keinen Dank, nur daß man gewiſſenhaft die Zinſe für die Nothdürftigſten jedesmal verwende. —

Merkwürdiger Schweizergeſchicht-ſchreiber.

1786. In dieſem Jahre gab Johann Müller von Schaffhauſen, der aber längſt ſein Vaterland verlaſſen, hernach in Deutſchland lebte, ſeine Geſchichte der Eidgenoßſchaft ans Licht. Als er das Werk ausarbeitete, hielt er ſich eine Zeitlang in Bern und in der Nachbarſchaft auf, um den Bibliotheken und Handſchriften nahe zu ſeyn, die er dazu brauchte. Er ſagt in der Vorrede: „Die Ausarbeitung meines Buchs geſchah an ſechs verſchiedenen Orten, meiſtens in der Schweiz ſelbſt, wo der Anblick herrſchender Unempfindlichkeit für das gemeine Beſte — oft die Heiterkeit meiner Seele trübte. Deswegen hat die Darſtellung in einigen Anmerkungen den Anſtrich eines Unwillens, das mir nur darum nicht ganz leid iſt, weil aus gar

zu tiefem Schlafe doch nur ein lauter Aufruf weckt; beſſer immer, es geſchehe durch eines Bürgers wohlmeynende Stimme als durch feindliche Batterien und Bajonette — wenn es zu ſpät iſt.“ —

Der erſte Theil erſchien ſchon im J. 1780, der aber wegen ſeiner Freymüthigkeit die Cenſur nicht paßiren konnte; der Verleger mußte auf den Titel den Druckort: Boſton bey der typographiſchen Geſellſchaft ſetzen; ob er gleich in Bern gedruckt ward. Daher ſuchte Müller ſein Werk auſſer Landes neu drucken zu laſſen; es erſchien in Sachſen — Leipzig bey Weidmanns Erben und Reich. —

Dieſes Werk wird als ein Meiſterſtück von allen Kennern angeſehen; es iſt tiefſinnig und groß gedacht! Aber für ungeübte Leſer ſchwer zu verſtehen.

Leider gerieth das Werk ins Stecken, und der letzte Band gehet nur bis zum Jahr 1445.

Berns Staatshaushaltung vor 300 Jahren.

Im Jahr 1786 erſchien im Druck, in dem Schweizer-Muſeum, eine alte Stan-

des=Rechnung des Sekelmeiſters Archer, vom Jahr 1500, welche Bewunderung erregt. — Man ſiehet daraus, wie äuſſerſt ſparſam man mit den Geldern des Staats umgieng; wie jeder Schilling, jedes Almoſen das man gab, ſorgfältig aufgeſchrieben wurde; wie auſſerordentlich gering die Beſoldungen waren, und wenn gleich das Geld damals einen viel höhern und doppelten Werth hatte, doch äuſſerſt mäßig waren. Man kann gar kein Verhältniß mit dem heutigen Aufwand mehr finden; denn ſo lieſet man zum Beyſpiel: „Den Brunnen und die Gräben am Stalden zu rumen: 1 Pfund. Des Herzogen von Zehringen Erbauer der Stadt Bern, Jahrszeit zu Began: 2 Pfund und 17 Schilling. Umb Wyn ſo zu Webern den Eidgenoſſen geſchenkt ward: 18 Schilling. Uf den hochen Donnſtag meinen Herrn Schultheiſſen Räthen und Bürgern, nach alter Gewohnheit: 14 Pfund 2 Schilling, 4 Deniers. Dem Venner von Wattewill auf ſein Rittlohn: 31 Pfund, 10 Schilling, 6 Deniers. Den Unterſchreibern ihr Trinkgeld: 2 Pfund. Des Sekelmeiſters Koſt (Beſoldung:) 12 Pfund, ſeyn Papier 10 Schilling. Dem Stadtarzt zu Frohnfaſten:

35 Pfund. Ein Boten gan Hasli, Zſchi-ken: 1 Pfund. Boten gan Lauſanne: 2 Pfund. Gan Erlach: 10 Schilling.

Ein Pfund iſt 7 und 1/2 Batzen, damals fein Silber, ſo nach jetzigem Silberwerth etwa 16 Batzen betragen mag. 1 Schilling war ſo viel als jetzt 1 Groſchen, oder 3 Kreuzer.

Iſts ein Wunder wenn ein ſolcher Staat allmälig reich wird? Welche löbliche Spar-ſamkeit, welche Redlichkeit im Notiren! —

Sauſſüre beſteigt den Montblanc.

1787 im Auguſt war dieſer Genfer der erſte, der bis auf die höchſte Spitze dieſes ungeheuren Schnee- und Eisberges gekom-men iſt. Er brauchte dazu 18 Stunden; blieb über Nacht mit ſeiner Geſellſchaft mit-ten im Schnee halbwegs des Berges, wo ſie eine tiefe Höhlung gruben, und mit ei-nem Tuch ein Zelt machten. — Er bekam aber das Fieber, und die ganze Geſellſchaft wurde krank.

1800 im Herbſt, wollten 2 junge Deut-ſche auch dieſen Berg beſteigen; — ſie hat-ten zwar einen Führer; durch Unvorſich-tigkeit und Eile ſank aber einer mitten im

Steigen in eine Schneegrube über 30 Klaftern tief — wo er erſt nach drey Tagen ganz eingefroren, wieder gefunden und herausgezogen wurde. — — Da der Schnee ſich gleich wieder zuſammen ſchloß, ſo konnte man lange die Stelle nicht finden, wo er eigentlich geſunken war.

Brand in Bern.

1787, im Herbſt, entſtand nach 1 Uhr in der Nacht zu Bern, hart am Rathhaus in der Münze, ein Brand; ſogleich war das ganze Haus und Nebengebäude in Flammen, und die Flammen ſchlugen ſchon aller Orten über dem Rathhaus ſelbſt zuſammen; ein Flügel wurde daran verbrannt. Mit der größten Anſtrengung konnte man noch dieſes alte Gebäude retten. Alle Schriften und Papiere geriethen in Unordnung, man mußte flüchten, wohin man in der Eile konnte. — Ein ſchreckbares Zeichen für manche, die damals ſchon auch nichts Gutes ahndeten.

Genfs neuer Umſturz.

1789. Mit dieſem Jahr ward die im Jahr 1782 durch Gewalt der Waffen hergeſtellte alte Regierung wieder abgeſetzt; die Garniſon aus etwa 1000 Mann beſtehend, entwafnet. Da der Andrang gegen die völlig in Schlachtordnung geſtellte Garniſon, ſo ſich gegen die Bürger vertheidigen wollte, und einige derſelben auch erſchoſſen hat, heftig war — ſo machten die Genfer eine ſtarke Barrikade — am Schweizerthor, hinter welches ſie zwey Feuerſpritzen, mit ſiedendem Waſſer und Lauge angefüllt, gegen die 2 Brücken ſpielen lieſſen; zugleich wurde aus den Fenſtern ein Querfeuer gemacht, und Steine auf die Soldaten geworfen; die Oberöffiziere getödtet, ſodann alle Stadtthore in Beſitz genommen. —

Der Magiſtrat eilte zu kapituliren; bewilligte die alte gemachte Forderungen, und man berief die Ausgewanderten von 1782 zurück. — Die jetzt errichtete Verfaſſung hielt nun das Mittel, zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie; die Negatifs oder Ariſtokraten, beſuchten mit den Repräſen-

tanten und Citoyens die Volksverſammlung und poliriſchen Klubbs. —

Geſchehen den 27. u. 28. Jenner 1789; alſo bevor die franzöſiſche Revolution noch ihre groſe Rolle ſpielte, aber die Aſpekten ſchon dazu da waren.

Gränzwachen und franzöſiſcher Revolutionsanfang.

1789. Im Sommer waren doppelte Gränzwachen bey Baſel. Und in eben dieſem Zeitraum fieng die Emigration der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und des Adels ſchon an, und der Obriſt der Leibwache des Königs, Baron Beſenwall von Solothurn, der ſich auf die Reiſe nach der Schweiz begab, wurde auf dem Weg in Frankreich arretirt. — Neker traf in Baſel ein: kehrte aber von dort nach Paris zurück. Die Unteroffiziere der Schweizergarde klagten ihre Offiziere der Ariſtokratie an, und begehrten Abänderung von der bisherigen Familien-Autorität. — Die Schweizer in franzöſiſchen Dienſten, leiſteten den neuen Eid. An dem Bundes-Feſt auf dem Marsfeld zu Paris den 14. Julius 1790, nah-

men auch die dortigen Schweizer-Truppen Antheil. Und im Auguſt 1790 empörte ſich das alte Schweizer-Regiment Chateauxvieux zu Nancy: Ein Theil davon trat zu den Revolutionärs über. —

Die Genfer und alle die, ſo Geld in Frankreich ſtehen hatten, glaubten, die Revolution werde gemacht, um den Hof von Verſchwendungen abzuhalten, und den Kreditoren ihre Kapitalien zu verſichern; daher nahmen anfänglich viele die Parthey des Nekers, fielen aber hernach wieder ab, wie ſie ſahen, daß es nicht gieng, wie ſie für ſich es vortheilhaft glaubten. Der franzöſiſche Geſetzrath ſagte dabey 1793: „C'eſt avec leurs manoeuvres que ces ſpéculateurs Génevois ont aidé la révolution en 1789, parce qu'ils penſaient qu'elle ſerait avantageuſe à leurs opérations financières, c'eſt auſſi avec ces monoeuvres qu'ils ont voulu ſoutenir la monarchie, s'oppoſer à la révolution du 10. Août.“ Sie wußten nun und ſahen, daß die republikaniſche Strenge, ſie ihrer von den Königen erſchlichenen Vortheile entbinden würde!

Basler Leibeigenſchaft auf dem Lande.

1790 hat der Stand Baſel ſeine Angehörigen auf der Landſchaft der Leibeigenſchaft entlaſſen; — das Beyſpiel von Frankreich hat dies bewirken können. —

Volkszählung von 1790.

In dieſem Jahre gab die aufgenommene Bevölkerungsliſte vom Kanton Zürich — 168000 Seelen an. Die nächſte von Bern war 390000. Luzern 84000. Uri 23000. Schwyz 21000. Unterwalden 22000. Glarus 21000. Baſel 37000. Freyburg 66000. Solothurn 45000. Schaffhauſen 30000. Appenzell 51000. St. Gallen und katholiſches Thurgäu 150000. Wallis 88000. ꝛc. ꝛc. —

Truppenmarſch nach dem Pays de Vaud.

1791. Hier ſieng es an unruhig zu werden; die franzöſiſche Revolution wirkte, wie

durch Gegenſtöße, auch auf die benachbarten und Frankreich am nächſten gelegenſten Theile der Schweiz. — Aber die Revolution oder die Neigung zur Veränderung kam nicht vom Volk, ſondern von den Reichen, von den Begüterten, von einigen der vormaligen Herren vom Adel — — die in ihren Glücksgütern herabgeſunken waren. — Das Volk wußte wohl, daß ihm zu lieb keine Revolution gemacht würde!

Im Sommer 1791 feyerten manche der dortigen vornehmſten Einwohner und Güterbeſitzer, das Feſt des 14. Julius, die Eroberung der Baſtille. Als der Wein die Köpfe erhitzt hatte, waren einige zu Roll, die das Berner Wappen — den Bären — mißhandelten und beſchimpften. Sogleich wurde aus dem deutſchen Kanton ein Aufgebot veranſtaltet, und einige Standesglieder von Bern abgeordnet, alles genau zu unterſuchen; da es vielleicht beſſer geweſen wäre — die paar einzelne Köpfe aus dem Lande zu verweiſen, als dem ganzen Lande Mißtrauen zu zeigen. — La Harpe, Verwandter des nachmaligen Direktors, eilte nach Frankreich, wo er als Oberſtlieutenant angeſtellt worden, und bey der italiäniſchen Armee ſich ausgezeichnet hat.

Roſſet und Müller de La Mothe wurden auf Bern gebracht, und nach langer Unterſuchung endlich auf die Feſtung Arburg auf 25 Jahre verurtheilt, konnten aber von dort ſich bald wieder frey machen, und eilten auſſer Lands. Cart, Advokat, gieng nach Lyon und Paris, und da er kein Gehör fand, weiter bis nach Nordamerika.

Kayſerliche und franzöſiſche Truppen auf Schweizerboden.

1791 marſchirten abermals öſtreichiſche Truppen über den Basler-Boden nach Pruntrut; welches eine Verletzung der Neutralität war; wogegen ſich Baſel wohl ſträubte, zuletzt aber auf ein ernſthaftes Schreiben des Kayſers nachgeben mußte, wozu auch Zürich — als der Vorort — rieth. — 1792 nahmen ſich die Franzoſen ſodann die gleiche Rechte, und machten Streifereyen in das Baslergebiet, den Oeſtreichern den Paß zu erſchweren, und ſetzten ſich zu Arlesheim und gegen Dornach feſt. — 1793 ſtellten ſodann die Schweizer überhaupt ihre Kontingente, zur Bewachung der Gränzen.

Barthelemi kommt nach der Schweiz.

Gegen Ende des Jahrs 1791 wurde er zum Geſandten nach der Schweiz ernannt, und den 30 Jenner 1792 kam er ganz in der Stille zu Solothurn an; aber erſt ein Jahr darauf, den 4. Merz 1793 anerkannten ihn Bern und andere Kantone. — Er wollte ſich in Zürich niederlaſſen, es fanden ſich aber Schwierigkeiten, daher er Baden wählte, und ſpäter Baſel.

Franzöſiſche Emigranten als Falſchmünzer.

1792 wurden an mehrern Orten in der Schweiz, beſonders aus der Gegend bey Neuenburg und oben am Zürcherſee, franzöſiſche Emigranten in Verhaft genommen und nach Frankreich geliefert, da aus Paris den Schweizern harte Vorwürfe gemacht wurden, daß ſie dieſe Leute duldeten, die ſogar falſche Aſſignate fabricirten und nach Frankreich ſchickten; die Regierung befahl alſo ſie zu arretiren, jedoch Ei-

nigen half man heimlich durch — und ſchickte ſie über die Gränze.

Entwaffnung und Auflöſung der Schweizer-Regimenter in Frankreich.

1792. Den 9. Merz lief in Bern die offizielle Nachricht ein, von der Entwaffnung des in franzöſiſchen Dienſten geſtandenen Berneriſchen Regiments Ernſt, durch die Marſeillianer und Nationalgarden bewirkt. Die Truppen mußten ihre Gewehre und Säbel ablegen, und nach Hauſe gehen; ſie kamen über Lyon und Genf im Kanton Bern an, etwa 1200 Mann ſtark. — 5 Monat darauf wurden alle übrigen Schweizer-Regimenter ebenfalls abgedankt und heimgeſchickt; einige Gemeine nahmen aber Dienſte unter den franzöſiſchen Brigaden. Die Abdankung geſchah durch die geſetzgebende Verſammlung in Paris; zehn Tage nachdem der König des Throns verluſtig erklärt worden, und welches der 10te Tag nach dem famöſen 10. Auguſt geweſen iſt, wo die Schweizer Leibgarden noch mit aller Vorliebe, die ſie für ihren alten Bundes

König hatten, gegen die Nation ſtritten; und welche Vertheidigung ſo übel ausfiel, daß der ganze Haß und zwar aller Revolutionärs — ſogar der Weiber — die ſogenannten Rothröke — (Uniform der Garde) als Royaliſten traf. Viele wurden unmenſchlich maſſakrirt.

Die Rückkehr der übrigen Schweizer-Regimenter geſchah ohne weitere Hinderniſſe, und noch vor Ende des Jahrs 1792 ſöhnten ſich die Franzoſen mit den Schweizern aus, wenigſtens hörte man damals ihnen gute Worte geben.

Man muß wiſſen, und zu der Geſchichte des 10. Auguſts gehört, daß der König einen Monat vorher wichtige Dekrete zur Sicherheit des Staats nicht beſtätigen wollte; daß öſtreichiſche und preußiſche Armeen auf dem Wege nach Paris waren; daß der König, der ſich erſt für die Nation und für die Revolution erklärt hatte, ihr untreu wurde; und man Schriften fand, die ſein Einverſtändniß mit den feindlichen Armeen und den ausgewanderten Prinzen deutlich anzeigten; und da man den Schweizer-Regimentern beſonders wegen ihrer Offiziere, als königlichen Regimentern nicht

traute,

trauete, und der 10te Auguſt gezeigt hatte, wie eifrig ſie ſich des Königs annahmen, ſo war ihre Auflöſung die Folge davon.

Neutralität. Kriegs- und Friedens-Aſpekten.

In Freyburg wurde das Te Deum, um Gott zu danken, bey der Flucht des Königs angeſtimmt; man feyerte durch öffentliche Mahlzeiten zu Zürich die nemliche Begebenheit; — hingegen Patrioten oder franzöſiſch Republikaniſchgeſinnten wollte man nicht erlauben, ihre Freude am 14. Julius bey Zerſtörung der Baſtille und über die Siege der Franzoſen zu äuſſern.

Franzöſiſche Emigranten machten die Spionen, die Republikaniſchgeſinnten der Obrigkeit zu denonciren; — hingegen erlaubte man die abſcheulichſten Schmähſchriften.

Ein Mitglied des vormaligen Standes Bern ſagte in einer gedruckten Schrift: „Es iſt wahr, man war nicht gar zu neutral, denn obgleich die Dekrete und die Deliberationen des großen Raths nie die große Republik attakirten, ſo waren doch Leute in Aemtern genug da, die ſelbſt dieſe De-

krete nicht achteten, und den Maßregeln der Neutralität ihre Leidenſchaften, falſche Wendungen, ein winkelzügeliebendes Spiel, ein Hemmen der Verordnungen entgegen ſetzten, die dahin abzweckten, auf Nebenwegen uns mit den Feinden der Republik Frankreich zu koaliſirten, und ihnen Handreichung zu thun. —

Im May 1792 war Graf d'Artois in Bern, zu Zürich und Appenzell. Er forderte die Schweizer zum Beytritt der Koalition gegen Frankreich auf, da eben damals das Hauptbündniß zwiſchen England, Preuſſen, Oeſtreich, Sachſen, Heſſen, Spanien, Sardinien, Neapel, Rußland, Schweden, geſchloſſen worden. — Aber auf einer feyerlich zuſammenberufenen Tagſazung zu Aarau, in dem Auguſtmonat deſſelben Jahrs, kamen die Kantone überein, die Neutralität zu behaupten.

Ein halb Jahr hierauf (im Januar 1793) ſuchte ein ausgewanderter Genfer Claviere, der damals als Staatsminiſter zu Paris angeſtellt war, den Bernern eine Züchtigung zu geben, für die zu Genf eingeführte neue Regierungsform, die auf militäriſchem Fuſſe eingerichtet war. Claviere nahm auch alle Mißvergnügte aus

dem Wadtland günſtig auf, verſprach ihnen Hülfe. Im Frühjahr 1793 ſpührte man ſchon ſtark in der Schweiz, daß ſich von Paris ein Wetter über unſer Vaterland herziehe. Der General Dümourier ſollte einen Plan entwerfen, wie man einen ſchleunigen Einfall in den Kanton Bern machen; die Hauptſtadt zu einer beträchlichen Kontribution zwingen, und Abänderungen in der Regierungsform dieſes Kantons hervorbringen könnte; dieſe ganze Expedition ſollte aber nicht über 4 Wochen dauren, und alles nur in einem Schlag vorüber gehen. — Der Obriſt von Weiß kam damals nach Paris, dieſen Plan ſcheitern zu machen; und es glückte ihm, man weiß nicht auf welchem Wege.

Die Jahre 1794, 1795 und 96 giengen nun für die Schweiz zwar ziemlich ruhig vorüber, doch immer in Furcht. — Man ſah immer häufiger franzöſiſche Emigranten ankommen, die Gränzen gegen Deutſchland mußten bewacht werden, man negozirte mit dem fränkiſchen Miniſter Barthelemi, der, ſo lange er da war, bis in Sommer 1797 eine zärtliche Sorgfalt für die Schweiz trug, denn er war ein durchaus guter Mann. — Seine Güte ge-

wann die Schweizer für die Franzoſen. Jeder Partikular konnte bey ihm Rath und Hülfe finden; wo es ihm möglich war wirklich zu helfen, ſäumte er nicht. Dabey war er äuſſerſt beſcheiden; — beantwortete eigenhändig die Briefe ſo man ihm ſchrieb: die mehreſten waren von ſeiner Hand, nur wenige überlies er den Sekretärs zu beantworten. Schon hieraus ſiehet man, weſſen Geiſtes dieſer Miniſter war. — Dabey ein gelehrter, feiner, weltkluger Mann, von edlem Herzen, reiſen Verſtande, und nichts weniger als Revolutionär; daher er auch zuletzt, wie er in das franzöſiſche Direcktorium kam, ſeine Rolle nicht behaupten konnte, und unter die Deportirten auf Guinea kam, denen er aber, in jeder Rückſicht unendlich vorzuziehen war.

Genf liefert die Hauptrevolutionärs für Frankreich.

Jakob Neker aus Genf, war dreymal Staatsminiſter in Frankreich, und zur Zeit der Revolution mit dem Genfer Rouſſeau, das Orakel aller Revolutio-

närs! Er hatte ſich ein Vermögen von 2 Millionen Schweizer-Franken erworben, und ſpendete dies Geld, durch ſeine ehrgeizige Frau geleitet, an die Gelehrten, an die Hofmacher, und an bettelnde Schriftſteller; er flüchtete ſich endlich nach Coppet, wo er ein Schloß kaufte, und verlebt da ſeine übrigen Tage ſo ruhmlos als traurig in ſich ſelbſt gehüllt! Kein ſchlechter Mann war er nicht; aber ein ehrgeiziger Mann, ein der Eitelkeit und Ruhmſucht alles aufopfernder Mann! Ein dritter Mann, Stephan Claviere aus Genf, war mit den Ariſtokraten ſeiner Vaterſtadt unzufrieden, wanderte nach Paris; war ein großer Rechenmeiſter und politiſcher Plandrechsler. Dort fand er genug zu thun, und war bald oben an! Ein vierter Mann von Genf, Jakob Marat *) war ſonſt ein Arzt bey dem berüchtigten Wollüſtling Prinz d'Orleans; geſellte ſich bald zu den übrigen, war keker und kühner als kein Franzoſe; ſprach die erſchüt-

*) Sein Vater wohnte im Neuchateller Gebiet; Marat der Sohn ward aber in Genf erzogen.

terndſten Sprüche; ergötzte den Pöbel mit ſeiner Charlatans-Sprache; war Trotzkopf und durch die raſchen Schritte der Revolution der ſchrecklichſte Mann — den je die Menſchheit zu ihrer Züchtigung aus dem Nichts hervorgehen ſah. — Er ward von einem Weib erſtochen; ſo wie Claviere im Gefängniß ſich ſelbſt entleibte.

Eine Menge anderer Genfer, die bey der öftern Banniſirung, und beſonders 1782 auswanderten, wovon viele nach Brüſſel giengen, wo bald auch eine ſtarke Revolution ausbrach, andere die ſich nach Frankreich flüchteten, haben mehr und weniger — aber immer ſehr merklich auf die Revolution gewirkt! Das iſt unverkennbar!

Die Herren von Salis, erregen der Schweiz Händel.

1793. Die Herren von Salis (wovon nur ein paar würdige ſanfte Männer auszunehmen ſind,) übten ſchon lange in Graubündten und im Veltlin eine große Herrſchſucht; — ſie wollen ſich zu den Oberherrn des Landes machen, und da ſie ſehr reich ſind und am kayſerlichen Hof wohl ange-

ſehen waren, ſo dienten ſie auch Oeſtreich wo ſie konnten. — Die Unruhen, welche ſeit 30 und 40 Jahren in Graubündten herrſchten, haben meiſt auch dieſe Herren zur Quelle. Hier bemerken wir aber vornemlich, daß durch ihre Mitwirkung der fränkiſche Geſandte Semonville 1793 als er durch Graubündten nach der Türkey reiſen wollte, an den Gränzen von Oeſtreichern arretirt worden; und wenn die Herren von Salis nicht alle Schuld allein haben, ſo waren ſie doch eine mächtige Triebfeder im Spiel, die Schweiz in Krieg mit Frankreich zu verwickeln; ſo wie ſie öffentlich auch Regimenter für Oeſtreich warben, und ihre Gelder nach Wien ſandten. — Lange begehrte Frankreich Satisfaktion, wegen dieſem Miniſterraub, denn das ganze Gefolg und alle Schriften fielen dadurch den Kayſerlichen in die Hände. Semonville wurde auf eine Feſtung gebracht.

Kloſter Einſiedlen wird beſtohlen.

1793 wurden dieſem berühmten reichen Kloſter viele Schätze geraubt, man wußte nicht wie? Gewiß iſt, daß eine Menge

franzöſiſcher Emigranten, worunter viele Biſchöffe uud Geiſtliche waren, da ihren Aufenthalt während der Revolution fanden; auch wie man glaubt, viele Schätze da hinterlegt worden ſind. — Das Geſtohlene kam zum Theil zurück. —

Lyoner wollen ſich in Baſel ſetzen.

1794. Als die Auswanderung in dieſem Jahr aus Frankreich allgemein war, begehrten 600 Lyoner-Fabrikarbeiter ſich in der Stadt und Landſchaft Baſel anſetzen zu können; man hat ihnen aber das Geſuch einſtimmig abgeſchlagen, da ohnehin Frankreich wegen ſeiner Nähe und Mißbilligung nicht gereizt werden durfte.

Schickſal der Fremden in Helvetien.

1793 u. 1794 befahl noch die Regierung von Bern, daß alle Fremde oder Landes-Einwohner, die nicht Stadtbürger ſind, ihre gekauften oder geerbten Häuſer herausgeben und an Bürger verkaufen ſollen; da nur dieſe das Recht haben, Eigenthümer

eines Hauſes zu ſeyn. Und im Fall ſie ſolche nicht an ihre vorige Beſitzer abtreten können, durch öffentliche Verſteigerung es geſchehen ſoll. Wer dem Gebot entgegen handelt, dem ſoll ſein Haus geſchloſſen und ſo lange unbewohnt bleiben, bis die Burgerkammer darüber verfügt, und den Verkauf wird beſorgt haben.

Der Fremde ward überhaupt ſchnöde behandelt; und man glaubte ſie ſeyen nichts als Ausgeſtoſſene ihrer Heimath, daß ſie in die Schweiz kommen. Man dachte nicht daran, daß ſo viele tauſend Schweizer auch in der Fremde leben, und dort Ehre und Reichthümer genieſſen. —

In Zürich wie zu Bern u. ſ. w. konnte der Fremde unter keiner andern Bedingung in der Stadt wohnen, auch wenn er eine Bürgerstochter oder ein Landskind heyrathete, als daß ein angeſehener Bürger für ihn gut ſprach, und ſich ein theures — ſogenanntes Schweizerheymath auf dem Dorf oder in kleinen Munizipalſtädten angekauft, das gewöhnlich 60 bis 80, je bis 100 Louisd'ors gekoſtet hat. Auſſer dem mußte er gemeiniglich nur im Dienſt eines Bürgers ſtehen; damit er, wie der Erlaubnißſchein lautete, der Bürgerſchaft nicht zum

Nachtheil oder Beſchwerde falle. Handlung oder Gewerb für ſich ſelbſt zu treiben, war auf keinen Fall erlaubt. Auch das Aſſociren mit Bürgern war verboten, geſchah aber heimlich. — Starb er, ſo ward ſein Vermögen gleich unter Siegel gelegt, große Koſten folgten darauf — und der 10te Theil ſeines Nachlaſſes blieb ohnehin als Abzug dem Staat. — Die Kinder waren eben ſo fremd als der Vater. Vor Zeiten — mußten dieſe Männer im Zürcherſchen zum Unterſcheidungszeichen ſogar einen grünen Hut tragen u. ſ. w.

Zug faſt ganz verbrannt.

1794 iſt Zug halb abgebrannt; das Feuer kam in einem Wirthshaus aus, und eben da die meiſten Leute auf dem Felde waren. Seitdem iſt das Städtchen ſchöner gebaut, als es vorher nie geweſen. —

Genfs Blutgerichtstage.

1794. Nicht mehr Revolution — ſondern Blutrache war jetzt das Looſungszeichen. Die Republik beſtund jetzt aus 22 Klubbs (Volks-Societäten) die jeden

Abend 44 Ausgeſchoſſene in einen Centralklubb ſandten, wo alle Macht der Republik vereinigt war. Doch war noch ein Syndik und ein Rath, die aber nur ſchleunig ordnen konnten, in erſter Inſtanz etwas abzufertigen. —

Merkwürdig war — daß das ſonſt ſo galante Genf, wo immer der entſetzlichſte weibliche Staat herrſchte — in dieſer Revolutionszeit ganz verſchwunden iſt; es war ein Schandflecken modiſch zu gehen, die Frauenzimmer erſchienen nun im Revolutionskoſtüme mit wilder Geberde. —

Nun wurden gerichtet, alle Staatsverbrecher und alle Anhänger der ariſtokratiſchen Regierung von 1782; zur Strafe und Verantwortung wurden gezogen, die Theilhaber an der Verbannung der Patrioten. Die Anzahl der Glieder, die jetzt das Tribunal wechſelſeitig bekleideten und unterſtützten oder Mitglieder davon waren, ſtieg über 4000; dieſe haben nach und nach über 827 Perſonen ein Urtheil geſprochen, und ſie zu verſchiedenen Strafen verurtheilt. Blut iſt viel gefloſſen — Verbannung war das gnädigſte.

Unruhen am Zürcherſee.

1794 — 1795. Der Wohlſtand der Bewohner am Züricherſee kam von ihrem auſſerordentlichen Fleiſſe, worinn es ihnen keine Landleute in der ganzen Schweiz gleich thaten. Arbeit war ihre Luſt, Erwerb ihr Vergnügen; ein Eigenthum, ein freyes Eigenthum zu haben, ihr Stolz und ihr Beſtreben. Daher der ſich fühlende Charakter dieſer Bauern; daher der ſelbſtſtändige Wille, die wirkſame Kraft dieſes Volkes — das den ſtädtiſchen Druck härter fühlte als ein anderes, weil es edler Empfindungen fähig war. Alles wimmelte am See-Ufer von Bauern, die jeden kleinen Fleck Landes bearbeiteten. Steine ſchleppten ſie um ihre Felder zu Dämmen und Häuſer zu bauen; auf Rücken und Achſeln trugen ſie Laſten ſtundenweit — wo ſie wußten es diene ihnen zu ihrem Bau. Beynahe ohne Pferde und Zugochſen, trugen ſie den Miſt ſelbſt auf ihre Aecker: ſammelten ihre Früchte auf kleinen Schubkarren; Weiber und Kinder zogen ſie; alles war Leben, Reinlichkeit, Ordnung und Fleiß! Und dieß brachte Wohlſtand; — den wie es

ſchien, die trägen Städter beneideten, oder es gar als eine Folge ihrer guten Regierung wollten gelten machen! —

Dies iſt eigentlich die Hauptſache, was dieſe Leute empörte; denn ſie erwarben mit ihrem Schweis und Blut, und konnten daher das Erworbene, ſelbſt gewonnene Brod, auch ſchätzen. Sklavenſeelen und Faullenzer bleiben ruhiger; ſie können nichts verlieren, weil nichts ſie nahe angehet.

In den gröſten Gemeinden, die oft zu 4000 Seelen ſtark waren, fand man öfters nicht 6 Pferde oder Zugochſen, und die dergleichen hatten, waren für Müller und Fabriken. Der See diente ihnen zu ihren Holz- und Frucht-Fuhren; bis an See ſchleppten ſie alles mit eigenen Händen.

Dieſe wirklich intereſſante Menſchengattung hätte die Achtung jeder guten Regierung verdient; ſtatt deſſen ruinirte man viele Familien durch elende Prozeſſe; durch Einſchränkungen, durch Rückziehung alter Gerechtſame. Die Akten ſind im Druck, wie lange dieſe Leute nur um ihre natürlichen Menſchenrechte ſtreiten mußten; wie man ihnen Handel und Wandel erſchwerte, und mit Trotz begegnete, wo ſie flehend baten! Sie als Aufrührer drückte

und verfolgte, und mit Spionen und beſoldeten Trabanten umgeben lies, um alle ihre Reden und Handlungen zu verdächtigen und zu belauſchen; — dies iſts — was ſie noch zum höchſten empörte! —

Man verbot ihnen Handel und gewiſſe Handwerke zu treiben; einige Handwerke wurden freylich geduldet; da die Menſchenzahl aber anwuchs, ſo konnten ſie ſich nicht alle ernähren. Man beſtrafte mit ſchweren Buſſen die Bauern, die es wagten, fremde Materialien zu bearbeiten, wenn ſie nicht von den Stadtbürgern gekauft, und wieder an ſie verkauft wurden. Alle rohe Fabrikartikel durfte man nicht anderswo kaufen als von Bürgern der Stadt Zürich, und die verfertigten Waaren konnten nicht an Fremde getauſcht oder verhandelt werden. Wo hat man je in einem ſogenannten Freyſtaat ſolche Tyrannen geſehen oder ſie wie die Schmeichler thaten, noch loben dürfen? — Oder Gerechtigkeit, vaterländiſche Vorſorge darinn bewundern ſollen? —

Auch in fremde Kriegsdienſte durften ſie nicht tretten: wenn ſie nicht vom Stand Zürich avouirt waren. Und da wo ſie hätten eintretten dürfen, da war ihnen der Rang abgeſchnitten; ſie konnten in holländ-

diſchen und franzöſiſchen Regimentern nicht höhere Kriegsſtellen bekleiden: Alſo durch Kabale und Intriken wurde ihnen das Avancement unmöglich gemacht, hätten ſie ſich auch noch ſo braf gehalten.

Verlegenheit und wirkliche Sorge — wohin es noch mit ihnen kommen könnte — brachte das Volk zur Verzweiflung!

Einige Landbewohner lieſſen ihre Söhne Handwerker lernen: Kupferſchmiede, Goldſchmiede, Knopfmacher, Spengler, Weisgerber, Buchbinder u. ſ. w. Aber in ihrem Vaterland durften ſie ihre Profeßion nicht treiben; nur aus Gunſt wurde ihnen der Abzug in fremdes Land bewilliget, um doch nicht Hungers zu ſterben. —

Auch das Studiren war ihnen höchſt erſchwert. Der Sohn vom Lande konnte keine Pfarrſtelle erhalten; kein geſchickter Arzt oder Rechtskundiger hätte in der Stadt prakticiren dürfen: welches ſonſt in aller Welt — ſelbſt unter den gröſten Despoten — freye Künſte ſind.

Es that dieſes alles um ſo weher — da das nicht urſprüngliche alte Rechte ſondern neu aufgekommene Beſchränkungen waren; denn man kennt aus der Schweizergeſchichte, wie viele ge-

ſchickte und große Köpfe vom Lande in den Stadtſchulen zu den erſten Männern im Staat erhoben worden, die herrlichſten Beweiſe von Natur-Fähigkeiten und Gaben, abgelegt haben. —

Was war lächerlicher, als in eben dieſem Land von einem Stadtbürger (Lavater) die hochtönende Freyheitslieder anſtimmen zu hören, wenn gerade im Angeſicht ſolche Dinge jeden gemeinen Menſchen zum Widerwillen bringen! Der Kontraſt konnte nicht größer ſeyn! Singen hören:

Wer Schweizer — wer hat Schweizer-Blut
Der, ſo mit Ernſt und frohem Muth
Dem Vaterlande gutes thut,
In ſeinem Schooſe friedlich ruht,
Nicht fürchtet ſeiner Feinde Wuth
In dem fließt reines Schweizer-Blut!

Und Trotz bietend den Fürſten Unterthanen zuſangen:

Gold bedeckte Königs Knechte!
Strahlt des Thrones Glanz zurück!
Unſer ſind die Freyheitsrechte!
Unſer iſt der Menſchheit Glück!
Wir, die keinen Fürſten fröhnen
Wiſſen nichts von Klag und Thränen.

Wir ſind glücklich — ſchallet Lieder!
Höchſter Herrſcher — Dank ſey dir!
Wir ſind gut und frey, und bieder:
Sagt, wo iſt ein Volk wie wir? — —

Schweizer-Lieder S. 228 u. 291.

Memorial der Züricher Bauern.

1795. Die Züricher Bauern klagten, man halte ihnen Brief und Siegel nicht. — Die Städter ſagten, ihr habt ſie uns in unruhigen Zeiten abgedrungen! (Alle Friedensſchlüſſe gelten auf dieſe Weiſe nichts, denn ſie werden allemal durch das Glück der Waffen abgedrungen.) —

Unſere Urkunden ſagen, riefen die Bauern, ihr ſollet uns in der Erwerbfreyheit nicht ſtören; ihr ſollt uns nicht in Kriege verwickeln, wozu das Land nicht ſtimmt; ihr ſollt uns keine drückende Geſetze geben, die unſern Kindern zu Erlernung nützlicher Künſte den Weg abſchneiden; — der geheime Rath kennt den Brief von 1489, der zwiſchen Land und Stadt aufgerichtet, mit Siegel und Unterſchriften verſehen iſt; — dieſes wollen wir halten. —

Einer der Herrn vom geheimen Rath ſoll einem im Verhör geweſenen Steffener hierauf geantwortet haben: Ein ſauberes Stück — das ſind alte Lumpen, zerriſſene Fetzen; — aber, antwortete der Delinquent: ſie ſind doch von den 7 alten Schweizer-Kantonen garantirt! — Hierauf wurde geſagt: Ja, die Stände waren damals feindſelig gegen die Stadt geſinnt, und haben aus Neid dieſen Traktat errichten helfen. — —

Man urtheile nun! — (Dieſes Verhör iſt gedruckt.)

Die Glarner bieten bey den Steffenerhändel ihre Vermittlung an.

1795. Unter den eidgenößiſchen Ständen waren es die Glarner, die mit aufrichtigem, ſchweizeriſchem Wohlmeynen, den Frieden herſtellen wollten; es mußte ſie um ſo näher angehen, da ſie ganz an die unruhigen Gegenden gränzten. Sie ſchrieben daher am 18. Auguſt 1795 an den Magiſtrat von Zürich ein höchſt beſcheidenes und gutgeſetztes Schreiben, worinn ſie baten, daß die gnädigen Herrn der

Stadt Zurich, den löblichen acht alten Orten, dem Herkommen und Bundesgemäß, die Sache zur Entſcheidung übergeben möchten, um Ruhe und Ordnung herzuſtellen; ſie bemerken: — „Wobey wir zugleich unſere Freund-Eydgenößiſche beſtens gemeinte Empfehl und Erſuchen beyfügen wollen, daß Ihr G. L. E. inzwiſchen mit Obſervationen mildväterlich einhalten möchtet; damit viel unheilbares Unglück und Elend, welches zuletzt die ganze löbl. Eidgenoßſchaft in verſchiedenen Rückſichten intereſſiren möchte, noch in Zeiten abgewendet werden könnte; — denn obgleich man glauben möchte, daß durch Eure kriegeriſchen Vorſichtsanſtalten, bereits alles beygelegt und ruhig zu ſeyn ſcheint, ſo könnten nichts deſtoweniger unvermuthet ganz widrige und traurige Wirkungen erfolgen u. ſ. w. — indem keiner andern Ruhe und Stille zu trauen iſt, als einzig jener — welche ſich auf eine wahre Ueberzeugung gründet, daß jeder Theil erlanget hat, was ihm von Rechtswegen gebührt.“ —

Was war nun die Antwort von den gnädigen Herrn von Zürich? — Sie iſt vom 22. Auguſt 1795. Ein weitläufiges Deklamiren, daß man ſich verwundere und

erſtaunt ſey, eine ſolche Zuſchrift zu erhalten; — ſie ſeyen von verläumderiſchen Vorſpieglungen eingenommen — es ſeyen offenbare Aufrührer die Steffener; — daß ſchon die benachbarten Eidgenoſſen thätige Hülfe zugeſagt; — daß man mit Militärgewalt die unredliche pflichtwidrige Leute am See in den Schranken des ſchuldigen Gehorſams ſchon werde zurückzuführen wiſſen ꝛc. und am Ende fügten ſie bey: „Jeder eidgenößiſche Stand ſey nach dem Stanzer-Verkommniß heilig verpflichtet — bey der wohlhergebrachten Verfaſſung eine Obrigkeit die andere Obrigkeit zu ſchützen; — ſo wie wir es immer getreu gethan. — — Mit deſto mehr Recht erwarten wir von Euch, daß ihr nach dem löblichen (!) Beyſpiel unſerer Mitſtände aufrühriſche Angehörige zum ſchuldigen Gehorſam gegen ihre gerechte Obrigkeit anweiſen; und wenn ſich ſolche ferner bey Euch betreten laſſen ſollten, uns dieſelben bundesmäßig ausliefern werdet. — Gewiß iſt es der göttlichen Vorſicht zu danken (wie man Gottes Namen ſo mißbrauchen kann!) daß durch entſchoſſene Maaßregeln dieſe Gährungen glücklich gedämpft worden; — und wir werden mit eben ſo väterlich als gerechtem Ernſt zur Aus-

füllung der ſo nöthigen Strafurtheile ſchreiten, und hoffen in kurzem der vollkommenſten Ruhe und Ordnung in unſerm Innern wieder erfreuen zu können!" —

Zürich, den 22. Aug. 1795.

Bürgermeiſter klein und groß Räthe der Stadt Zürich.

Es ſcheint die göttliche Vorſicht habe dieſen Wunſch der Herren nicht erhören wollen, denn es gieng nun mit der Gewalt mit raſchen Schritten zum Ziel! Habeat ſibi! *)

Vorſpiele der Revolution am Züricher- und Lauſanner-See.

1795. Schon lange vorher führten die Gemeinden Klagen im Zürcheriſchen über Bedrückungen, ſie durften aber nicht laut

*) So hoch dieſe Herren gegen ihre Untergebenen und mit den kleinen eidgenößiſchen Kantonen ſprachen, ſo pochend waren ſie auch ſelbſt gegen Frankreich. Wem iſt nun der Fall der Schweiz zuzuſchreiben? Wer würde nicht lieber in Wildniſſe wandern als da gehorchen wollen?

werden, bis ſie Hoffnung hatten, es könne was fruchten. 1795 waren die Franken überall Sieger, der republikaniſche Geiſt erwachte in allen Seelen, wo er ſchlummerte; und ſo erwachten auch die Seebewohner bey Zürich und in andern Gegenden; ſie feyerten die Siege der Franken, ſangen Lieder der Freyheit, welches alles für Königlichgeſinnte Stadtregenten ein Dolch ins Herz geſtoſſen war. Doch wußten ſie mit ihren Helfershelfern und Zünften die Gefahr nicht zu fühlen; ihr Schwindel von Größe und Allmacht dauerte fort, wovon viele der Vielgetreuen ſtrozten. Dieſer Spiesbürgerton war in allen Schweizerſtädten hörbar, am meiſten aber zu Zürich. — — Und dies wäre die erſte Periode des Falls!

Die zweyte Periode iſt — man mußte nicht nachgeben, und zeigen, daß man Herr iſt, und keinen äuſſern und innern Feind fürchte; zweyte Periode des Falles.

Die dritte Periode des Falles iſt — von Schmeichlern ſich umgeben laſſen, von Spionen und Ohrenbläſern; von Kanzeln die Wohlgemeintheit der väterlichen Regierung lobpreiſen laſſen, ſelbſt dabey ſitzen,

und nicht erröthen — höchſte Stufe des Falles. —

Die Vorbereitung zur Revolution machte ſich in Zürich durch die Klagen der Bauern — und im Berner Wadtland — durch die Klagen der Städter. — Dieſe riefen: Wir ſind vom Regiment zurückgeſetzt, man übt eine Familien ⸗ Herrſchaft über das Land; der Städter iſt überall im Verfall und in Verachtung; — dort am Zürcherſee riefen die Bauern, die Herren in der Stadt wollen uns zu ihren Vaſallen machen; wir waren freye Landleute, jetzt ſind wir ihre Melkkühe, ihre Sklaven. Man hat unſern Grundkontrakt gebrochen, vernichtet. Im Berniſchen ſagte man: Die Herren halten es mit den Bauern. Im Züricher Gebiet klagten die Landleute: die Zünfte, die Bürger von Zürich unterdrücken die Bauern. —

Einnahme von Stefa.

1795. Dieſer offene Landflecken am See, wurde an einem Sonntag Morgens, eben da die Leute ganz ruhig in der Kirche waren, von etwa 5000 Zürichern mit Kano⸗

nen überfallen; — *) ſie kamen von drey Seiten her, von dem See, von der Landſeite, vom Weg hintenher bey der Winterthurer Straſſe herum; — fielen mit Geſchrey und wüthend das Volk an. — Kanonen wurden auf das Oertlein gerichtet. — Kein Menſch war auf der Straſſe, niemand als etwa hie und da ein altes Mütterchen, das nicht wußte, was das bedeuten ſollte. Wie die Leute aus der Kirche kamen, ſahen ſie nun erſt mit Erſtaunen, daß die Wölfe im Schaafſtall eingefallen waren. Sogleich wurde vom kommandirenden General der Befehl bekannt gemacht, alles ſoll Gewehr und Waffen bey höchſter Strafe für das Haus herausſtellen; welches die Leute gutwillig thaten. Piſtolen, Gewehre, Jagdflinten, Säbel ſammelte man und ſchickte ſie ſogleich auf dem See nach Zürich; — die

*) Die Züricher, etwa 13000 Mann ſtark, ſandten noch 3 bis 4 tauſend Mann den See hinüber, und hin und her, machten zugleich noch zwey Reſerve-Korps, eins ſtund in Zürich, ein anderes gegen Winterthur; die Berner ſchickten ihr Hülfs-Kontingent ſchon bis Lenzburg! —

die erſte Heldenthat! Sodann liefen die Spionen hin und her — Steckbriefe kamen, bald dieſen bald jenen zu packen — das ward auch vollzogen. Ich war bey einer ſolchen Arreſtation gegenwärtig, ſchreibt mir ein Bürger von Zürich, denn ich war unter den Truppen. — Ein Offizier war bey einem wohlhabenden Manne einquartirt; plötzlich kam ein Feldjäger, brachte ihm ein verſiegeltes Billet. —— Der Mann vom Hauſe war in der Stube; ſogleich nachdem der Züricher Offizier das Briefchen geleſen hatte, ſpringt er auf, ſagt dem Mann oder ſeinem Gaſtwirth, ihr ſeyd mein Arreſtant; zitternd an Händen und Füſſen fragte er, warum? — Genug ihr ſeyd Arreſtant, ſogleich befahl er, daß 25 Mann ins Zimmer treten, und vor ſeinen Augen ſcharf laden; — der Unglückliche bat — doch noch mit ſeiner Frau ein Wort reden zu dürfen. — Nein — führt ihn fort, wie er da ſtehet. — Und ſo wurde der Arme wie er gieng und ſtund gefangen nach Zürich geführt. ——— Dieß ſah ich mit an; — gleiche Auftritte gab es alle Augenblicke. Auch lagen wir 14 Wochen und 3 Tage auf Exekution in Steffa. —

Da gabs manchen Spektakel, wofür die Menſchheit ſchaudert! Schweiz bedecke dich mit einem Flor! deine Freyheit ward niederträchtig geſchändet!

Lavaters ſchönes Betragen.

Lavater hat ſich bey dieſer ganzen Sache würdig betragen, und ſich für Zürich geſchämt; denn er that alles, um die unglücklichen Gefangenen nicht zu morden. Er gieng aufs Rathhaus — redete mit ſeinem ganzen Feuereifer — konnte etwa 70 Stimmen, als es um das Todesurtheil zu thun war, zurück zur Vernunft bringen. — (Sonſt glaubten viele — wären die Verhafteten alle gerichtet worden.) Lavater lies auch eine Predigt drucken, die zwar in Zürich von der Cenſur verweigert worden war, hernach in Schaffhauſen gedruckt wurde; — worinn er all das Abſcheuliche dieſer Sache ins Licht ſetzt. — Sogleich lies man alle Exemplare konfisciren; der Bürger, der ſie verkaufte, mußte 25 große Thaler Strafe erlegen, und hätte er nicht reiche Verwandte gehabt, er wäre auf lebenslänglich ins Zuchthaus gekommen. Er mußte einen Eid ſchwören, daß

er kein Stück verheimlichen oder weiter weggeben wollte. Lavater ſagte: Man muß jezt zu der gerechten Sache ſchweigen; er zahlte ſogleich die 25 große Thaler. — Daher wurde dieſe Predigt faſt nicht bekannt, auch war Lavater nicht auf dem Titel genannt.

Steffener Schulmeiſter.

1795. Steffa hatte beſonders einen von der Gemeinde ſehr geliebten alten brafen Schulmeiſter; der Herzgute Mann, weil er Zutrauen hatte und ein vernünftiges Wort ſprechen und ſchreiben konnte, war bey den ausgebrochenen Unruhen einer der Erſten, der fliehen mußte. — Er wanderte in fremden Landen einige Jahre umher, und ſtarb endlich vor Kummer und Noth in einer armen Hütte im Elſaß — wo er unter fränkiſchem Schutz Aufnahme fand.

Zunftmeiſter Schinz und Irminger. Obervögte zu Steffa.

Zunftmeiſter Schinz war nebſt dem berühmten Irminger, Obervogt zu

Steffa. — Aber Erſterer war ein ſanfter und menſchlicher Richter; wäre er frey geweſen zu handeln, wie er wollte — es würde gewiß keiner Exekution gebraucht haben. Aber ſo wurde er mit in die Händel gezogen, die er nach ſeinen perſönlichen edlen Geſinnungen verabſcheute.

Irminger, ein Bürger von Zürich, war Mit-Vogt zu Steffa, er war von Profeßion ein Beck; ein brutaler, falſcher, deſpotiſcher Mann; durch ihn wurden alle Händel aufgerührt, und alle Spionen beſoldet. — Er trug den Haß der ganzen Gemeinde. Die Franzoſen führten ihn bey ihrem Einmarſch in Zürich gefangen nach dem Elſaß; er ward aber bald wieder frey; ein erz Franzoſen-Feind, und erz Oeſtreicher- und Ruſſen-Freund. — Seinen Lohn erhielt er aber von ſeinen Freunden, denn zwey Ruſſen haben ihn in ſeinem eigenen Landhauſe, bey der Einnahme von Zürich 1799 mit Bajonetſtichen getödtet, die Franzoſen bey ihm ſuchten.

Bodmer von Stäffa
im Gefängnis zu Zürich

Bodmer im Gefängniß und zum Tode verurtheilt.

Bodmer, der älteſte der Stäfener Gemeinde mit 6 Ausgeſchoſſenen, brachte das Memorial nach Zürich. Sie wurden ſogleich gefangen genommen. (Der Landſchreiber, Billeter Sohn von Steffa, Stapfer von Horgen, Pfenninger von Steffa, flüchteten ſich.) Billeter, der Vater, alt Landſchreiber des Orts Steffa, ward angehalten, im Namen der Gemeinde eine Renonziationsakte aufzuſetzen, darinn zugleich im Namen aller Glieder, um Verzeihung zu bitten, welche Schrift ſodann mit mehrern Unterſchriften verſehen, dem Züricher Staatsarchiv beygelegt wurde; bey der Revolution 1798 aber herausgegeben und zurückgenommen worden.

Bodmer war Vater von 9 Kindern, (70 Jahr alt.) Er hatte eine harte Gefangenſchaft; aber er blieb ſich immer gleich; er war ein Gottvertrauender Mann, den alſo kein Gefängniß auch der Tod ſelbſt nicht erſchreckte. Sein gutes, offenes, altſchweizeriſches Geſicht, hätte auch ſeinen

härteſten Richtern Ehrfurcht abzwingen ſollen; — ſeine Unſchuld ſprach aus jeder Miene; doch die Ungerechtigkeit, die ihn verfolgte, mußte ſeine Seele tief beugen; denn er ward von Geiſtlichen und Weltlichen, die ihn beſuchten, mit den empfindlichſten Vorwürfen überhäuft; — aber da ſaß er in ſeinem einſamen Gewölbe da, dachte an die Zukunft — an den Richter im Himmel, der allein gerecht richtet; vor ihm würdig zu erſcheinen, war ſeine einzige Sorge; und ſo blieb er ſtandhaft und unerſchütterlich bey ſeinem für das Volk gemachten Vortrag. — Zu kriechen, oder ſich aus Furcht ſchrecken zu laſſen, dieſe Schwachheiten kannte er nicht. — Achtzehn Wochen ſaß er ſo gefangen, wankte nie; er ward zum Tode zubereitet; 7 Wochen lang litt er Todesangſt; aber mit feſtem Schritt und lächelnder Miene — (dies ſagen alle die ihn damals ſahen — —) gieng er am Tag des Gerichts — den Todesgang aufs Schaffot; — an ihm ſah man keinen armen Sünder; — ſo trat er ſelbſt mit Unerſchrockenheit vor den Scharfrichter, der das Schwerd unter dem Arm hielt; er kniete, wie ihm befohlen ward vor ihm nieder; er glaubte nun den Todesſtreich — zu

empfangen; aber den geheimen Befehl, den Bodmer nicht zu tödten — ſondern das Schwerd über den Kopf zu ſchwingen — und dann Pardon aus hochobrigkeitlicher Milde zu rufen — das erwartete — das wußte Bodmer nicht. — Sieben andere Steffener Mitſchuldige wurden mit hinaus geführt, um auf dem Schaffot die Execution ihres edlen Freundes mit anzuſehen. Nun wurden ſie alle zuſammen zurück in die Stadt geführt, und auf Lebenslänglich ins Zuchthaus gebracht. — Aber ſie ſollten — ſo wollte es Gott — den Triumph ihrer Leiden bald ſehen. — Sie waren aufbehalten — zu baldiger frohen Rettung. — Sie ſollten ihre mächtige Rettung von einem höhern Richter — erfahren, um ſeine Allmacht und die Wunder ſeiner Größe recht fühlen zu können! Gott hatte ſie aufgeſpart zu einem Merkzeichen ſeiner Gerechtigkeit! denn obgleich dieſer große Gott nach ſeiner Weisheit wohl zuläßt, daß das Uebel in der Welt zu einer gewiſſen Größe anwachſe, und Zerſtörungen anrichte; — ſo hält er doch ſeine mächtige Hand ſtets ausgereckt — wo er dann plötzlich mit dem Donnerwort ſeiner Kraft ruft: „Bis hieher und nicht

weiter! Und es vor aller Welt erkannt wird — daß Er der Herr iſt — — und jene Verfolger ihren Fall zehnfältig verdient haben.“ —

So wurde Bodmern und ſeinen leidenden Brüdern durch Gott die Bande gelöst, als im Frühjahr 1798 die Revolution ausbrach; und er mit 24 ſeiner Mitgefangenen frey und im Triumph heimgeholt wurde!

Welch ein Triumph! Bodmer unter ſeinen 9 Kindern und wieder im Schoos aller der Seinigen ankommen zu ſehen; nach ſo ſchrecklichen Tagen der Trennung und der Mißhandlung!

Folgende Geſchichten rücken wir auch zur Staatskenntniß von Zürich noch hier ein.

Pfarrer Heinrich Waſer, in Zürich enthauptet.

1780. Am 27. May ward dieſer Mann hingerichtet; — jeder unpartheyiſche Schweizer erſchrack, als er dieſe Hinrichtung hörte, viele ſchrieben heftig dagegen, und Schlözer in Göttingen rief: „Waſers Blut

raucht — und wird rauchen, ſo lange es Geſchichte giebt! — So etwas in einem Freyſtaate, ſollte man nicht glauben. Der Blutrath in Zürich war aus 25 Gliedern von dem zur Zeit regierenden täglichen Rath, ſo aus 50 Gliedern beſtand, gewählt; und hat ſich hier ein ſchauderndes Denkmal geſtiftet! Die Zünfte waren unſchuldig und hatten nichts dabey zu ſagen. —

In Zürich hatte ein Criminalverbrecher auch keinen Anwald oder Vorſprecher, ſondern alles was er ſeinen Richtern zur Aufklärung oder Entſchuldigung ſeiner Vergehen vorzutragen hatte, mußte einzig und allein durch den Mund ſeiner zwey Verhörrichter dem Blutrath vorgetragen werden.

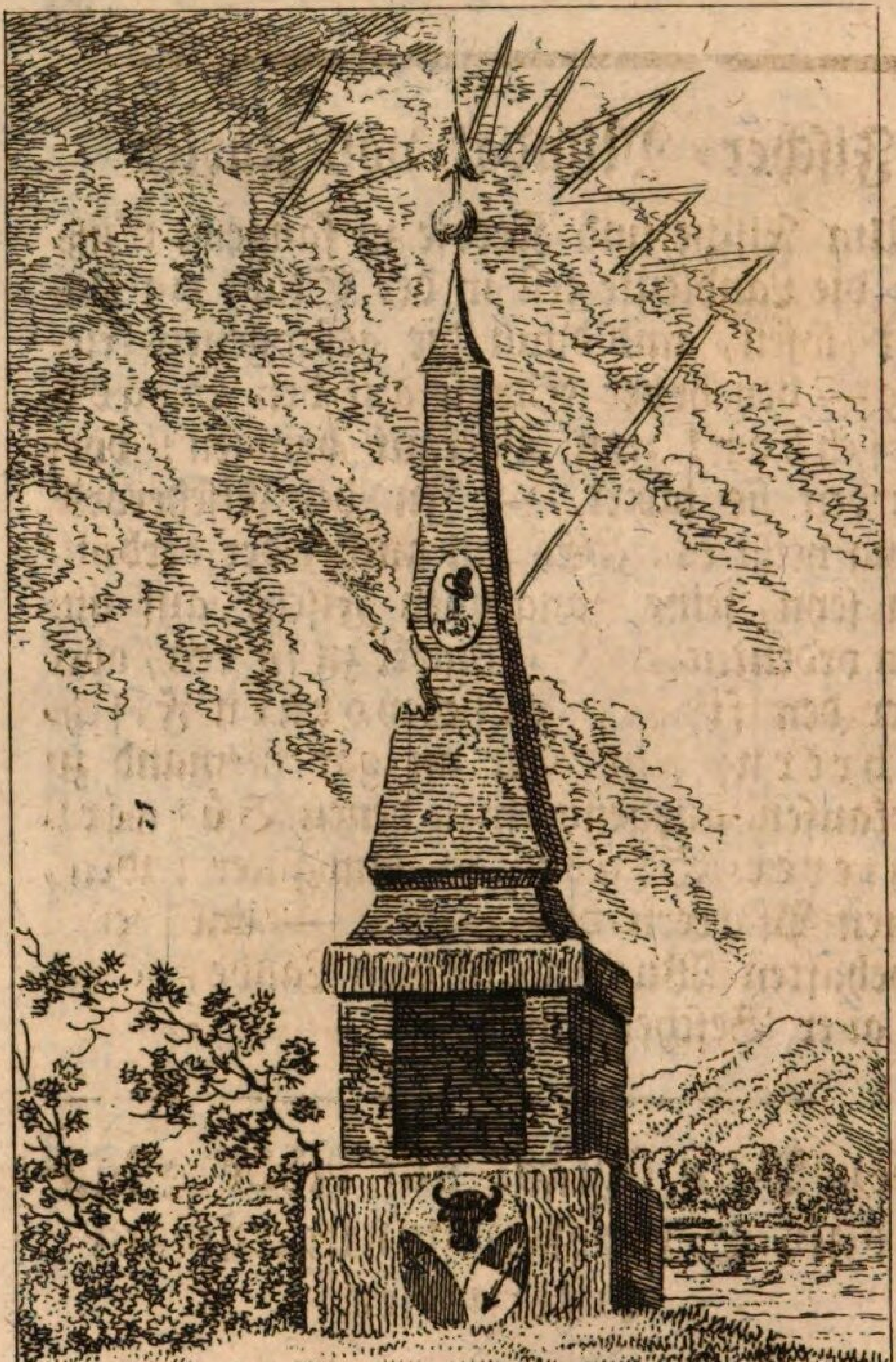
Man ſiehet hieraus ſchon eine ſchreckliche Deſpotie!

Waſers Verbrechen war: daß er alte Urkunden abſchrieb, auch einige zur Geſchichte des Freyſtaats Zürich entwendete, um davon gegen die Obern — Gebrauch zu machen. Auch daß er einige hiſtoriſche Werke verſtümmelte, einige Karten und Kupferſtiche ſtahl; ſo, daß man an ihm einen gelehrten Dieb erkennen und ſtrafen konnte. Aber zum Tode qualifizirte

ſich ein ſolcher Diebſtahl nicht. Es war mehr Leichtſinn; und Waſer bereuete ſchmerzlich das gethane; ſo daß er ſelbſt ſagte: Wenn er es könnte ungeſchehen machen, zehn Leben dafür hinzugeben — ihm nicht zu viel wären.

Todtenfall im Zürichergebiet.

Der Todtenfall iſt eine alte Abgabe der Leibeigenen; und wurde in den allermeiſten Kantonen der Schweiz, ſo wie in Deutſchland ſchon ſeit undenklichen Zeiten abgeſchaft; nur im Kanton Zürich ruhete er noch 1795 in einigen Gegenden ꝛc. ꝛc. und wurde bis auf die neueſten Zeiten gefordert. Die Abgabe beſtehet darinn: Wenn ein Hausvater ſtirbt, daß ihm ein Stück von ſeinem beſten Hausrath genommen wird, es kann ein Ochſe, ein Stück Kleidung, ein ſchöner Kaſten, oder dergleichen ſeyn; ſtatt deſſen aber auch mit Geld abgekauft werden. —



Raynalds Schweizer Monument.

Fiſcher-Mandat von Zürich.

Um Fiſche und Krebſe zu fangen, mußten die Landleute erſt in der Stadt ein Patent löſen, und dann die gefangenen Fiſche — bey hoher Strafe auf den Stadt-Fiſchbank zum Verkauf bringen: dort wurden ſie taxirt. — In der Fiſcherordnung heißt es: „Es ſoll auch jeder verbunden ſeyn, ſeine fangenden Fiſche auf unſern ordentlichen Fiſchmarkt zu führen, oder aber den ſieben geſchwornen Fiſchführern, ſonſt aber an gar niemand zu verkaufen, ausgenommen denen Bürgern unſerer Stadt, ſo Landgüter haben, denen Pfarrern des Orts; — und denen Ehehaften Wirthen auf dem Lande, jedoch in aller Beſcheidenheit.“

Der Blitz ſchlägt auf Abbe' Raynals Schweizermonument am Luzernerſee.

1795. Der franzöſiſche Abbe' Raynal, Verfaſſer, oder wie man glaubt nur Herausgeber der ſo viel Aufſehen gemach-

ten Geſchichte der europäiſchen Beſizungen in beyden Indien— (ein Werk mit Feuer geſchrieben aber ſelten der Wahrheit getreu;) kam 1783 auf ſeiner in Frankreich erlittenen Verfolgung — durch die Schweiz: — er war ein Mann, etwa 60 Jahr alt, ein vielredender, und äuſſerſt ſelbſtſüchtiger Mann, der nur ſich ſelbſt gern reden hörte, denn wer ihn ſprach konnte nicht zur Rede kommen; er wurde von ihm mit tauſend Fragen unterbrochen, und hörte die Beantwortung keiner ganz aus. So kannten ihn mehrere Perſonen, die ihn ſprachen. Dieſer Zug ſeines Charakters war nöthig, um das folgende deſto beſſer würdigen zu können.

Raynal hörte, daß in der Schweiz kein Denkmal exiſtire, das man den Stiftern des eidgenößiſchen Bundes, hätte ſetzen ſollen. Geſchwind entſchloß er ſich — er wolle es thun. Schrieb nach Altorf und bat, daß man ihm das berühmte Grütli dazu hergeben wolle; der Bauer aber, dem der Platz gehörte, wollte zu viel Geld — alſo gieng er von dieſer Stelle ab; und nun ſuchte er lange ein ſchickliches Lokal; — nach hin und her ſchreiben, beſtimmte er ſich zu dem Platz auf einer kleinen Inſel an der ſo-

genannten Altſtadt, nahe am Rigiberg — eine Stunde oberhalb Luzern nächſt Küß-nacht. — Da ward jezt eine ſteinerne Denkſäule, mit lateiniſchen Inſchriften verſehen, aufgeſtellt. — Man las: Ad rem tam bene fortiter, feliciterque geſtarum, memoriam ſempiternam Obeliscum hunc — Guillelmus Raynal — Natione Gallus — proprio ſumptu erigi curavit. An. Chr. M.DCCLXXXIII. Die Namen der Stifter des Bundes fanden ſich auf einer andern Seite eingegraben. Dieſes alles ſich ſelbſt zu lieb — denn der Mann war ſehr eitel — und dies Denkmal hatte nicht ein Wort von Gott und Vorſehung — und doch war Raynal ein Geiſtlicher! — Aber was Menſchenwerk und Gotteswerk ſey, zeigte der ungeheure Abſtand dieſes zwar hohen, in einer äuſſerſten Spitze ſich erhebenden aber immer noch winzigen Bildes am Fuß des ungeheuren Berges Rigi — neben dem Rieſen der Berge ſtund es da wie ein kindiſches Figürlein! Der Kontraſt und die Lage konnte nicht beſſer gewählt werden. — Was dieſen Obelisk erſt ſpäter wichtig gemacht hat, iſt: daß im Jahr 1795 der Blitz darauf ſchlug! Die Feuerſtreifen und

den Schaden den das Monument litt, ſah man ſehr deutlich. — Jetzt ſeit der Revolution ſind die Steine vollends weg geworfen und ins Waſſer geſenkt worden.

Poetiſcher Schwindel, Schweizer Vergötterung.

Nie hat man je über ein Land ſo viele Lobgedichte, Lobſchriften, Heldenlieder, Herausforderungen und Schilderungen im poetiſchen Schwindel geſchrieben, geleſen, als über die Schweiz in den letzten 20 Jahren im Druck erſchienen ſind. Lavater gab vor 30 Jahren Schweizerlieder heraus, zum Ruhm der Schweizer. Seit dieſer Zeit hat man ungeheure Mißgeburten von poetiſchen Phantaſten geſehen, die völlige Abgötterey mit allem getrieben haben, was den Namen Schweizer trug, und zum Prahlen und Pochen mehr als zur Beſcheidenheit und Thatkraft — aufmunterten. Dieſe elenden Schmeichler haben noch vollends alles verdorben. Denn vergleiche man (ſagt ein braſer Schweizer) die frühe Vorwelt — die rührende und eindringliche Stille, die Würde ihrer Rede

und Thaten; und ſehe hingegen der ſpätern Nachkömmlingſchaft ſchreyende Lobpreiſer; den an wirklicher Thatkraft armen, an überſpannten Ausdruck und gleißneriſchen Sentiments hingegen überflieſſenden Geiſt des Jahrhunderts! Wir kommen mit unſern Lobreden und Lobgedichten auf die Alten ſo hinten drein, und machen uns ſelbſt bey der Nachwelt verächtlich. Es iſt eine Kluft zwiſchen ihnen und uns befeſtiget, die nur ſolche Schreyer überſpringen können.

Holländiſcher Kriegsdienſt aufgehoben.

1795. Beym Uebergang von Holland an die Franzoſen, wurden alle Schweizer-Regimenter, die in holländiſchen Dienſten geſtanden, abgedankt und heimgeſchickt; der übrige Sold ausbezahlt. —

8 Kompagnien wurden in Grave von den Franzoſen gefangen nach Beſanſon geführt, und dort ausgewechſelt, oder frey gelaſſen; die übrigen Truppen kamen alle heim, meiſt über franzöſiſchen Boden.

Die Schweizer, die friſchen Dienſt nehmen wollten, haben ſich unter andere Regimenter anwerben laſſen.

Ein Schweizer-Regiment in 12 Kompagnien, bezahlten die Holländer ehemals mit 241,776 Gulden; und für den Stab 12000 Gulden.

Aſſignate.

Die Aſſignate, eine Papiermünze, oder Kriegsbillete, die Frankreichs Revolution hervorbrachte, ſetzten die Schweiz auch in einen Schaden von vielen Millionen Thalern; — denn viele Kapitalien wurden in ſolcher Papiermünze zurück bezahlt, die kurz darauf allen Werth verlohren; auch die Kaufmannſchaft litt ſchrecklich, da ſelbſt aus Deutſchland und Norden Zahlungen nach der Schweiz auf Lyon und Paris erfolgten, deren Wechſelwerth in Papier, ſtatt klingender Münze angenommen und verrechnet werden mußten. Wir wiſſen berühmte Handelsleute, die aus Rußland, Pohlen, Italien, ſolche Wechſel auf Frankreich gezogen, erhielten, und wenn ſie ſolche nicht annehmen wollten — gar kein Recht fanden, und alſo alles damit verlohren, ſelbſt die alte Kundſame verſcherzten, weil dieß natürlicher Weiſe Mißtrauen und Erbitterung erzeugte. Es war gewiſſer-

maſſen Betrug von den auswärtigen Korreſpondenten, dieſe Gelegenheit zu benutzen, um rechtmäßige ältere Schulden mit Aſſignaten zu bezahlen. Der Wechſelkours dieſer Papiere war von Jahr zu Jahr ſchlechter, bis ſie endlich ganz Null wurden. Im Auguſt 1789 ſah man die erſten Aſſignaten in Baſel erſcheinen. Da galten hundert Livres Papiergeld 98 3/8 Livres in klingender Münze; in gleichem Jahr 96 Livres; — im Jahr 1790 erhielten ſie ſich zwiſchen 96 bis 90 Livres; — im Jahr 1791 ſanken ſie auf 68; — im Jahr 1792 auf 50; — im Jahr 1793 ſchwankten ſie bald etwas höher, bald niedriger, fielen aber auch auf 32 ſchon herab; 1794 hatten ſie ſich wieder etwas erholt, galten 40, 30 aber auch gegen das Ende des Jahrs, nur 24 Livres per hundert; — im Jahr 1795 war ihr Todesjahr; denn im Jenner galten ſie ſchon nur 18, im April nur 10, im May nur 6, im Junius 4, im September 2, im November 1, und im Dezember gar nichts mehr!! — —

In vielen Häuſern der Schweiz liegen noch wirklich für viele Millionen ſolcher Papiergelder; die auf irgend ein glückliches Schickſal warten, um ſie beym allgemeinen Frieden —

weil doch die Nation Ehre und Güter darauf verpfändet hatte — wieder zur Sprache zu bringen.

Basler Vorſorge für den gemeinen Mann.

1795 wurde in Baſel der Friede zwiſchen der franzöſiſchen Republik, dem König von Preuſſen und König von Spanien geſchloſſen. In dieſem Jahr fanden ſich beynahe von allen großen Höfen in Europa Geſandte in Baſel ein, um mit dem franzöſiſchen Botſchafter Barthelemi, deſſen Friedensliebe man überall kannte, zu unterhandeln. — Baſel war damals aber einer merklichen Theurung der Lebensmittel ausgeſetzt, die den ärmern Einwohner drückte; denn da die Fremden einen großen Aufwand machten, und alles in übertriebenen Preiſen bezahlten, ſo litt der gemeine Mann großen Mangel. Um dieſen lauten Klagen Einhalt zu thun, machte der Stadt-Magiſtrat bey den reichen Bürgern ein Anleihen von 400,000 Pfund, um dafür Lebensmittel auswärts einzukaufen und ſie in billigſten Preiſen abzuſetzen. — —

Franzöſiſche Emigranten in der Schweiz.

1796. Die franzöſiſche Emigranten etablirten ſich überall in der Schweiz; wohnten da, arbeiteten zum Theil für Bürger, die mehreſten aber trieben Handelſchaft, im Wadtland hatten ſie offene Magazine, in Freyburg war eine ſolche Menge — daß man in der Stadt und auf dem Lande beynahe nichts als Emigranten ſah. — Sie zahlten keine Abgaben, waren noch ſehr wohl unterſtützt; und wenn man es ihnen als Unglücklichen wohl gönnen konnte, ſo waren doch auch höchſt ſchlechte Menſchen unter ihnen, die manchen Schweizer ruinirten, manche Unordnung in die Familien brachten, manches Mißbehagen zwiſchen der Obrigkeit und den Bürgern ſtifteten; ihre Spionerey war ohnehin Weltbekannt. Viele gaben ſich für Emigranten aus, die es nicht waren; die in den vornehmen Häuſern Zugang ſuchten, und alles was ſie ſahen und hörten, nach Frankreich berichteten: Und da die Vornehmen gar nicht zurückhaltend gegen dieſe Herren waren, ſo

erlauſchten ſie alle Geheimniſſe und alle Geſinnungen, und brachten die Schweiz noch in das tiefere Elend.

Gelehrte in der Schweiz.

Dieſes 18te Jahrhundert brachte manchen großen Mann hervor, den wir zur Ehre der Nation nennen dürfen. Ihr Charakter war in der Hauptſache praktiſche Weisheit, nützliche Gelehrſamkeit, die alle müßige Spekulationen haſſet, und dafür den Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft im Auge hat. Nur ſolche Männer verdienen mit ihrem Ruhm auf die Nachwelt zu kommen. Ich nenne daher nur unſern Albert Haller, in allen Fächern neu und groß; Euler, und Bernoulli (von Baſel) — Geßner (Naturkündiger von Zürich) Sulzer (von Winterthur, als praktiſcher Lehrer der ſchönen Künſte, ſtarb zu Berlin) Iſ. Iſelin (von Baſel;) humane Philoſophie und Menſchenwohl waren ſeine Lieblingsſtudien. Joh. Müller von Schaffhauſen, helvetiſcher Geſchichtsforſcher.

Solche Männer leuchten gleichſam ihrem Zeitalter vor, und ſollten die Leit-

ſterne ſeyn! — Ich nenne nur Sterne der erſten Größe, die das Reich der nützlichen Wiſſenſchaften vermehrt und zu einem höhern Ziel durch Entdeckung und Anwendung geführt haben; dergleichen Männer erzeugt aber ein Jahrhundert nicht viele. — „Bloß müßige und abſtrakte Grübe„leyen ſind Unkraut, welches entweder nur „auf ſehr fettem Boden, oder in einer „Deſpotie, die ſonſt alles unterdrückt, her„vorwachſen kann.“ Dieſe Anmerkung macht ein vaterländiſcher Gelehrter. Heil uns — wenn ſie nicht auf viele unſerer heutigen Gelehrten und Staatsmänner paßt!

Nationalzug.

Es machte das Schweizer-Muſeum die Bemerkung: „Der wahre Geiſt des Volks iſt: ſie haben kein Mitleiden. Viele unſerer Ländler haben für nützliche Dinge nie Geld; ſie haben weder Aerzte noch Schulen, noch Geld für Arme; keines für Straſſen und Brücken; — nur für Prozeſſe ſind ſie alle reich und unerſchöpflich, weil nur durch dieſe die Nationalleidenſchaften ſeit Jahrhunderten rege gemacht

ſind.“ — Die Advokaten und Prokuratoren haben da eine ordentliche wohlorganiſirte Zerſtörungsfabrik.“

Pflanzet in die jungen Leute Menſchenliebe — und ihr habt die Quellen vieler und großer Laſter verſtopft! Die bisher gültigen Stadt- und Landrechte, und die ausſchlieſſenden Anmaſſungen, haben alle edlen Gefühle unterdrückt.

Des Abts von St. Gallen neue Zänkereyen.

1797. Auch in dieſem Jahr fieng dieſer unruhige geiſtliche Fürſt mit ſeinen Unterthanen zu hadern fort; — die Einwohner wurden aufrühriſch; die 4 Schirmorte Zürich, Luzern, Schwyz, Glarus, kamen in Frauenfeld zuſammen, ſprachen aber eher für den Fürſten als für das Land, daher das Volk wirklich zur Rebellion kam, und Thätlichkeiten begieng. Die Unruhen hörten nicht früher auf, als bis man ihnen bewilligte, ſelbſt einen Landrath für ihre Gerechtſame aufzuſtellen. Welches dann geſchah. — Ruhe und Ordnung kehrte ſodann augenblicklich zurück.

Auch in der Landſchaft Toggenburg waren lebhafte Auftritte, ebenfalls aus Mißvergnügen mit dem Oberherrn, dem Fürſt von St. Gallen. —

Graubündter Unruhen.

1797. Schon ſeit Jahrhunderten wühlten da allerley Partheyen, und zerſtörten Einigkeit und Recht. — Der franzöſiſche Revolutionskrieg im Mayländiſchen kam ihnen eben recht, um ſich endlich einmal von dieſen kleinen Deſpoten loszuhalftern, die noch immer den Souverain über die Leute ſpielten. Das ganze Veltlin trennte ſich gewaltſam, und vereinigte ſich mit der Mayländiſchen Republik, die Bonaparte geſtiftet hat, und wozu er den Veltlinern Schutz anbot.

Schatzgelder vermindert.

1797. Die Bewachung der Schweizergränzen, in den Jahren 1792, 93, 94, 95, 96 hatte die kleinen Kantone ſchon ſo viel gekoſtet, daß wenig Geld in ihren Kaſſen war — als der wirkliche Krieg angehen ſollte. Ja ſelbſt die reichen Kan-

tone ſpürten es. Schon im Jahr 1793, lamentirte ein Zunftmeiſter von Zürich, und ſchrieb: „Der ungeheure Sold unſerer Züger, welcher unſtreitig den Sold aller andern Völker Europas weit übertrifft, wird bey längerer Fortdauer der Kriegs- und Vertheidigungsanſtalten uns gänzlich um unſer ſchönes Zunftgut bringen.“ — Alſo ſiehet man auch hieraus, daß blos Friede, lang daurender Friede, der Schweiz ihren Wohlſtand geſichert hat. Da man aber nach dem alten Schweizerſprichwort, nur ſo lange Frieden behalten kann, als der Nachbar es will — ſo mußte ihr Wohlſtand plötzlich leiden. — Und wenn ſie wie andere Nationen in Kriegsnöthen kommen, ſie auch wieder mit andern Nationen gleich ſtehen, an Glück und Unglück, an Wohl und Uebel, an Abgaben und Beſchwerden. Und die friedliche Zeitperiode ſchien leider nun für uns auszugehen!

Eigentliche Schatzgelder hatte nur der Stand Bern beträchtlich ſammeln können, der allein den dritten Theil der ganzen Schweiz, und die reichſten Einwohner beſaß; eine gute Oekonomie führte

auch in allen groſʒen Banken von Europa Gelder angelegt hatte, und beynahe 300 Jahre Ruhe genoſʒ. —

Die Kriegsanſtalten in der Schweiz konnten nie viel bedeuten, denn man wollte keine Auflagen machen; man war an Ruhe gegewöhnt; man wäre gern frey und unabhängig geweſen, aber alles ſollte nichts koſten!

Der religiöſe, bürgerliche und ſittliche Zuſtand in Helvetien

gegen das Ende vom 18ten Jahrhundert: Vor Ausbruch der Revolution.

Erziehung.

Ein öffentliches Schreiben von Bern von 1799, an den Miniſter der Wiſſenſchaften, enthält folgende Stelle:

„Schüler, Lehrer, Schulhäuſer, kurz alles was da hineinſchlägt, lag bisher beynahe allenthalten in der gleichen Elendigkeit. — Daher ſind Engherzigkeit, grober

Eigennutz, Eigendünkel, Starrſinn die Hauptzüge der großen Menge unſerer Zeitgenoſſen geworden; daher wacht bey ihnen nur der ſinnliche Trieb, nur Befriedigung roher Leidenſchaften.“ —

„Wir haben zum Beyſpiel Kirchen-Gemeinden, die auf 8 Stunden im Umkreis nur einen einzigen Pfarrer haben, der ſieben Schulen zur Aufſicht hat, und wo die Schulhäuſer 2 bis 3 Stunden weit von ihm entfernt liegen.“ —

(Und gerade ſolche klagten erſt jetzt, die es ſchon längſt zur Pflicht gehabt hätten, es zu beſſern.)

Selten traf man ein erwachſenes Kind auf dem Lande an, das Leſen und Schreiben konnte. In den kleinen Kantonen war das noch ſeltener.

In keinem Land von Europa wurden die Schulmeiſter ſo ſchlecht bezahlt, wie in der reichen Schweiz. Es gab Dorfſchulmeiſter die ihr Einkommen faſt erbetteln mußten; die meiſten hatten kaum über 3 und 4 Louisd'ors jährlich. Spinner, Weber, Schuhmacher und die Dürftigſten wurden dazu gebraucht.

Religionszuſtand.

So wie der politiſche Zuſtand war, ſo war es auch der Religioſe. Ein Gemiſch von menſchlichen Widerſprüchen, Gleichgültigkeit und Fanatismus. Leidenſchaften trieben da ihr Spiel, wie bey den leichfertigſten Moden; religiöſes Gefühl fand man ſelten; — trokene Worte ohne Saft und Nahrung hörte man faſt von allen Kanzeln; — oder Schmähen und Fluchen über verdorbenes gottloſes Volk. Schwärmer und ſtolze Phariſäer — übten da ihre Herrſchaft; der groſſe Haufe blieb unempfindlich; das Göttlich-Schöne der Religion ward dem Eigennuz, dem Dünkel, dem Geiz aufgeopfert; die Bibel ward auf die ſeltſamſte Weiſe verſtümmelt und ausgelegt; der gemeine Chriſt — der für ſich in ſeiner einſamen Kammer ſie las — fand allein noch Gotteswort darinn. Die Reformirten hatten keinen rührenden Geſang in ihren Kirchen, es waren die ſchlechteſten Reime von den vorigen Zeiten; jetzt fieng man an beſſere Geſangbücher, aber nur nebenher, einzuführen. Die Katholiſchen hatten Gebetbücher und

Meßbücher, die alle Hochachtung für wahre Religion bey den denkenden Menſchen vertilgen mußten. Wucher war unter den Geiſtlichen auch nicht ſelten, da ſie den Zehnten in Früchten hatten; und das gab viele Streitigkeiten unter den Gemeinden; ſelbſt die Theurung halfen ſie befördern, da ſie nur verkauften, wenn das Korn hoch im Preis ſtund. Daß Ausnahmen von würdigen Geiſtlichen, in beyden Religionen ſtatt hatten, brauche ich nicht zu erinnern. Aber das Ganze, der Totalanblik der chriſtlichen Kirchen, war traurig und niederſchlagend für den Verehrer Gottes und der göttlichen Lehre des weiſeſten, erhabenſten, göttlichſten Menſchenfreundes — Jeſus Chriſtus!

Ein trauriger Beytrag zur Geſchichte der Volksverfinſterung unter den katholiſchen Regierungen.

Der groſſe Eyd, ſo denen Weibsperſonen ſo geſchwängert worden, nach derſelben Niederkunft, um den rechten Vater anzugeben, gegeben wird. (Wie er im Kan-

ton Solothurn und in einigen andern Thei-
len der Katholiſchen Schweiz ſtatt fand.)

Ich N. N. ſtehe allhier mit aufrechten Fingern auf mein Gewiſſen, und freyen Willen, daß ich hier vor Gott und der Welt, darum ich hieher berufen bin, gezeugen wolle, und ſolches mit meinen genugſammen Eyd vertheuren, und bekräftigen, darauf will ich ſchwören und verläugnen Gott im Himmel und die ganze Dreyfaltigkeit; ich will abſagen Gott dem Vater, Sohn und dem heiligen Geiſt, auch allen Engeln und Heiligen Gottes und Auserwählten im Himmelreich, mich mit meiner Seel, Seligkeit, Leib und Seel nimmermehr beyſeyn, oder darein zu kommen, noch Gottes Angeſicht zu beſchauen; ich ſage ab Gott, ſeinem heiligen Wort und Evangelio, und allem demjenigen, ſo ich von Gott bekommen ſoll; und will mich ergeben mit Leib und Seel, mit Gut und Blut, mit Vernunft und Leben, dem Teufel und ſeiner hölliſchen Geſellſchaft, in Abgrund der Höllen immer und ewig bey ihnen zu ſeyn und bleiben, da keine Erlöſung und Rettung nimmermehr ſeyn mag, begehre auch keine Hülfe noch Fürbitt weder im Himmel noch auf Erden. Es ſeye auch

Gott und Mariä Sohns Leiden, Sterben, Blutvergieſſen und Auferſtehung, die Erlöſung aller Chriſtgläubigen, desgleichen aller Apoſtel, Lehr- und Prediger, Predig, Reue und Leid an mir verlohren, vergebentlich und umſonſt; begehre auch nicht, daß ein Chriſt das gemeine Gebet für mich thun oder beten ſoll, ſondern ich ſeye und bleibe verdammt und verflucht von Sonnen Mond und Sternen, von den vier Elementen des Himmels und allen Kreaturen auf Erden, das rede und beſchlieſſe ich mit Verſtimmung meines Munds, mit Verſtockung meines Herzens, mit Verblendung meiner Augen, mit Verzagung meines Gemüths und Gewiſſens, Verſtopfung meiner Ohren, nimmermehr was Guts zu ſehen noch zu hören in alle Ewigkeit. — (Aus Eſcher und Uſteris Schweizer-Republikaner 25. Oktob. 1798.)

Religionsverſchiedenheit.

Auch dieſe hatte einen großen Einfluß auf die Sitten, den Charakter und die häuslichen Umſtände der Schweizer. Die Reformirten Kantone waren unſtreitig in ihrem Wohlſtand blühender, in dem

Hausweſen herrſchte weit mehr Ordnung und Betriebſamkeit. Bey den Katholiſchen war aber öfters auch Gutherzigkeit und Demuth; — ſie waren mehr an Unterthänigkeit und Gehorſam gewöhnt; es waren die kleine Demokratien noch nicht vom Luxus angeſteckt, daher ſie tapferer blieben. — Ihr Sitten-Zuſtand war aber wieder auf der andern Seite höchſt elend. Der raſendſte Aberglaube niſtete da. Frey von Abgaben — das war alles was ſie rühmen konnten. Ihre Seelen lagen in einer völligen Stumpfheit. Herr Landvogt Bonſtetten von Bern ſchreibt:

„Ich habe mich drey Jahre mit der Regierung der italiäniſchen Schweiz beſchäftigt, wo ſo gut als keine Schulen ſind; da habe ich geſehen, wie tief ein Volk ſinken kann! — Wie viel wirkte hingegen die Reformation in den Gegenden wo ſie durchdringen konnte! — Das Jahrhundert Luthers hat auch der Schweiz ihr beſſeres Licht aufgeſteckt, und nichts iſt auch in der Schweiz auffallender, als die reformirte Vernunft vor jener der katholiſchen Gegenden! Man ſehe nur den kleinen Kanton Appenzell! — Welch ein himmelhoher Unterſchied herrſcht da zwiſchen denen, die

katholiſch geblieben und denen, die der Reformation folgten. Das Volk war damals bey der Trennung gleich an Glücksgütern, an Zahl und an Vermögen; aber jetzt — hat Induſtrie, Reichthum, Aufklärung, Sitten, ſich wenigſtens verzehnfachet auf Seiten der Reformirten, und die Bevölkerung der letzten gegen die Katholiſche iſt wenigſtens ein Viertheil ſtärker." —

Bürgerlicher und Staatswirthſchaftlicher Zuſtand der Schweiz.

Ein Züricher Schriftſteller fragte: — Wo hat je eine Nation ſo lange im Frieden gelebt, und noch dabey den Ruhm eines kriegeriſchen Volkes behalten? Wo hat je eine Regierung beſtanden, die gar nicht — oder doch ſo wenig belohnt wurde? Wo fand man ſo volle Zeughäuſer? — — Wo ſo glückliche reiche Unterthanen? — Dieſe Hauptfragen können mit der Revolution beantwortet werden: Eine Nation hat nur ſo lange Frieden, als der Nachbar will; — der Kriegsruhm der Schweizer datirte ſich nicht von der Zeit, da die Revolution ausbrach; die Beſoldungen und Aemter hatten

doch auch ihren Mann genährt. Man ſah dieſe Perſonen in allerley Vorrechten und Genuß. — Die volle Zeughäuſer waren da — als man damit Parade machen konnte und die Soldaten fehlten, die ſie zu brauchen wußten. — Der Wohlſtand des Landes überhaupt war eine Folge des langen Friedens.

Die Nationalſchätze und das Bürgergut lagen in den Händen der Vorgeſetzten.

Heidegger ſagt in einer gedruckten Schrift: Das Bürgergut in Zürich lag vormals in der Hand der Regenten, die Bürger hatten keine Kenntniß davon, ſahen nie keine Rechnungen, und die Geſammtheit der Bürgerſchaft konnte nie etwas darüber verfügen. Die Freyheit des Bürgers in Hinſicht auf partielles Eigenthum war ſo weit gehemmt, daß einige Zünfte nicht das mindeſte Diſpoſitionsrecht; nicht einmal die Freyheit genoſſen, ihre Zunftrechnungen einſehen zu dürfen. Da waren die Vorgeſetzten die unbeſchränkten Adminiſtratoren." —

Die Schweiz war zuverläßig nach Verhältniß ihrer Größe, das reichſte Land in Europa, blos etwa Holland und England ausgenommen. — Ganz Europa war den

Schweizern Zinsbar; ſogar Indien lieferte an reiche Familien ſeine Reichthümer, wo ſie Beſitzungen durch Erbſchaften und Heyrathen mit reichen Holländerinnen und Franzöſinnen hatten. Die reformirten Kantone waren reich, weil überall der Reformirte — induſtriöſer iſt, als der Katholik. — Auch der Staat gewann durch Tranſithandel anſehnlich, und hatte faſt keine beträchtliche Ausgaben mit Militär und Kriegslaſten ſeit 300 Jahren zu beſtreiten; ſondern vielmehr zog man von allen großen Herren in Europa für Kapitalien, richtige Zinſe; ſie waren auch reich, weil ſie ſparſame Großväter hatten, die ihnen geſpikte Kaſſen, Kredit und Freyheit hinterlieſſen; — ſie zogen gewaltig große Intereſſen für angelegte Gelder in England, Dänemark, Wien, Frankreich. Die Nation war reich, weil ſie nur gerne reiche Bürger annahm; viele Künſtler und reiche Fremde ſuchten in einem freyen Land ſich niederzulaſſen; — die Schweizer waren reich, und zum Theil ſehr reich, da jährlich ſelbſt Privatleute aus fremden Landen anſehnliche Geldſummen für Penſionen und angelegte Gelder zogen, an See-Unternehmungen Theil hatten, für Pachtgüter. Der Schweizer-Han-

delsmann war reich, weil er viel baares Geld von reichen Partikular-Perſonen auf Intereſſen in die Hånde bekam, und ohne große Abgaben frey handeln konnte, ſogar in andern Låndern ausſchlieſſende Vorzugsrechte genoß, wie zum Beyſpiel vormals in Frankreich.

Die Schweizer Geldwechsler (Bankiers) die Spekulanten aller Art, wurden reich, weil ſie die benachbarten und entferntern Nationen zu ihrem Geldanlehen wohl brauchen konnten, und ſtets wichtige Geld-Negotiationen wagten, fůr verſchuldete Fůrſten, Grafen, Herren, zwar oft zum Ruin der Partikularen. Ein großer Theil der Nation war mittelmåßig reich ja arm, weil immer der Reiche nur ſich wieder mit dem Reichen verband, eine reiche Frau nur einen reichen Mann ſuchte — point d'argent point de Suisse, ohne Geld iſt der Schweizer nirgends zu Hauſe. — Der realſte Reichthum aber, der, ſo durch eigenen Fleiß, Arbeit, Kunſt ſich erwirbt und erhålt, dieſe Nationalreichthůmer, die der Feldbau, die Oekonomie, die Sparſamkeit zu behaupten weiß, konnte keine Revolution ganz vernichten. Glůcksreichthůmer, die ſie gierig ſuchten, machten

kriechend, verſchwenderiſch, und matt an Leib und Seele.

Die groſſe Ungleichheit der Glücksgüter machte die Reichen trotzig und hart. —

Das Urtheil des Publikums, oder die Frage: Was werden die Leute dazu ſagen? bekümmerte ſie wenig. Ihre Unterſcheidungsſucht beleidigte offenbar den Gemeingeiſt, oder vertilgte ihn. Die oft gerühmte Freygebigkeit — war vielfältig nur drückende Demüthigung der Niedern. Der mächtige Staat, die reiche Equipagen; der Aufwand von Bedienten; — der vornehme Ton der Weiber und Töchter vom Stande; — die Bälle, Cotterien; die Spielſucht, gaben den mittlern und untern Ständen ein höchſt ſchädliches Beyſpiel der Nachahmung und der Verſchwendung.

Bey der auſſerordentlichen Freygebigkeit in vielen einzelnen Fällen — beſonders wo man ſich zeigen konnte — war man doch äuſſerſt genau für das höchſt Nothwendige; — man machte Schulden, und drückte den Handwerker mit Aufſchreiben auf Conto und Wartenlaſſen. —

Vorzüglich brachten dieſe Glücksreichthümer — dieſe Unterſcheidungsſucht, unbürgerliche Wirthſchaften hervor, und ſteckte die untern Klaſſen an. Ein Berner ſagt:

„Müſſiggang und Zerſtreuung, Pracht und Ueppigkeit herrſchte vornemlich unter dem weiblichen Theil der Bürgerklaſſe. Gar nichts ſeltenes war es, Frauen und Töchter zu finden, die nicht nur keine Suppe kochen, kein Feuer anzumachen im Stande waren; die keinen Abend ruhig zu Hauſe bleiben konnten; die Geſellſchaft wie die Vornehmen, jeden Tag der Woche wie des Sonntags, ſuchten und gaben, und — ſtatt zu arbeiten, ſpielten! — Die Zerſtreuung der Töchter war beſonders ſo arg, daß ſie Tanzpartheyen, Viſiten oft auf viele Wochen ſchon verabredeten; den Vater koſtete alles dieſes ein beträchtliches, und zum Nutzen des Hauſes etwas zu thun — kam ihnen nie zu Sinn.“ —

So hatte das weibliche Geſchlecht in Helvetien einen fremden Ton angenommen; es war weichlich, ſpielend, eitel, modiſch, veränderlich, klügelnd, arbeitſcheu, geſchwätzig und müßig da — wo es thätig ſeyn ſollte; im Hausweſen fremde. Sogar in allen Landſtädtchen und in den unbedeutendſten Oertchen fand man die Moden — und aus Genf, dem Pays de Vaud, aus Frankreich erhielten wir die Lehrerinnen

und Vorbilder unſerer künftigen Gattinnen und Mütter! —

Das Hauswesen der Schweizer war alſo ziemlich bunt und ſchimmernd von Auſſen, aber von Innen tiefſitzendes Elend: Da war faſt überall Zank, Unfrieden, Schulden; die Kinderzucht und die Dienſtmägde arteten in gleicher Maſſe in die allerunglaublichſte Frechheit aus.

Doch das beſte Bild für die Nachwelt mag das Weiber-Kleider-Koſtüm der Mode-Dämchen in den Städten ſeit den letzten 20 Jahren ſeyn, die wir hier beyfügen:

Kein Jahrhundert hat ſo zahlreiche Abwechslungen von Weiber-Moden geſehen, wie das achtzehnte, beſonders nahe in der Zeit vom Einmarſch der Franken in die Schweiz. — Keine Kleidung hatte über 10 Jahre gelten dürfen. Der Anzug war eine Hauptbeſchäftigung unſerer Töchter und Weiber, beſonders im letzten Viertel des mit Revolutionen endigenden Jahrhunderts. Die leichtfertigſten Dinge ſah man an den Leibern der Schweizer-Städterinnen; was die üppigſten Hauptſtädte Frankreichs und Englands erfunden, mußte hier zu Lande gleich nachgeahmt werden. Man ließ ordentlich durch Modehändler und Mo-

deſchneiderinnen die Puppen-Modelle monatlich aus Paris und London kommen. Wir hatten keine Nationaltracht mehr, ſo wie auch keinen Nationalcharakter. — Dieſer weibliche Kokettenſtaat war: „Platte dünne Schühlein — äuſſerſt ſpitzig, weit ausgeſchnitten, von Seiden oder Damaſt; — wenn ſie von Korduan oder Saffian ſind mit Goldſtückchen belegt und bunten Saint-Bändchen garnirt, dauren etwa einige Wochen lang; — eng anliegendes Kleidchen von Seiden, oder Mouſſelinen, lange Flugröcke, die man beym Gehen anzieht um jede Bewegung der Füſſe und Schenkel zu ſehen; — der Kopfputz eine Perücke mit Löckchen, wie Poloneſer krauſe Haare; — ein Band oder Goldſchnur; eine perlenreiche — Aggraffe von Gold; oft Kappen mit Gold durchnähet; Hütchen mit Ellenhohen Büſchen die herabhängen; öfters 2 Uhren, die Ketten herabhängend; das Geſicht gefärbt, oder mit Schminkfarbe blaß und roth gemacht, wie es für die Kleidung ſich ſchickt, wenn ſie lebhafte oder erloſchene Reize erheben ſoll. — Spazierſtöckchen in der Hand; oder im Winter ungeheure große Bären- und Zotteiſchlüpfe. — Alles was die Sinne und Begierde der Mannsperſo-

nen reizen kann, wird nicht geſpart. Pomaden und wohlriechende Waſſer ꝛc. ꝛc. kommen auch zu Hülfe; — ein franzöſirender galanter Komödianten-Bon-Ton, von Romanen-Lektür, heroiſch geſtimmt; ein kühn daher ſchreitender Marſch; ein zärtlich-ſchelmiſch ſich inſinuirender Blick: — — Das ſind die weiblichen Künſte der jungen Welt und der alten Koketten: — Denn ohne Koketterie gefallen ſie unſern leckern, eiteln Modeherrchen und Tagdieben nicht. Sie müſſen für ihre abgeſtumpfte, entnervte Sinne abwechſelnde Haut-Gout haben. Auch ſelbſt der ernſthafte Mann wird durch ſolche Syrenen in die Schlingen gelockt; denn woher bekämen ſie ſonſt das Geld zu ſolchen enormen Schlechtigkeiten? Wie könnten ſie ein ſolches faules Leben durchbringen, ohne Arbeit, ohne Ehre, ohne Kredit. — Der Verfall des Staats, das Unglück der Völker, kommt vom Fröhnen der Wolluſt. — Denn die Armen und Arbeitſamen müſſen ihren Blutſchweis dazu hergeben; und alle Arten von Betrug im Handel und Wandel, in Aemtern und Geſchäften, flieſſen aus dieſer die Ruhe, die Sicherheit, die Ehre und das Glück der Nationen untergrabenden Quelle! —

Iſts ein Wunder, wenn beym Ausbruch der Revolution alle Nerven im Staat lahm waren? daß der kriegeriſche ächte Freyheitsſinn fehlte. — Ein weichliches, zu keinen Strapazen gewöhntes Volk, iſt ein unterjochtes Volk, und wird leicht zu Sklaven gemacht. — Die ganze Weltgeſchichte predigt, daß immer die ärmſten Völker die reichen überwältigten! —

Ariſtokratiſche und demokratiſche Kantone.

In den ariſtokratiſchen Kantonen war mehr Polizey-Ordnung, mehr Sorge für öffentlichen Wohlſtand; ein ſtärkerer Drang nach Ausbildung und Ruhmbegierde. Glücklicher im Grunde waren die Leute nicht, denn Ueppigkeit, Stolz, und das Vordringen der Stände lieſſen ſich ſtärker ſpüren, als in den demokratiſchen Kantonen. — Die Obern in Ariſtokratien achteten weniger auf das Urtheil und die Volksſtimmung, was die Demokratien noch behaupteten. Indeſſen war das Volk unter beyden Regierungen ziemlich in der Unwiſſenheit, und man glaubte, das

gehöre zur Ruhe, die Leute nicht zu klug zu machen. Dieſer Glaube galt ſo gut in den Demokratien wie in den Ariſtokratien, da in den beyden immer gewiſſe Familien ihren ſtärkſten Einfluß äuſſerten, um ihre Herrſchaft zu behaupten. So wurde das Volk alſo überall vernachläßiget; die Erziehung faſt ganz Null. Das Recht und die Stellen waren ums Geld bey den Demokratien feil — und gröſtentheils gieng es auch da ziemlich bunt zu. Betteley und Armuth wachste mit an, wenn gleich keine Abgaben zu geben waren. — Man war moraliſch und phyſiſch — träge. — Daher ſagte auch ein Schweizer Staatsmann: „Die demokratiſchen Kantone ſcheinen noch vollends zur Unfähigkeit alles Guten organiſirt zu ſeyn.“

Abgaben.

Der Staat hatte keine Schuldenlaſten, aber deſto mehr der Bürger und Landmann. Das Schulden- und Zinsweſen iſt wohl in keinem Lande ſo erhört, wie in der Schweiz; — auf allen Gütern und Häuſern ſtehen beynahe Schulden; — die Schuldenmenge drückte die Zufrieden-

heit, Ruhe, Einigkeit, das Zutrauen zu Boden. Es iſt ein nicht geachtet geweſenes aber warlich hell am Tag liegendes Uebel, ſelbſt Fürſtenländer unter Auflagen und Steuren und Abgaben ſeufzten nicht über ſo viel Privat- und Güterſchulden als wir in unſerer freyen Schweiz. Die Zinſe waren die ſtärkſten Abgaben, und welche noch drükender für einen Hausvater ſind. Selten, höchſt ſelten ſah man ein ſchuldenfreyes Gut, Gewerb und Haus. — Selten, höchſt ſelten, erbten Kinder ſchuldenfreye Güter; und Güter und Häuſer waren auch allzutheuer angeſchlagen. —

In Schwaben, im Kayſerlichen, im Preußiſchen, ſelbſt in Frankreich hätten die Leute bey den großen Abgaben wahrlich nicht beſtehen können, wenn ſie noch ſo viele Schuldenzinſe zu zahlen gehabt. (Eben darum giebt es jezt bey der Revolution in der Schweiz ſo wenig an Geld für den Staat aus, weil die Zinsſchulden mit den Abgaben ins Gedränge kommen!)

Prozeßſucht.

Nichts chakrakteriſirte die Schweizer, beſonders die Bauern auf dem Lande ſtärker — als ihre Prozeßſucht; nichts zeigte aber auch den ſchlimmern Geiſt der unter ihnen herrſchte, in einem ſchrecklichern Lichte, als dieſer unglückſelige Hang. — Ganze Diſtrikte, halbe Kantone hatten ſich ſchon unter den bisherigen Regierungen ruinirt und in Schulden geſtürzt; viele Hausväter wurden Taugenichtſe, Säufer, Intrikanten, wegen ihrem Herumfahren bey den Land-Agenten und Advokaten; denn eine Kleinigkeit entſpann ſich bey ſolchen ungebildeten rohen ſtolzen Menſchen, die etwas Wohlſtand ſpüren, zu großen unendlichen Streitigkeiten. Man hat Prozeſſe um 25 Batzen anfangen ſehen, die nach wenig Jahren auf ein hundert Louisd'or zu ſtehen kamen. Ich ſchlag dir's Recht dar — war gleich die Antwort, das hieß ſo viel — dich will ich ruiniren.

Ruin vieler Familien.

Das Unglück vieler Familien, war der langſame, ſchlangenartige, krumme und ziſchende Gerichtsgang, wodurch kein Bürger und Einwohner ſicher war, daß er nicht früh oder ſpät ſeinen Tribut an dieſen gefährlichen Geſetzen zolle; war es bey ſeinem Leben nicht, ſo war es doch gewiß bey ſeinem Tode, wenn ſeine Güter durch die Gerichte vertheilt oder zur Auseinanderſetzung der Erbſchaften und Gläubiger in die Hände der Juſtitz geriethen, oder auf dem Lande vor die Gemeindsverſammlung kamen! Ach, ſo viele tauſend Wayſen haben ihre letzte Reſſource verlohren durch aufgehäufte Koſten; das Fett ward vom Gut oben abgeſchöpft; der ehrliche Gläubiger erhielt nach langem Warten — ſehr oft nur leidige Tröſtungen zur Geduld. —

Sonderbares Recht.

Im Berner Gebiet, vornemlich in der Stadt, galt und gilt noch das Recht, daß keine Schuld die andere Schuld bezahlt. Machte ein Schuldner Geldstag oder Ban-

kerot, ſo mußte man an die Maſſa baar erlegen was man ſchuldig war. Gegenforderung wurde nicht in Abrechnung angenommen. Und wenn man auch zehnmal mehr an den Verſchuldeten zu fordern hatte, ſo half das nichts, das wurde blos unter die Schulden protokollirt — hingegen mußte man in die Maſſa in klingender Münze zahlen! Welch ſonderbares Recht! —

Trunkenheit.

Der gemeine Mann war jederzeit dem Trunk ſehr ergeben, daher das Lob der Wohlhabenheit nur auf wenige paßte. — — Der Fremde, der nicht lange unter dieſen Leuten ſich aufhielt, und nur obenhin die Sache anſah, glaubte freylich es ſey dieß Wohlſtand und Ueberfluß. Aber es war Armuth; — verächtliche Verſchwendung, Liederlichkeit. In ihrem innern Hausweſen ſah es elend aus; die Kinder giengen müßig oder bettelten.

Jagdſucht.

Die ſchreckliche Jagdſucht, da die Bürger in den Städten, ſelbſt Handwerker dieſes Vergnügen leidenſchaftlich ſuchten, hat ihren Charakter auch nicht wenig verſchlimmert. Man bemerkte vielfältig an ſolchen paßionirten Jägern die rauheſte Sprache, die gröſte Barbarey — in Behandlung ihrer Kinder, Weiber und Untergebenen. Stille häusliche Freuden hatten für Jäger keinen Reiz mehr, auch das Leſen guter Bücher kam ihnen widerlich vor; dafür gaben ſie kein Geld aus.

Sogar faſt alle Singvögel in der Schweiz wurden ausgetilgt; man hörte ſelten einen Wachtelſchlag oder ein Zeiſig ſingen! — Sobald man aus der Schweiz hinaus war, bemerkten Fremde dieſen Unterſchied der belebten Wälder; das Chor der frohen Sänger in der Luft that ihrem Herzen wohl. Sogar manche Kandidaten und Pfarrer ſah man fleißig auf die Jagd gehen.

Spielſucht.

Unter den Laſtern, die faſt das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch vornemlich in Helvetien herrſchten, war auch die Spielſucht. — Kartenſpiele, Hazardſpiele waren unter Männern und Weibern an der Tagesordnung. Viele Hausväter und Hausmütter vergaſſen Kinder, Geſchäfte und Geſinde über dem Spiel; blieben halbe Nächte ſitzen; ganze Tage wurden mit Spielen zugebracht. Es gab ſelbſt Volksvorſteher, Männer in Aemtern, die durch ihre redliche Aufführung dem Volke hätten vorleuchten ſollen, die auf einen Sitz, zehn und zwanzig Louisd'or, ja nicht unerhört ſogar einige bis auf 80 und 100 Louisd'or verlohren; denn geringe Spiele, waren nicht Ton der guten Geſellſchaft. — Vornehme Frauen waren beſonders dieſer Leidenſchaft ergeben, und unglückliche Ehen entſprangen daraus. —

Dieſe Spielſucht ſtörte alle öffentliche und häusliche Ordnungen; war der Ruin vieler Familien, und die Strafruthe der Nation, weil ſie Treu und Glauben minderte; die Habſucht vermehrte, und Unfleiß oder Müſſiggang

Müſſiggang nährte, die Betrügereyen verviel-fältigte.

Hausübel.

Die Freuden des Lebens waren in dieſen Zeiten ſparſam in den Städten und auf Dörfern; es war ein Landübel ſchon ſeit 20 Jahren ſpürbar, das in die meiſten Familien eingriff; Freundſchaften trennte, Hausfrieden ſtörte, Lebensgenuß verbitterte, Sorgen der Nahrung vermehrte, Unruhe in alle Gebeine brachte, zu Schulden, Schande, Trennung, Kinder-Unſeegen hinführte. Es waren die unglücklichen Ehen — wo Eigenſinn und böſes Herz, die Hauptgrundlage war; — dazu führte die Eitelkeit und Gleichgültigkeit. Die Mädchen waren von früher Jugend an verdorben. Spaſſen und Lachen über Liebeshändel; Nachtſitzungen mit Jünglingen; Luxus im Eſſen; Kokketterie im Anzuge; Empfindeley durch Romane genährt, haben die edle Einfalt der Natur, die allen Menſchen angebohrne Schamhaftigkeit, meiſtens zerſtört. Schamloſes Geſinde — das hauptſächlich in dieſer böſen Schule ſchlecht geworden, da es ihrer Herrſchaft Sitten

nachgeahmt — war noch ein Nebengewinn. Von nun an wurden auch die Gemeinden in Städten und vornemlich auf dem Lande mit unehelichen Kindern und Waysen gleichsam übersäet. — Aus den Städten ſchickte man auf die Dörfer die Dirnen mit ihren Baſtarden. — Geldstage, Vergantungen, Bankerotte kamen nun an die Tagesordnung. Die Revolution war ſchon in den Sitten — ſie mußte nun auch noch in die Staatsverfaſſung kommen; unſere häusliche Unordnung war der Vorbote unſers nahen Falles. Und welches Marterleben iſt größer als eine mißvergnügte Ehe?

Franzöſiſcher Ton.

In den ſogenannten guten Familien, oder bey den Leuten comme il faut, waren die franzöſiſchen Sitten herrſchend. Nur mit dem gemeinen Haufen und dem Geſinde ſprach man deutſch, das heißt: rauh und deſpotiſch. Feine glatte Worte, ſchmeichelnde Blicke, artige Verſtellungen und ein je ne ſais quoi? wurde dagegen unter einander bey der vornehmen Menge verſchwendet. — Kleidung, Manieren, Hausgeräthe, Leſereyen, Geſellſchaften, alles

war auf vornehmen Ton eingerichtet. Die Töchter hatten franzöſiſche Gouvernantinnen, und plapperten ihre mille gentillesses. — Bälle, Viſitten, Luſtparthien wechſelten unaufhörlich. Ihre Mahlzeiten waren überſchwenglich reich und mit den koſtbarſten Speiſen und fremden Getränken beſetzt. Man raffinirte — den Gaumen recht lüſtern zu machen, und das Blut, das in den Adern floß, zu allen Ausſchweifungen zu reizen. — Man fand Paris und Verſailles im Kleinen in den Alpen und auf den Luſtſchlöſſern. Ein Aufwand, der aller häuslichen Ordnung und Sparſamkeit der Urväter Hohn ſprach — machte den Nationalgeiſt unſerer verdorbenen Modewelt recht ſichtbar. Alle Fremde ſtaunten über den ſogenannten Wohlſtand, der aber zum nahen Sturz die Familien, wie den Staat führten. Alle Moden von Paris und London fand man in dem galanten Bern, zum Theil in den Kaufmannshäuſern zu Zürich, Baſel ꝛc. ꝛc.; und in kleinen Abſtuffungen bis in den Hütten der reichen Landleute ſogar in ihren Möbeln. —

Schöne Künſte, Malereyen, Kunſtkabinete, Tanz, Muſik, Spiel, Bücherſtaat, Amöblement, Weltton, Kleidungs-Raffinement.

Von allen dieſen war viel Liebhaberey in der Schweiz. Der Anhänger wurden immer mehrere: Der Ueberfluß der Reichen und das Glück der Handlung, löſten ſich alle in dieſen Lieblings-Phantaſien auf. — Sie verſchlangen unermeßliche Summen Geldes. — Viele Partikularen ruinirten ſich damit, weil der Hang dahin eine Leidenſchaft war; den beſten Saft des Landes verſchluckten ſolche Ueppigkeiten. Ein modiſcher Künſtler konnte alles gewinnen, wenn er nur immer neu war und den Sinnen, den Leidenſchaften ſchmeichelte und in den Sicherheitsſchlummer immer mehr einwiegte. — Kinder und Dienſtboten, Kammermädchen und Bediente, alles war von dieſer Peſt, die das bürgerliche Leben tödtete, angeſteckt. — Für ſolche Leichtfertigkeiten war man immer unglaublich freygebig; hingegen armen Zinsleuten, oder dürftigen Mitbürgern, oder fleißigen verunglück-

ten Handwerkern aufzuhelfen; dem Unterdrückten gegen den Groſſen in ſeinem Recht beyſtehen; arme Wayſen an Kindesſtatt annehmen, ja — da war ſelten jemand zu Hauſe. — Wo konnte da das Vaterland noch Vaterland heiſſen? Wie konnten die Seelen der Groſſen noch ſtark, noch kraftvoll bleiben, da ſie von jenen glänzenden Elendigkeiten bis aufs Mark entnervt worden ſind! Monneron ſagt daher bey der Revolution: „Geh jetzt — ausgeartete, leichtſinnige Nation; lauf in deiner glänzenden Laufbahn nur fort; — ja — du haſt ja Mahler, Schönſchwätzer, Redner, Muſikanten, Poeten, Modehändler — — was kann dir noch mangeln? Nichts! — Fehlt dir etwa ein Meiſter?“ —

Rühmliche Ausnahmen.

Nie kommt es mit einer ganzen Nation ſo weit, daß nicht vortreffliche Menſchen übrig bleiben, die dem Strohm des Verderbens entgegen arbeiten, und ihr Glanz leuchtet deſto höher, je ſeltner ſie werden! Man ſah noch hie und da Einzelne vortreffli-

che Magiſtratsperſonen — Männer voll ächter Tugend, Beſcheidenheit und Weisheit, aber ihre Wirkſamkeit ward durch die Menge der Gegenfüßler übermannt, und ſie konnten nicht — wie ſie wollten! — Sie ſeufzten und hatten Ahndungen vom nahen Fall des Staats! — Man ſah redliche Geiſtliche, Katholiſche und Reformirte, als Menſchenfreunde und wohlwollende Männer, und gemeiniglich waren es die, ſo am wenigſten reich und belohnt waren: Ein beſcheidenes, kleines aber hinlängliches Auskommen war alles was ſie ſuchten und hatten, die dem Ruf ihres Meiſters Jeſus Chriſtus treu blieben, und nur Gutes wirkten. Sie arbeiteten (ach — daß ihre Anzahl ſo klein war!) am Volk, und hatten deſſen Liebe unumſchränkt, wo ſie ſich in dieſer Geſtalt zeigten. Ein ſolches Dorf konnte man gleich unterſcheiden. Die Leute waren gleichſam von einer andern Art Menſchen. Es gab redliche und kluge Bürger — beſonders ſolche die gereiſet waren, und auch nicht von Reichthum und hohen Verwandten verdorben waren, die alſo noch zur Bürgerklaſſe ſich geſellten, und ſelbſt arbeiteten, da die Menge anderer nur durch frem-

de Geſellen für ſich arbeiten ließ. Dieſe Letztern fielen in Schulden und Verachtung, Erſtere waren ſelbſtſtändige Männer, die nie um Gnadenbrod bettelten. Ihr Hausweſen war Ordnung; ihre Andacht in Gott, ihre Ehre im Worthalten. — Es gab Bauern, die ihre Kinder zum Fleiß und zur Gottſeligkeit erzogen; denen ein ſtiller, ruhiger Charakter eigen war, die man niemals in den Wirthshäuſern ſah, die alſo keine Prozeſſe führten, und den Dröhlern aus dem Weg giengen. Sie waren nicht häufig; auch nicht von den Reichſten aber wohlhabend: Die Reichſten waren immer zu ſtolz und herrſchſüchtig gegen ihre Untergebene und Nachbarn; zahlten ihre Arbeiter auch ſchlechter als der Mittelmann. —

Unter dem großen Haufen von Wuchern, Eigennützigen, Hochmüthigen und Dröhlern, gab es hingegen noch ein kleines edles Häufchen, hie und da wie verſteckt, redliche, durchaus ehrliche, gutherzige Seelen — in denen kein falſch war; und die den Namen der Schweizer zwar nicht berühmt, aber durch ihre häusliche Tugenden, durch ihre ſtrenge Redlichkeit, Beſcheidenheit,

Ruhe- und Gerechtigkeitsliebe jedem Menſchen, der ſie kannte, oder mit ihnen zu thun hatte, ſchätzbar und theuer machten. In deren Hauſe nichts glänzendes, prahlendes war, aber hingegen Ordnung, Sittlichkeit, Religioſität thronte. — Und höret es Zeitgenoſſen und du Nachwelt! diejenigen waren noch die beſten Menſchen unter uns, die eine verderbte, üppige, verdorbene Welt Spottweiſe die Frommen — benannte; unter dieſen waren auch noch immer vorzüglich die Myſtiker — Freunde Gottes und der Menſchen! Aber nicht der Welt!

Es gab Hausfrauen, mit gutem Herzen und frohem Sinn. In den kleinen Städten war ſchon überall Ueppigkeit, aber noch hüteten ſie ſich mit doppelter Mühe, weil überall böſe Beyſpiele ſie lockten, dafür. Ihre Töchter mußten ihnen noch an die Hand gehen. Ihr Haus war hie und da ein Wohnſaal der Tugend, der Stille und Ehrbarkeit. Es gab ſogar noch reiche Städte, Baſel, Schaffhauſen, St. Gallen, Winterthur, Zofingen, (das Thurgäu darf man auch nennen) wo das folgende Bild mehr und weniger Aehnlichkeit hat.

„Hier fand der Luxus an den Einwohnern keine große Verehrer; — alles gehet da ſehr ehrbar und modeſt; ich ſah da weder Federn noch Schleppen; alles arbeitet im Felde und zu Hauſe, ganz gleich, Herr und Diener, Frau und Magd; da ſind überhaupt fleißige, anſpruchloſe, moraliſch gute Menſchen, unter welchen kein Glanz aber viel Ehrbarkeit — und viele häusliche Tugend wohnt.“ —

O möchte dieß Bild bald in Helvetien überall gleichen! —

Vielleicht mußte die Revolution dazu die Bahn brechen!

Lob der Schweiz.

Die Schweiz ward bisher von allen Menſchen geliebt, weil man ſie für das Land hielt, wo Freyheit und Unſchuld der Sitten wohnte. Ein jeder Fremde brachte dahin ſeine Privatneigung mit, und athmete romantiſch was er in der wirklichen Welt nirgends fand. Man idealiſirte ſich in die Zeiten zurück, die längſt verſchwunden waren, und jede Spur die man noch von Glückſeligkeit fand, wurde bis zur Göttlichkeit ausgemahlt. Schon der Anblick, daß dieſes Land ſo viele Jahrhunderte Frieden hatte, keine Zerſtörungen von feindlichen Heeren erlitten — war herzerfreulich. Der Wohlſtand daher konnte nicht fehlen; die Kraft, die dieſe Unabhängigkeit den alten Schweizern erwarb, vergegenwärtigte ſich; und man war im Enthuſiasmus für ſie. Man ſah nur Telle, Winkelriede, Staufacher. Gerade ſo wie in alt Griechenland in den kleiſeſten Gegenden, wo Großthaten geſchahen und ein Homer dichtete, die Seele des Pilgers ſich in Flammen ſetzt! Wie theuer und werth mußten nicht ſolche Gegenden in Helvetien ſeyn; ge-

ſetzt auch die Menſchen hätten ſich gröſtentheils verwandelt und wären merklich ausgeartet? Auch wenn oft das geſellſchaftliche Leben wenig Reize darbot. *) — Die Natur, die groſſe Natur, die nie ihre Reize verliert, wirkte immer mächtig auf die Seelenſtimmung! Man reiste überall ohne Paß. — Dabey fühlte man keine der läſtigen Abgaben, ſah keine Barrieren, keine Mauthviſitatoren, kein trotzendes ſtehendes Militär — welches ſchon allein in andern Ländern das Herz ſo ſchwer drücket! —

*) Das Klima und der Schweizerwein einiger Gegenden vorzüglich, mag dazu beytragen — daß mehr Schwermüthige und Düſtere, als heitere und fröhliche Menſchen in der Schweiz wohnen. (Auf den Bergen ſind ſie heiterer.) In ſeinem Gefühl war der Fremde glücklicher als der Einheimiſche. Bey längerm Aufenthalt fühlte er ſelbſt eine gewiſſe Schwere und Traurigkeit, die nur die lange Gewohnheit erträglich machte. So wurden auch Schweizer in der Fremde munterer und umgänglicher.

Beſchluß.

Die Zeiten waren aber eingetreten, wo man mit David ſagen konnte: „Herr, die Frommen im Lande haben abgenommen — und der Rechtſchaffenen ſind wenige übrig!“

Schweizer
Revolution.

Unſere Revolution.

Einleitung.

Ich glaube, daß die Schweiz durchaus nicht ohne Revolution bleiben konnte — vielmehr hatte ſie es mehr als irgend ein Land ſchwer zu fürchten — wegen ihrer Lage in der Nähe von Frankreich; und Frankreich mußte Europa in das gleiche Elend hineinziehen, wo es ſich ſelbſt befand; denn man hatte mit Frankreich und ſeinen Uebeln geſündiget, man mußte mit ihnen büſſen. — Tauſend Redliche ahndeteten dieſes Strafgericht ſchon ſehr lange; man hielt ſie für Schwärmer und Kleingeiſter. Aber nicht der iſt allemal der Schwärmer, den der andere dafür ausſchilt; und die ſogenannte Weltklugheit ſollte auch hier zu Schanden werden. Denn der Mann, deſſen Blick oft auf Gott gerichtet iſt, fühlte ſo etwas, und konnte ſich in ſeinen Gefühlen weniger irren — als der, ſo nur die Welt und ihren

närriſchen Wirrwarr anſiehet. Der Gottesverehrer ahndete die Strafgerichte und die nahe Sündfluth, die über die Erde gehen würde, aber nicht mit Waſſer — ſondern mit Feuer würde ſie tödten! — Krieg, Noth und Verfolgung in ihrem Gefolge haben. — Daher wurden alle menſchlichen Rathſchläge, die den Sturm aufhalten wollten, zu Schanden; und der Sinn und der Verſtand der Klugen verwirrt! Ihre Weisheit wurde zur Thorheit; ihre Erfahrung zur Unvernunft; ihre Bemühungen und ihr Beſtreben — mußten neuen Stoff zur Zerſtörung und Vernichtung liefern. —

Daher die Verblendung, bis auf den heutigen Tag! Nicht Belohnung — die Zuchtruthe hatten wir verdient: — So redeten und dachten viele am Anfang, wie beym Fortgang unſerer Revolution, wo das Elend mit jedem Tag noch immer höher ſteigt; und der Anfang ſehr gering war, gegen dasjenige, was ſpäter und weiter ſich entwickelt!

Ob man die Revolution hätte abtreiben können?

Höchſt wahrſcheinlich wäre auch alles Nachgeben, oder Gehorchen in den Willen der Franken, nicht hinlänglich geweſen, der Schweiz ihren Gerichtstag abzutreiben. Aber beſſer hätte man die Revolution vorüber zu gehen machen können und ſollen. Oder war dieſe Verſtockung nothwendig, und im Buch des Schickſals beſchloſſen, um dem Fall deſto mehr Gewicht des eigenen Verſchuldens und der Hartnäckigkeit zu geben? — Und wie wäre eine einſtimmige Nachgiebigkeit von dreyzehn Kantonen, der jeder für ſich unabhängig und ſouverain war, zu erwarten geweſen? Ja hätten die Obern oder Regenten auch gewollt, wäre das ganze Volk damit überall zufrieden geweſen? Hätte es nicht Bürger- und Bauernkriege gegeben? Denn bey den Obern und Untern war der unerhörte aber in ganz Helvetien angenommene Grundſatz in allen Köpfen: „Was wir in unſerm Kanton thun, das geht keinen Menſchen in- und auſſer der Schweiz etwas an.“

Dieſer unglaubliches Unheil ſchon geſtiftete Wahn, hätte auch alles Nachgeben gegen einen noch hundertmal ſo mächtigen Feind — unmöglich gemacht. — Sie mußten alſo nun alle aus dem bittern Kelch trinken! *)

Und hätten die Schweizer unter ſich ſelbſt eine Revolution gemacht — Gott! welche Greuel der Zerſtörung würde man geſehen haben! Die halbe Schweiz wäre in Ruinen.

Erwachen des Nationalſtolzes.

Wenn man aber die ganze Schweizer-Nation reden hörte, ſo waren ſie faſt alle einſtimmig! „Die Franzoſen dürften es nicht wagen die Schweizer anzugreifen.“ Uud die Höchſten im Volk, wie die Niedern, waren immer des Glaubens, man könne, ohne ſich Schande zu machen, (à la force superieure) nicht nachgeben! — Für Schweizer ſey nur

*) Auch die innern Unruhen im Lande wurden alle mit dieſem ſchrecklichen Grundſatze niedergedrückt. So mußten ja, ſagte einſt Schlözer, die helvetiſchen Gerichtsſtühle nothwendig Poliphemus Hölen und Richelieuſche Oubliettes werden!

ſiegen oder ſterben! Dieſe Sprache veränderte ſich aber gewaltig, als die Franzoſen wirklich Ernſt zeigten; da war niemand beynahe, der nicht wie aus einem Traume erwachend, geſagt hätte: Es wäre wohl eine Narrheit oder Tollkühnheit ſich mit den Franken meſſen zu wollen; einen See ausſchöpfen wollen, oder einen Gewichtſtein von hundert Pfund mit einem Gewicht von 2 Pfund aufwiegen wollen!

Da man ſich mit keiner Ausrede mehr helfen konnte, ſo nahm man endlich auch zu dem Gemeinſpruch ſeine Zuflucht: „Ja wenn die Schweizer alle einig geweſen wären! So rief auch der Fuchs in der Fabel: „Ja, wenn wir alle einig wären!“

Wer die Revolution wünſchte.

Man kann, ja man darf es nicht läugnen, wenn man die Wahrheit ſchreiben will, ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution 1789, waren unter den Schweizer-Bauern, und auch in den Munizipalſtädten die Bürger — wie auch in den Hauptſtädten — ein anſehnlicher Theil der

Einwohner (die freylich gröſtentheils nicht zu den Privilegirten gehörten) — den Franken im Herzen gut; ſie hörten ihre Siege mit Frohlocken; feyerten die groſſen Begebenheiten mit Jubel, und die Obrigkeiten hatten überall genug zu thun, dieſen Ausbruch zu mäßigen oder weniger hörbar zu machen; aber doch konnte man es nicht verhindern, daß in Wirthshäuſern, in öffentlichen Geſellſchaften, patriotiſche Lieder zur Ehre der Franken, in deutſcher und franzöſiſcher Sprache verfaßt, abgeſungen wurden, und viele Strafgelder wurden da und dort eingezogen, auch geſchahen manche Berufungen zu den Polizeywächtern, die den ſogenannten Jakobinern tüchtig den Text leſen und zur klügern Aufführung ermahnen muſten, mit Androhung härterer Strafen. Dies alles iſt Stadt- und Landskündig, und wird unter den Augen der Zeitgenoſſen hier gedruckt; die dieſer Wahrheit widerſprechen ſollen, wenn ſie glauben es mit einigem Rechte zu können. Keine Zeitung wurde auch ſtärker geleſen, als die berufene Straßburger, die unter großer Verantwortlichkeit, zwar nicht erlaubt war, aber in Briefumſchlägen und mit doppelten Koſten zu Stadt und Land circulirte; und

welche wurde lauter gehaßt, als die berufene franzöſiſche Berner Zeitung des Bürger A'drnay, deren Verfaſſer ja oft ſeines Lebens nicht ſicher war, wenn er in Geſellſchaft gieng.

Dieſe Stimmung war ſehr natürlich und war nicht nöthig durch ſogenannte Propagandiſten, oder Freyheitsapoſtel ausgebreitet zu werden; denn man hoffte Abſchaffung der Mißbräuche, Herſtellung alter Rechte, beſſere Zeiten und beſſere Geſetze. — Es iſt nicht die Schuld derer die da glaubten — man wolle das Gute redlich — ſondern die Schuld liegt an denen — die dieſen Glauben täuſchten und das Zutrauen mißbrauchten, wenn es mißlang: — Und leider gieng in den Ländern, wo man die Franzoſen gerne kommen ſah, die Hoffnung bald verlohren. — Doch — was geſchah und noch geſchehen wird, darüber wird die Nachwelt richten! — — Man hätte helfen können, wenn man es redlich gewollt hätte.

Die Schadenfrohen und Nichtswürdigen, die die Revolution zu ſchlechten Zwecken wünſchten, werden billig verabſcheuet. Aber wo niſtet ſich nicht das Laſter ein? Selbſt das Heiligſte wird von ihm nicht verſchont: Und ſo wurde die Revolution das

Strafübel; und was uns Heil hätte bringen können, wurde zum qualvollen Fluch: So — daß alle Laſter und Schlangenköpfe nur noch frecher ihr Haupt erheben konnten! Aber wir glaubten überhaupt die Menſchen beſſer, als ſie ſich ſeit der Revolution zeigten. Eine ſolche Verkehrtheit des Herzens, ein ſo verderbtes Geſchlecht, das auch ſelbſt keiner Beſſerung Raum geben will, konnte man nicht vermuthen. Und man kann als Grundwahrheit annehmen, daß gerade die beſten Menſchen am wenigſten Mißtrauen zeigten. —

Bey einem künftigen Urtheil muß man aber auch partheylos und genau unterſcheiden, was durch Schuld der Franken, und was durch Schuld der neuen Regierungen vereitelt worden; die Gerechtigkeit erfordert dieſe unterſcheidende ſtrenge Würdigung!

Lage und Verhältniſſe mit Frankreich.

Seit 400 Jahren hatte Frankreich mächtig auf die Schweiz gewirkt. Die ganze Geſchichte redet davon. Der enge Bund, ſo ſeit 350 Jahren beſtund, war durch den

Tod des Königs von Frankreich aufgelöst; die Republik Frankreich mußte einen neuen ſchaffen, dazu fand ſie aber wenig Stimmung in Helvetien unter den Großen. Das Kriegsſyſtem von Frankreich heiſcht nothwendig dieſen Bund: die geographiſche Lage, die Umſchlieſſung der Gränzen, alles fordert dieſe nachbarliche Einigkeit. Die Hebel der Revolution ſind alſo von der Natur ſelbſt hergenommen, wenn auch keine andere dazu gewirkt hätten.

Ein neuer feſter Bund mit Frankreich, der aber auf Aufopferungen hätte gegründet werden müſſen, hätte allein dem Sturm noch vorbauen können. Die Schweizer-Nation hätte ihn in ihren Urverſammlungen ſchlieſſen müſſen, um die neue Volks-Souverainität feyerlich anzuerkennen. Aber wie wäre das je in der Schweiz bey dieſen verwickelten Intereſſen, Stimmungen und Mißtönen in eine Harmonie zu bringen geweſen?

Und dieſer Bund konnte nie mehr ſo vortheilhaft für die Schweiz ausfallen, wie unter den Königen, daher man um ſo ſchwerer daran gegangen wäre; und nie

würden alle Kantone, wenn ſie nicht in Eins geſchmolzen worden wären, dazu geſtimmt haben. — Alſo war der Krieg unvermeidlich.

Der achtzehnte Fruktidor.
(4. September 1797.)

Dieſe wichtige Regierungsänderung in Frankreich, wo an dieſem Tage wieder ſtarke Revolutionärs in Frankreich an die Regierung traten, verdrängten die Hoffnungen der Schweizer-Regierungen, um ſo mehr, weil jetzt ſelbſt Barthelemi unter der Anzahl der Abgeſetzten und Verbannten war. — Die Stütze — woran man ſich ſo lange hielt, ſank alſo auch damit hin.

Erſte Feindſeligkeiten.

1797. Gleich den folgenden Monat, nachdem in Paris die Regierungsveränderung vor ſich gegangen war, ſpürte man in der Schweiz die Folgen davon. Der Ton wurde drohender, die Sprache heftiger. Bo-

naparte nahm das Veltlin den 10ten Weinmonat in den Bund mit der Mayländiſchen neuen Republik auf; und entzog dadurch der Schweiz ein Vorland von 70 tauſend Menſchen. — Wenige Tage darauf kam ein Schreiben von Paris an, den engliſchen Geſandten Wickham, von Bern aus der Schweiz zu entfernen. Ins Wadtland (Pays de Vaud) konnte La Harpe aus Paris alle ſeine Flugſchriften gegen die Berner Regierung verbreiten, und alle Zeitungen in Paris, waren mit ſeinen und ähnlichen Artikeln gegen dieſes Land angefüllt. — Die Berner wollten nun eine Geſandtſchaft nach Paris ſenden; es waren ein paar junge Männer, die auch verreiſeten, aber dort ihren Abſchied erhielten, mit dem Befehl, in 2mal 24 Stunden Paris zu räumen; alſo unverrichteter Dinge oder mit verſchlimmerten Geſchäften zurück kamen. Das geſchah im Chriſtmonat 1797.

Fran=

Franzöſiſche Geſandtſchaft. Vergleichung zwiſchen Barthelemi und ſeinem Nachfolger, Mengaud.

Barthelemi, franzöſiſcher Miniſter in der Schweiz, während der ganzen franzöſiſchen Revolution, bis über die Hälfte des Jahrs 1797 — war ein guter, umgänglicher, mehr liebenswürdiger als herrſchſüchtiger Staatsmann. Er war keinem Theile vorzüglich zugethan, weder dem ausſchließlich revolutionären, noch dem ariſtokratiſchen royaliſtiſchen Anhange; er trieb alſo das Schiff zwiſchen durch, ſo lange es gehen mochte und konnte. Entſcheidend war ſeine Sprache nie; hoffend, erwartend, beylegend, vermittelnd; aber die Ariſtokraten glaubten ihn mächtiger und wirkſamer als er es in der That war, denn das franzöſiſche Direktorium brauchte einen ſolchen Mann zum temporiſiren — das heißt, zum Warten bis auf gelegene Zeit, um dann ſeinen Entſchluß raſch zu nehmen. So war es auch. Man rief Barthele-

mi ab, unter dem anſcheinenden Glück ſei- ner Beförderung ins Direktorium — wo er aber bald mit andern die ſeine Parthie hielten, geſtürzt ward; der 18te Frukti- dor wirkte wie ein Blitz. Jetzt hatte die Schweiz einige Monate lang nur einen Geſandtſchafts-Sekretär, Bacher genannt, der ſchon über 20 Jahre in der Schweiz war. Als aber die Revolution beſchloſſen war, ſandte die Regierung den Bürger Mengaud, einen hitzigen, kühnen, be- redten, entſchloſſenen und wo er Wider- ſtand fand — furchtbar trotzigen Mann; groß von Perſon, raſch in ſeinen Hand- lungen, populär mit den gemeinen Leuten, hoch und zurückſtoſſend gegen Große und Herrſchende. Ein wahrer revolutio- närer Geſandte. Hier, durch Men- gaud, mußte es ſich entſcheiden, was aus der Schweiz werden würde: Jeder konnte es errathen, es ſey jetzt am Bruch; nach dem Ton, wie ſich Mengaud ankündigte, war bald zu ſehen, daß nun für die Ari- ſtokratien kein Heil mehr möglich ſey. Die Proklamationen die er machte, die Ant- worten die er gab, lieſſen keine Annähe- rung mehr zu.

XXI

Bonaparte

Bonaparte kommt durchs Wadtland und geht über Bern nach Baſel.

Erſte Zuckung im Wadtland.

1797. November. Bonaparte reiste um dieſe Zeit (in der Mitte des Wintermonats) durch die Schweiz, kam auf Bern, wo er Abends 5 Uhr mit etwa drey Kutſchen durchfuhr, am Wirthshaus beym Falken ſtill hielt, aber nicht ausſtieg; die ganze Stadtgarniſon paradirte und militäriſche Muſik ſpielte zu ſeinem Empfang; Kanonen wurden bey ſeinem Ankommen und Abfahren von den Wällen gefeuert. Seine Pferde ließ er aber am untern Thor ausſpannen und friſche vorlegen. — Dieſe ſehr feindſelig ſcheinende Durchfahrt konnte uns nichts Gutes ahnden laſſen. Im Wadtland fieng man von dieſer Stunde an, revolutionäre Bewegungen zu verſpüren; noch blieb aber alles ruhig. Doch traute die Regierung nicht ganz; ſandte alſo eine Oberkommißion dahin, ſich nach dem Zuſtand des Landes zu erkundigen, die Gemüther

durch Hoffnungen und Verſprechungen zu gewinnen, und einen neuen Eid der Treue ſich vom Lande ſchwören zu laſſen. Aber dieſer Eid ward nicht freywillig gegeben; die Schwörformel war: „Gott, dem Vaterland und den Obern getreu zu ſeyn!“ Der Landvogt von Moudon, hernach General Weiß, ſagt in ſeiner Vertheidigung: „Nie hat man ſo wenig Luſt geſehen, dieſen Eid zu leiſten; der meiſte Theil hob die Hand gar nicht auf zum Schwören, viele ſprachen kein Wort nach, wie die Formel hergeſagt wurde; über ein Drittel der Stimm- und Schwörenden war gar nicht da.“ —

Man ſiehet, daß dieſe Reiſe des italiäniſchen Helden ſchon über das nahe Schickſal der Schweiz entſcheiden konnte; denn er gab überall Spuren ſeiner Geſinnungen gegen die hieländiſchen Regierungen. Daher dieſe furchtſamer dadurch gemacht wurden, ſo wie hingegen die Partheyen der populären Stände dadurch mehr Muth bekamen. In Lauſanne ließ Bonaparte ſich alle Ehrenbezeugungen von dem Volk gefallen; in Bern nahm er keine an. In Baſel lud er Bürger und Volksdeputirte zu ſich an Tiſch — und äuſſerte:

1

Fränkiſcher
Grenadier. Kavallriſt.

Nur da und im Wadtland habe er Schweizer gefunden.

Auch die Basler fiengen von dieſer Zeit an, die Revolution des Vaterlandes ſich angelegen ſeyn zu laſſen. Von dort aus verbreitete ſich der Geiſt in die benachbarten deutſchen Berniſchen Landſchaften.

Nun fiengen auch, beſonders die franzöſiſchen Zeitungen an, über die Regierungen der Schweiz die härteſten Sachen laut zu ſagen; nun konnten ſich alle hervorthun — die einen gerechten oder ungerechten Haß gegen die vormaligen Regierungen verſchloſſen im Buſen trugen; nun ſchien der Tag der nahen Auflöſung gekommen zu ſeyn; man ſpürte es auch — man fühlte ſchon die Niedergeſchlagenheit, Muthloſigkeit und das widerſprechende im Handeln und Wollen.

Die Franken beſetzen das Erguel.

1797. Dezember. Da der Waffenſtillſtand und der Frieden von Campo-Formio 1797 den Franken das Bisthum Baſel zuſprach, wo die franzöſiſchen Truppen auch ſchon ſeit 1792 Beſitz genommen hatten; ſo dehnten ſie jetzt durch dieſen Frieden auch

ihre Rechte über die noch übrigen kleinen Länder des vormaligen Fürſten von Prun- drut aus, welches das ſogenannte Erguel iſt. Am 14. Dezember 1797 beſetzte un- vermuthet eine franzöſiſche Halbbrigade, nebſt einem Korps Huſaren, das Münſter- und St. Jmmerthal, mit dem Gebiet der Stadt Biel. — Ihre Vorpoſten giengen nun ſchon bis an die Berner Landvogtey Nidau und Amt Büren — 5 Stunden von Bern. — Das Direktorium hatte, wie es ſcheint, nur gewartet, bis es das Mün- ſterthal, das Erguel und die Staa- ten des vormaligen Biſchofs von Baſel durch einen Traktat mit dem Kayſer ſich zueignen konnte, um ſodann deſto füglicher ſeine Abſichten gegen die Schweiz ausführen zu können; denn dadurch kam Frankreich in Beſitz eines der feſteſten Schlüſſels der Schweiz, in die Nähe von Bern; — konn- te alſo dieſen Kanton von einer Seite gänz- lich einſchlieſſen, von der andern aber ſeine Truppen mitten in die Schweiz ohne Schwerdtſchlag bringen.

Die Berner ſahen ihre gefährliche La- ge wohl ein; konnten es aber nicht verhin- dern, daß dieſe Vereinigung der biſchöfli- chen Länder wirklich vor ſich gieng, ob-

gleich ſie ſchon 1796 durch den Landvogt Weiß, als Abgeſandter, nebſt einem Beygeordneten von Bellelay, in Paris dagegen die inſtändigſten Vorſtellungen machten, und alles zu verſuchen trachteten, die Unabhängigkeit dieſer alten Mitkonföderirten der Schweiz zu bewirken. Weiß kam nach Bern zurück, ohne einen andern Troſt als den, daß wahrſcheinlich der gegenwärtige franzöſiſche Miniſter in der Schweiz, Barthelemi, ins Direktorium gewählt werden würde, und da man die guten Diſpoſitionen dieſes Mannes gegen die Schweiz kannte, ſo hoffte man von dieſer Wahl einen glücklichen Rückgang der ſchon beſchloſſenen Vereinigung. —

Ochs von Baſel wird nach Paris berufen.

Das Direcktorium in Frankreich ließ durch ſeinen Geſchäftsträger in Baſel dem Magiſtrat von Baſel und dem Bürger Ochs wiſſen, daß die Regierung es gerne ſehen würde, wenn ſich letzterer nach Paris begeben wollte. Alſo verreiste Bürger Ochs. —

Dies Einladungsſchreiben wurde öffentlich bekannt.

Ochs war damals Bürgermeiſter in Baſel, und ſtund im größten Anſehen nicht nur bey ſeinen Mitbürgern, ſondern in der ganzen Schweiz; da er als ein gelehrter, feiner Staatsmann bekannt war. Er war auch Doktor der Rechte, Kenner der vaterländiſchen Geſchichte, gewandt zum öffentlichen Schreiben und Reden, in der franzöſiſchen Sprache faſt mehr geübt als in der deutſchen, da ſeine Erziehung eine eigentliche vornehme Erziehung war, und er als reicher Mann in einer glücklichen Unabhängigkeit lebte. Die geographiſche, ſtatiſtiſche Kenntniß ſeines Vaterlandes war ſein Lieblings-Studium. Mit dieſem Mann wurde nun die neue Konſtitution für die Schweiz verabredet. Die Form oder der Zuſchnitt dieſer Konſtitution kam nicht von Ochs, denn ſie war ganz nach dem franzöſiſchen Modell der ſchon früher errichteten neuen Allianz-Republiken: Cisalpinien, Ligurien, Holland; wo ein Direktorium von 5 Gliedern, ein Geſetzrath und Altrath, Munizipalitäten und Diſtriktsgerichte vorkamen. Ochs komt nur wegen den Lokalkenntniſſen ſeine Vor

ſchläge machen. Sein Eifer muß aber groß geweſen ſeyn, die Sache zu befördern, da ihm ein Jahr ſpäter noch das Vollziehungs-Direktorium von Frankreich das Zeugniß gab (May 1798. 9ten Floreal im 6. Jahr.) „Niemals wird das „Vollziehungsdirektorium den brennenden „Eifer des Bürger Ochs vergeſſen, den „derſelbe zum Dienſt ſeines Vaterlandes „gezeigt hat, um für daſſelbe die Freyheit „wieder zu gewinnen; es erkennet es für „ſeine Pflicht, ihm das Zeugniß zu geben, „daß ohne ihn die Oligarchen und die Fein„de der franzöſiſchen Republik daſelbſt noch „die Oberhand haben würden.“

Volksgeſellſchaften im Wadtland.

In der Mitte Dezemb. 1797 errichtet.

Durch dieſe Sociétés populaires wurde der Revolutionsausbruch veranſtaltet. Ihre Verſammlungen waren oft ſtürmiſch. Es waren alle Revolutionsfreunde die ſich da verſammelten, und ihre Zuſammenkünfte waren öffentlich. Sie forderten auf, was

an der neuen Umſchaffung Theil nehmen wolle, mit ihnen ſich zu vereinigen. Die Volksgeſellſchaft von Morſee rühmte ſich einige Zeit hernach, daß ſie allein über 30000 Freunde der Revolution, gewonnen habe. — In Lauſanne waren ſie nicht weniger thätig, bearbeiten das Landvolk, und nahmen es in alle ihre Verſammlungen auf.

Der Anfang ihrer Arbeiten war: Erſt ein Begehren an Bern zu machen, freywillig die Rechte des Pays de Vaud zur Selbſt-Regentſchaft anzuerkennen. Dazu wollten ſie die alten Landſtände wieder eingeſetzt wiſſen, wie es, nach alten Urkunden, in ältern Zeiten ſolle geweſen ſeyn.

Dieſe Schrift ward mehrern Städten und Gemeinden im Wadtland zur Unterſchrift herumgeſandt; man fand nicht überall Gleichgeſinnte — indeſſen überwog endlich der Drang der Umſtände; und der erſt nur leiſe geſpürte, jezt aber ſichtbar gewordene Revolutionsgeiſt enthüllte ſich in voller Geſtalt, und ohne Schleyer. Zwey Patrioten trugen in Lauſanne die Schrift aufs Rathhaus um zu unterſchreiben, bevor ſie auf Bern abgieng; — aber die Rathsherrn von Lauſanne wollten nicht ſigniren — ſie giengen gleich auseinander.

Hierauf drohete man dem Rath — man werde in Paris Hülfe ſuchen; — da bequemten ſich die Herren, denn ſie glaubten dadurch wenigſtens abzuwenden, daß ſich die Franzoſen nicht in die Revolution mengten.

Zu gleicher Zeit war das Schloß Chillon mit Liſt von den Viviſern beſetzt. Sie verlangten es zu beſchauen, weil man ihnen ſoll geſagt haben, die Berner Regierung häufe dort Waffen und Munition; — unter dieſem Vorwand — giengen ſie hin — und behielten es in Beſatzung.

Die Lauſanner errichteten nun plötzlich eine Nationalwache; — man patrouillirte durch die Stadt Tag und Nacht; man druckte Brochüren, Anſchlagzettel die Menge — man warf die heftigſten Schriften ins Publikum; man bewachte die Glocken, daß ſie nicht zum Sturmläuten konnten gebraucht werden.

Bald darauf wollte die Regierung von Bern einen neuen Eid fordern; aber es war beynahe überall zu ſpät. Man fand nur hie und dort noch Anhänger. — Andere leiſteten ihn, weil man ihnen dabey ſagte, ihr ſchwört nur ſo lange den Eid zu halten, als die gegenwärtige Regierung

noch in ihrer Kraft iſt. — Das Städtchen Neus und noch ein paar andere Gemeinden blieben aber feſt dabey, nicht mehr an Bern zu ſchwören.

Auch auf einigen Dörfern fieng man an zu rumoren; zu Montreux, bey Vivis, pflanzte man ſchon den 4. Jenner 1798 den Freyheitsbaum. Doch behielt auf dem Lande die Berner Regierung am längſten ihre wärmſten Anhänger und Freunde.

Zu Ende Dezembers ſammelte ein Caſtlan von Vivis für eine Addreſſe an die Regierung von Bern unter ſeinen Mitbürgern Unterſchriften; fand aber ſchon kein Gehör mehr. Er konnte nur 13 Namen beyfügen. —

Ein förmliches Revolutions-Comite', bildete ſich in Lauſanne, das ſich mit einem ſchweren Eide verpflichtete: „Der Freyheit und Gleichheit getreu zu ſeyn. Anfangs beſtand es nur aus 6 Perſonen; die aber die Geſchäfte der Revolution im Namen der übrigen mit dem Ausland führten. —

Arauer Tagſatzung.
(Die letzte.)

1797. In den letzten Tagen des Jahrs verſammelten ſich noch zu Arau die Abgeſandte der ſämmtlichen Kantone, um über ihre Rettung zu berathſchlagen; man blieb 5 Wochen beyſammen; — Jeruſalem, Jeruſalem, wenn du wüßteſt, was zu deinem Frieden diente — aber ſo war es vor deinen Augen verborgen! Während ihren Sitzungen zeigten ſich überall Kennzeichen der nahen gänzlichen Auflöſung dieſes eidgenößiſchen Körpers, der ſchon in ſeinen einzelnen Theilen ſtets gelitten hatte, und einer Hauptumwandlung auf jeden Fall bedürfte. — Glück für die Schweiz — wenn man bey Zeiten dieſes hätte erkennen wollen, daß eine Veränderung nothwendig — und dieſe von eigenen Trieben geleitet, raſch ins Werk geſetzt worden wäre, und es nicht ſolcher gewaltſamen Stöſſe von Auſſen bedurft hätte!

Frankreich erklärt den Wadtländern Beyſtand und drohet den Bernern.

1797 den 27. Dezemb. gab das franzöſiſche Direktorium den Beſchluß, und ſandte ihn nach der Schweiz; deſſen Innhalt war folgender: „Der franzöſiſche Miniſter ſoll den Regierungen von Bern und Freyburg erklären, daß ihre Mitglieder für die individuelle Sicherheit und das Eigenthum derjenigen Einwohner des Wadtlandes, die ſich an die franzöſiſche Republik gewendet hätten, oder noch wenden könnten, um zu Folge der alten Verträge, deren Vermittlung zur Erhaltung oder Herſtellung ihrer alten Rechte anzurufen, perſönlich verantlich wären.“ —

(König Karl der IX. von Frankreich war Garant bey der Uebernahme des Wadtlandes 1565.)

Zugleich kam die Diviſion Maſſena aus Italien in der Nähe von Genf an, um auf jeden Fall bey der Hand zu ſeyn, und ins Wadtland einrücken zu können.

6 Tage darauf erſchien ſchon ein neues Dekret von Paris, worinn es heißt: Der Miniſter Mengaud ſoll unverzüglich die Berneriſche Regierung auffordern, eine kathegoriſche Antwort zu geben: „Ob es wahr ſey, daß ſie Truppenverſammlungen angeordnet, um gegen die Franzoſen vorzurücken; und daß ſie Deputirte von Gemeinden, welche ſich geweigert, die Waffen gegen die franzöſiſche Republik zu ergreifen, habe arretiren laſſen?“ —

Berns Erklärung an Frankreich.

Die Berner Regierung antwortete hoch: „Ohne von unſern Verhandlungen Rechenſchaft ablegen zu wollen, denn einzig dem Bewußtſeyn unſers Gewiſſens, unſern Geſetzen, unſerer Verfaſſung und dem Allerhöchſten der über alle Obrigkeiten ſtehet, ſind wir Verantwortung ſchuldig; zeigen wir an: daß die Truppen erſt ſeit der unvermutheten Beſetzung des benachbarten Erguels, zur Deckung unſerer Gränzen aufgeſtellt; und ſo, wie ſich auch dem Wadtland franzöſiſche Truppen nähern würden, werde man gleiche Maßregeln ergrei-

ſen. Die Verhaftung einiger Angehörigen — nicht Deputirten von Gemeinden — habe ihren Grund in deren pflichtwidrigen Betragen, da ſie ſich Befehlen widerſetzt, welche ſie (die Berner-Regierung) ihnen Kraft ihrer höchſten Gewalt, die ſie zu vertheidigen feſt entſchloſſen ſey, gegeben habe." — (Vom 8. Jenner 1798.)

Und einige Tage ſpäter gieng folgendes Schreiben an den Miniſter Mengaud ab:

„Wir haben Ihnen, Citoyen Charge' d'Affaires, bereits in Unſerer Zuſchrift vom 5ten dies, Unſere Geſinnungen über die Grundſätze eröffnet, die in einem vorigen Schreiben aufgeſtellt, und in Dero neueſten Zuſchrift vom 6ten wiederholt worden ſind. Indem Wir ſie annit bekräftigen, bleiben Wir bey dem beſondern Gegenſtand dieſer letztern Zuſchrift, die Uns erſt geſtern zugekommen, ſtehen. Da Uns keine Traktaten bekannt ſind, die irgend jemand berechtigen könnten, eine fremde Vermittlung anzurufen, ſo können Wir auch keinen Grund haben zu vermuthen, daß ſolche geſchehen ſeye, und folglich ſind auch deswegen keine gewaltſame Maaßregeln, wie Sie

ſich ausdrücken, gegen einige Einwohner der Landſchaft Waadt veranſtaltet, und ſelbſt niemand zur Verantwortung gezogen worden; wie Wir verhoffen, daß Wir auch in Zukunft nicht werden in die Nothwendigkeit geſetzt werden, ſolches zu veranſtalten. u. ſ. w. (15. Jenner 1798.)

Mülhauſen trennt ſich von der Schweiz.

1798. Im Jenner vereinigte ſich der im Elſaß gelegene helvetiſche Ort, Mühlhauſen, mit Frankreich. Erhielt die Freyheit keine Truppen während 2 Jahren zu ſtellen, auch keine Einquartirung zu tragen. Erlegte aber eine Summe von 80000 Livres in die franzöſiſche Kriegskaſſe.

Schaffhauſen hebt Lehenrechte auf.

1798. Mit dem erſten Jahrstag ließ der Magiſtrat von Schaffhauſen, auf das Begehren ſeiner Landſchaft alle noch übrige Lehenlaſten deren noch viel übrig waren, als erloſchen und abgeſchaft verkünden; er wollte — wie er ſagte — den guten Leu-

ten ein angenehmes Neujahrsgeſchenk machen. —

Was das Geſchenk an Werth erhöhet, iſt, daß unentgeldlich verſchiedene alte Rechte der Stadt, nachgelaſſen wurden. —

Zugleich aber forderte man die Landbürger zur freywilligen Hülfsleiſtung für Bern auf: welches aber ſehr langſam von ſtatten gieng. Und Bern war bereits von den Franzoſen eingenommen, als Schaffhauſer kaum abmarſchirten.

Baſel revolutionirt.

Am Neujahrstag 1798 war eine Patrioten-Mahlzeit in Baſel, wozu Bürger der Stadt, und Landleute eingeladen waren; da kam der Artikel von der nahen Vereinigung der Schweiz in eine einzige Republik aufs Tapet; da ſprach man von der Vereinigung der Landbürger mit den Stadtbürgern, von der Gleichheit der Rechte, von Bruderfreundſchaft, u. d. gl. Dieſe Mahlzeit wird lange noch im Andenken von den Baslern bleiben; und man glaubt, daß durch dieſe Vorbereitung oder Annäherung der Städter mit den Bauern, das Signal

zur Revolution für die übrige Schweiz gegeben worden ſey.

Bald darauf erſchienen eine Menge gedruckter Blätter, die von Baſel aus die Schweiz überſchwemmten. Man kann die geſchäftige Hände des franzöſiſchen Miniſters Mengaud dabey nicht verkennen; er gab den Baslern den Muth! —

Bey weitem aber haben nicht alle Basler daran Theil genommen; vielmehr ein großer Theil war gegen dieſe Mahlzeit, und kann es auch nimmermehr denen vergeben, die das mit Freuden thaten. Letztere ſagen aber zu ihrer Rechtfertigung: die Revolution wäre doch immer vor ſich gegangen; ſie würde Bürgerblut gekoſtet haben, da ſie jetzt nur Geld und Abſetzung von einträglichen Aemtern gekoſtet hat. —

Basler Unterthanen bewegen ſich.

1798. Den 8. Jenner kamen Schaaren von Bauern auf das Schloß Farnsburg, und begehrten von ihrem Landvogt die Herausgebung ihrer alten Freyheitsbriefe. — Im Amt Mönchenſtein wurde alles zu Klag und Antwort gebracht; im Städtchen Lieſtall ſtand die ganze

Bürgerſchaft auf, und forderte ihre längſt ſchon vergeblich begehrte Gerechtſame. Da eine Basler-Deputation erſchien und eine Ermahnung anbringen wollte, ſo kam es in der Kirche — wo einer der Deputirten eine unzeitige Moral predigte — zu einem Tumult; und die Basler Rathsherren waren gezwungen, ſich wegzubegeben; — man führte ſie aus der Kirche fort, doch ohne ſie zu beſchädigen.

Sie wollten ihr Heil ſodann weiter verſuchen, und in die andern Dörfer reiſen, erhielten aber ſchon im erſten Dorf den Wink, ihre Bemühung ſey unnöthig, weil alles mit Lieſtall gleich geſinnt ſey; worauf ſie dann nach Baſel zurück kehrten.

Die Landvogtey Wallenburg war gleichfalls in Bewegung; ſie hatte einen Vogt, der den Leuten ſchon lange nicht angenehm war, und durch ſein Betragen in dieſen kritiſchen Zeiten noch verhaßter wurde. Er eilte in die Stadt.

Die Basler verordneten ſodann auf Lieſtall eine andere Geſandtſchaft aus Männern, die die Liebe des Volkes hatten; — darunter war Meiſter Legrand und Dreyerherr Stehelin — und Rechenrath Minder — drey äuſſerſt ſanfte, gute

verſtändige Männer. Sogleich als man von ihrer Ankunft hörte, war alles erfreut, und nahmen ſie willig in ihre Verſammlung auf: hörten ihre Vorſchläge; die benachbarten Landesgemeinden kamen dazu. Alles war ein Herz und eine Seele; in der Kirche wurde das Lied auf der Orgel geſpielt: Holde Eintracht, Holder Friede. Auf dem Altar wurden die Friedenspunkte unterzeichnet. — Und nachdem man über alle Punkte einig war, reiſeten die brafen Basler unter tauſend Segenswünſchen zurück nach Baſel.

Baſel erkennt ſeine Landſchaft für frey.

1798 den 16. Jenner. Nachdem der Stand Baſel auch ſeine übrige Landſchaft von klugen mäßigen Männern hatte bereiſen laſſen, die den Volksgeiſt prüfen und erforſchen ſollten, wozu Herr Dreyerherr Stehelin und Rathsherr Wenk erwählt wurden; und deren Bericht bey ihrer Rückkunft einſtimmig dahin gieng, das Volk verlange Freyheit und Gleichheit und ſey mit Lieſtall gleicher Geſinnung;

ſo beſchloß die große Rathsverſammlung den 16. Jenner: daß den nächſten Sonntag den 21. Jenner, zu Stadt und Land eine allgemeine Wahlverſammlung in den Kirchen jedes Orts ſoll gehalten werden; und dann die Ausſchüſſe von ſolchen Männern zu wählen, die das Zutrauen des Volks, und die Gerechtſame jedes Bürgers ſchützen und ſicher ſtellen ſollen.

Den 17. Jenner wurde ſodann der Freyheitsbaum in Lieſtall und mehrern Dörfern aufgeſtellt. Auch das Schloß Wallenburg verbrannt, nachdem man vorher ſorgfältig alles gerettet hatte, was von Schriften und Hausrath dort war.

Basler Landvolk beſetzt die Stadt.

Die Landſchaft Baſel gerieth in große Unruhe und in Mißtrauen gegen die Stadtbürger; ſie hatten Truppen von Bern und Solothurn an ihren Gränzen ankommen ſehen; ſie glaubten das gelte ihnen; es war aber nur Landbewachung gedachter Kantone. Im erſten Schrecken verſammelte ſich alles unter das Gewehr; über 4000 Mann; 600 Mann davon rief man auf Baſel, um ihnen zu zeigen, daß man es gut mit ihnen

meyne; die Bürger empfiengen ſie recht freundlich; die Freykompagnie der Stadt bewaffnete ſich im Basler Zeughaus; ſie beſetzten nun gemeinſchaftlich das Land „Die Nationalkokarde war roth, ſchwarz, und weiß.

Grabmahl des Schultheis Imhof zerſchmettert.

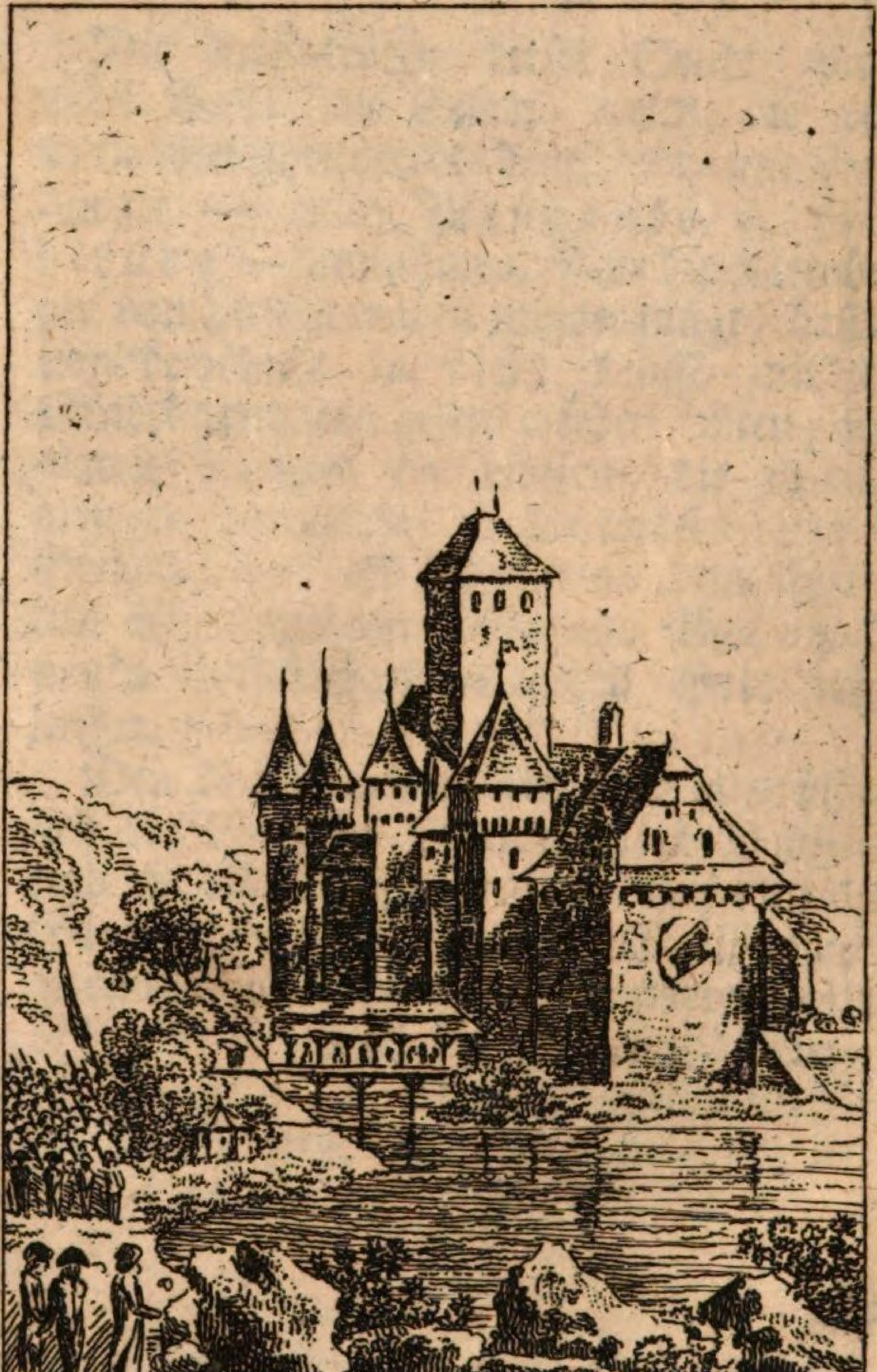
Durch Drohungen einer von Baſel geſandten erſten Stadtdeputation aufgebracht, zerſchmetterte die Bürgerſchaft von Lieſtall in der Gegenwart dieſer Geſandten, die mit der Gemeinde in der Kirche verſammelt waren, den Grabſtein des ehemaligen Schultheis Imhof, nahmen die Ueberreſte heraus; warfen ſie an eine entehrende Stelle. Dieſer mißhandelte Todte war in den Bauern-Unruhen im Jahr 1653 (ſiehe Chronik 1r. Band S. 536.) ein eifriger Anhänger des Magiſtrats, und der Haß gegen ihn pflanzte ſich, wie es ſcheint auf Kindeskinder fort.

Luzern erkennt Gleichheit.

Die Ariſtokraten dieſer Stadt waren nebſt Baſel, die Erſten, welche die politiſche Gleichheitsrechte der Stadt- und Landbürger — nach Mengauds Aufforderung — annahmen. Nur die Kleinbürger von Luzern waren mißvergnügt, daß die Landbewohner in eine Klaſſe mit den Stadtbewohnern geſetzt werden ſollten; auch waren hie und da Pfaffen, die gewaltig dagegen donnerten; ſo wie andere, und die Edelſten, der Einigkeit und dem Frieden das Wort ſprachen, und das Volk von der neuen Umſchaffung manches Gute hoffen lieſſen. —

Den 31. Jenner. Nun verkündigte öffentlich die Luzerner-Regierung, dem Stadt- und Landbewohner: Freyheit und Gleichheit. — Die ariſtokratiſche Regierung wurde durch einen förmlichen Rathsbeſchluß, und laut gedruckter Publikation — abgeſchafft. — Volks-Repräſentanten wurden durch freye Volkswahlen — an deren Stelle gewählt.

XV



das Schloſz *Chillion*.

Das Schloß Chillion.

Die Wegnahme dieſes Schloſſes aus Berneriſchen Händen war der erſte Akt zur Revolution im Wadtland. Es war der Waffenplatz und der Schlüſſel des Landes gegen Wallis; verſehen mit Munition und Korn. Das Schloß iſt eigentlich eine kleine Feſtung an einem engen Paß am See hinaus angebaut auf einem Felſen, und mit Land umgeben, ſo der Garniſon Raum und Bequemlichkeiten verſchaft. — Man rechnet, daß 1000 Mann ſich darinn poſtirt halten können. Es ward von den Wadtländern in den letzten Zeiten — die Baſtille genannt, weil mehrmals Staatsgefangene dahin gebracht worden, und die Flucht daraus nicht wohl möglich war, da es mit einer Zugbrücke nur mit dem feſten Land zuſammen hängt. Die liſtige Wegnahme von den Viviſern haben wir oben erzählt Seite 227. Es liegt 2 Stunden ab Vivis.

Weiß, Landvogt von Moudon, zum General aller Wadtländer Truppen erwählt.

Den 14. Jenner 1798 ward in Bern beſchloſſen, dem bisherigen Landvogt Herr von Weiß die gänzliche Vollmacht auszufertigen, im Wadtland eine Armee zu ſammeln, und alles in dieſem Land zu veranſtalten, ins Feld zu ziehen. Er ſagte nachher, nur meine Feinde konnten mir ein ſolches Oberkommando geben, da ich die Unmöglichkeit ſah, mehr etwas in dieſem Lande auszurichten. Ich mußte es alſo mit beyden Partheyen, den Revolutionärs und den Ariſtokraten verderben. Meine Ernennung zu dieſer Ehrenſtelle — konnte nur zwey Folgen haben, entweder Tod oder Schande. — Die Herren und Frauen von Bern glaubten, man könne nur geſchwind geſchwind eine Armee herſtellen, wie ſie es in ihrem Zimmer projektiren. Vernünftige Männer aber werden mir beyſtimmen: Das Unmögliche kann ich nicht möglich machen.

Proklamation an die Wadtländer vom General Weiß.

Dieſe merkwürdige wegen ihres Tones ſonderbare Proklamation würde ich gerne ganz hier einrücken, wenn Raum dazu wäre; ſie iſt gedruckt zu Yverdon, in Octav 8 Seiten; unterſchrieben: Weiſs, Général en Chef. Yverdon le 23. Janv. 1798. Die Aufſchrift aber iſt: Proclamation. — Nous, le Colonel de Weiſs, Bailif de Moudon, Général en chef et muni de pleins pouvoirs illimités (uneingeſchränkte Vollmacht) de L.L. EE. du Conseil Souverain, à toutes les troupes et habitans du Pays de Vaud. —

Ein paar Stellen werden ſie kenntlich machen. Er ſagt: „Die deutſchen Schwei„zer ſind vor der Thür, auf den erſten „Wink ins Wadtland einzurücken.“ — —

„Hier — mit der einen Hand biete ich euch Friede, Einigkeit, Heil und Verbeſſerung eurer Verfaſſung an; mit der andern zeige ich auf meinen Degen — hier den bürgerlichen und äuſſern Krieg — Zerſtörung des glücklichſten Volks, Schrecken,

Tod, und den Fluch über euch und eure Nachkommen. — Wählet nun. — Die Worte lauten im Original: D'un côté, voilà ma main, la paix, la concorde, les réformes utiles et le salut de la patrie; de l'autre — Voilà mon épée, la guerre civile et externe, la destruction du plus heureux des peuples, l'horreur de vos concitoyens, la mort sur vos têtes et la malédiction céleste sur vous & vos descendans. Choisissez!" — —

„Ich erkläre das Vaterland in Gefahr; „ich ſetze das ganze Wadtland von heute „an (23. Jenner) unter militäriſche Regie„rung; — die drey erſten Militärperſonen „vom Rang in jeder Gemeinde, ſind hier„mit zur Verwaltung der Polizey ange„ſtellt." —

„Jeder Fremde, der aufrühriſche Schrif„ten verbreitet, ſoll nach Kriegsrecht ge„ſtraft, und nach den Umſtänden an den „erſten Baum aufgehenkt werden."

„Laſſet uns ins Feld ziehen — „weniger uns zu ſchlagen, als daß „man ſich nicht ſchlage. — Wir „haben um einen Hausſtreit. — „Laſſet uns das den Franken antworten,

„daß ſie ſich nicht darein zu legen haben, „und daß wir wohl ohne ſie, uns mit ein= „ander verſtändigen werden.“ —

Frankreichs Manifeſt an das Wadtland.

Den 23. Jenner erſchien das Manifeſt vom General Menard an das Pays de Vaud!

Eure Wünſche ſind erhört, die franzöſi= ſche Republik will euch beyſtehen. Eure Feinde ſind auch die unſrigen. An mir iſt's euch zu vertheidigen. Das franzöſiſche Di= rektorium befiehlt es mir. Fürchtet nichts, Bürger, weder die Drohungen eurer Fein= de noch die Soldaten derſelben; die ita= liäniſche Armee deckt euch. Es liegt jetzt an euch, der hohen Beſtimmung euch würdig zu machen, wozu euch das Direkto= rium verhelfen will.

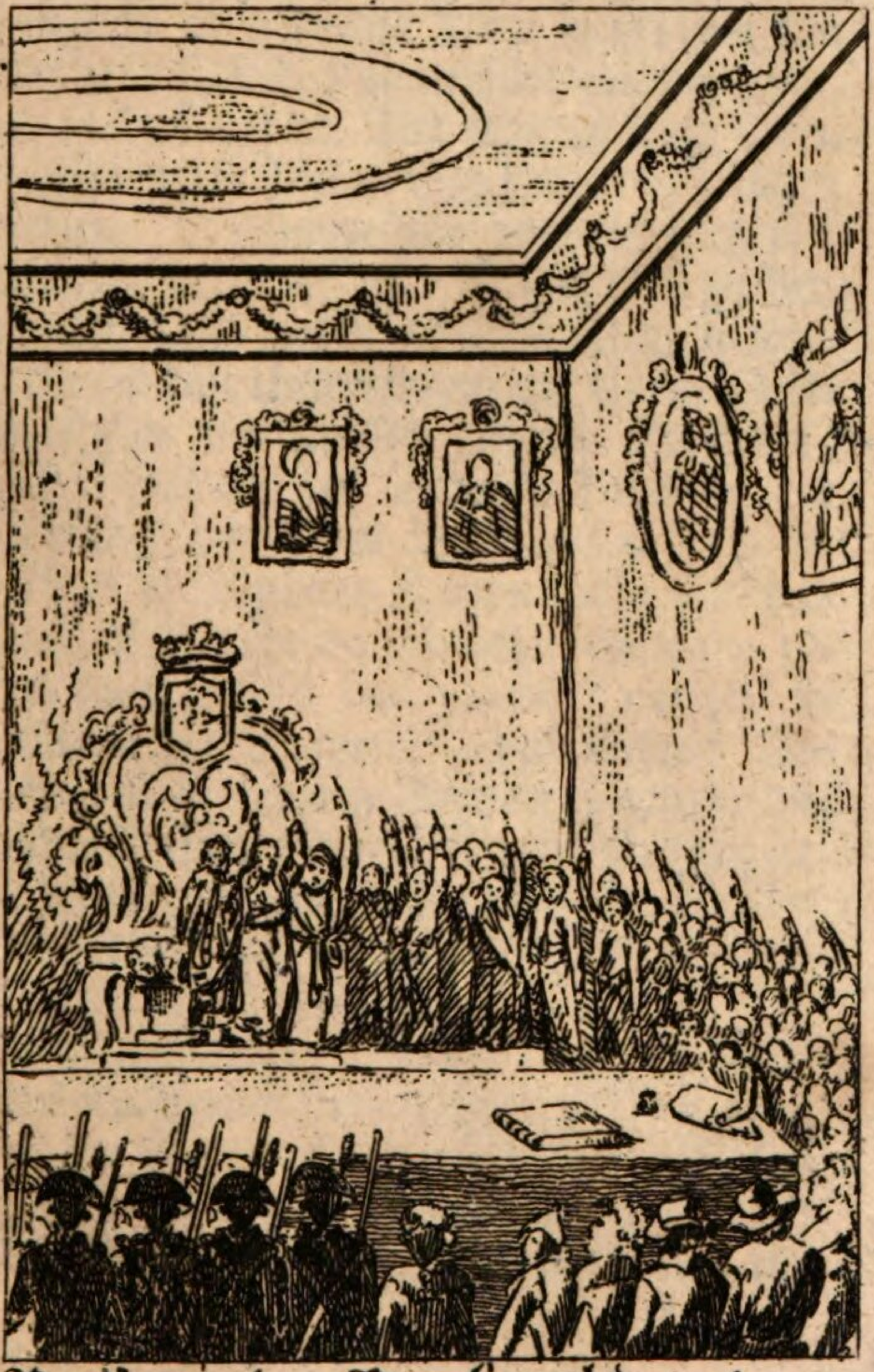
Einmarſch der Franzoſen ins Wadtland. (Pays de Vaud.) (28. Jenner 1798.)

Man hat dieſen Einmarſch auf mancherley Art erzählt; folgende Relation kommt von guter Quelle, und hat alle Kennzeichen der Aechtheit.

Es war ſeit dem Chriſtmonat 1797 eine Art Städte-Verſammlung des Pays de Vaud in Lauſanne; viele Gemeinden hatten dahin ihre Abgeſandte geſchickt, um über den Zuſtand des Landes zu berathen; die alten Rechte von den Bernern zurückzufordern, und eine Volks- oder Stände-Repräſentation für das Wadtland zu reklamiren, welches ſie in den Zeiten, als der Fürſt von Savoyen noch das Land beſaß, ausübten; und welches eingegangene Vorrecht, wie ſie glaubten, für ihre Landesrechte und Privilegien ſehr ſchädlich worden, indem die Souverainität abſolut in Bern ruhete.

Im Jenner des Jahrs 1798 unterhandelte das Wadtländiſche Comité (es nannte ſich comité central.) mit einer von Bern nach Lauſanne geſandten Geſandtſchaft;

XVI.



National = Verſamlung im Wadtland.

und den 19. Jenner übergaben die Wadtländer ihre Klag- und Begehr-Punkte ſchriftlich an gedachte Kommiſſion von Bern. — Dieſe Kommiſſäre antworteten, daß ſie den andern Tag ſogleich nach Bern verreiſen und dieſes Begehren unterſtützen würden. Sie verreiſeten auch wirklich von Lauſanne den 20. Jen. Als ſie aber zu Petterlingen (alſo auf dem halben Weg) waren, hielten ſie eine Unterredung mit einem Ortsvorgeſetzten des großen Dorfs Corſeilles, welcher ſogleich des andern Tags in der Kirche des Dorfs das Volk aufmahnte, ſeine ſchon eingegebene Zuſtimmung für das gemachte Begehren, zurückzunehmen; zugleich auch erfuhr das Comité central in Lauſanne die Nachricht, daß Berner Miliztruppen in vollem Anmarſch gegen das Wadtland ſeyen; von Petterlingen kam am 23. Jenner ein eigener Kourier an, welcher ankündigte, daß die Avantgarde der Berner ſchon zu Wiſlisburg eingerückt ſey, und zwar mit Kanonen; daß ſchon in Petterlingen ein Berner Kriegskommiſſär angekommen, der Logie beſtellen und Brod zu backen, für die ankommenden Truppen, den Befehl habe; und daß die deutſchen Soldaten ſehr

gegen die Wadtländer aufgebracht ſeyen, wenn ſie ſollten die Oberhand behaupten.

Das Comité central befand ſich nun in großer Verlegenheit; es hörte zugleich die drohende Proklamation des Obergeneral Weiß der in Yverdon Truppen ſammelte, und in Lauſanne ſchon Logie-Billets drucken ließ; das Comité hörte durch einen Expreſſen von Yverdon, daß die Dragoner unter Kommando des Hauptmann Russillon und die Jäger, von Pillichodi angeführt, zu Yverdon marſchfertig ſtehen; — in dieſer Furcht vor den Dingen die da kommen ſollten, eilte nun die Wadtländiſche Verſammlung zwey von ihren Mitgliedern, mit einem Beglaubigungsſchreiben an den franzöſiſchen General Menard abzuſenden, welcher zu Ferner (franzöſiſches Dorf ſeitwärts Genf, 12 Stunden von Lauſanne) war, um ihm die Lage der Dinge bekannt zu machen; und ihn zu bitten, daß er bey den Obern von Bern anhalte, dieſe Gewalt von ihnen abzuwenden, und freundſchaftliche und nicht feindliche kriegeriſche Mittel zu gebrauchen. — Das Comité hat öffentlich behauptet, daß es zugleich ſeinen Abgeſandten empfohlen habe, ja in ihren Reden alles zu vermeiden, was

den General Menard zu einem plötzlichen Einmarſch bewegen oder reizen könnte. —
Die 2 Mitglieder waren des andern Tags in Lauſanne zurück; ſie brachten ſchriftlich mit, alles was zwiſchen dem General und den Abgeſandten geredet war. Dieſer Rapport, ſo in den Regiſtern das Centralbüreau zu Lauſanne liegt, ſagt und beweiſet: 1) Daß der General Menard ſeinen Adjutanten an den General Weiß abſenden werde, um ihn aufzufordern, ſeine Kriegsoperationen einzuſtellen; und die deutſche Truppen vom Wadtland zurückzuziehen; 2) daß die Franzoſen nicht in die Schweiz einrücken werden, ohne ein expreſſes Begehren des Comité central du Pays de Vaud, siégeant à Lausanne; und um den General Menard in einer ſo wichtigen Sache, keinen Zweifel über die Aechtheit des Begehrens übrig zu laſſen, und damit nichts falſches vorgehe, ſo kam man überein, daß Er keiner andern Aufforderung Glauben beymeſſen ſolle, als welche nebſt der Unterſchriſt des Comité central, auch noch mit der eigenhändigen Mitunterſchrift der an ihn abgeſandten und bevollmächtigten zwey Bürger, Testu und Louis Frossard de

Saugy, verſehen ſeyen; — zu welchem Ende dieſe beyden Perſonen dem General ihre Handſchriftszeichen hinterlaſſen mußten. — Menard ſandte nun unverzüglich ſeinen Adjutanten Authier an den General Weiß. Unglücklicher Weiſe verfehlte der Adjutant den Weg und kam durch ein Dorf Thierens genannt, wo eine wadtländiſche vom General Weiß aufgeſtellte Patrouille ſtand; dieſe, bey dem Anblick einer Kutſche, die von zwey franzöſiſchen Huſaren und zwey Dragonern eskortirt war, verlangte zu wiſſen wer da? — Die Kutſche mußte ſtill halten; der franzöſiſche Adjutant rufte: voran Huſaren! — worauf es zu einem Gefecht kam, daß einer von den Huſaren einem Schweizer Grenadier Naſe und Mund weggehauen, der Grenadier aber den Huſaren mit einem Flintenſchuß getödtet; es kam die Wache von der Wachtſtube herbey, die ſogleich auch auf den andern Huſaren Feuer gegeben, der gleichfalls getödtet worden; eben ſo hat die Wache nach den zwey Dragonern geſchoſſen, die auch noch den Adjutanten begleiteten; dem Pferde des einen Dragoners wurde der Schenkel zerſchmettert. Dieſe Dragoner, welche Wadtländer waren,

haben hernach erklärt, daß ſie einen franzöſiſchen General begleiten, der ſich zu dem General Weiß begeben wolle. Worauf die Kutſche nach Moudon zurückkehrte. — (Laut dem Verhör und der eigenen Erklärung der Deputirten von Thierens) — Der Adjutant hatte ſeine Kutſche verlaſſen; — als er aber nach Moudon kam, ſandte er dem General Weiß ſeine Depeſche von Menard, die er eigenhändig hätte übergeben ſollen. —

Das Schreiben des General Menard drückte ſich, nach dem gewöhnlichen Eingang, folgendermaſſen aus:

„Durch einen Beſchluß vom 8. des letztverfloſſenen Monats Nivos, hat das Vollziehungsdirektorium der franzöſiſchen Republik den Regierungen von Bern und Freyburg erklärt, daß, da das Wadtland unter dem Schutze der franzöſiſchen Republik ſteht, dieſe beyden Regierungen für die individuelle Sicherheit und das Eigenthum der Einwohner des Wadtlandes perſönlich verantwortlich ſind. Inzwiſchen heben, Trotz dieſes Beſchluſſes, und gegen die Traktaten, die Regierungen von Bern und Freyburg Truppen aus, zwingen die Einwohner ſich zu bewaffnen, und bedrohen das Wadtland,

welches ſeine Reklamationen bey dem Vollziehungsdirektorium der franzöſiſchen Republik angebracht, und um die Vermittlung deſſelben, als Garanten der Traktaten, zur Wiederherſtellung ſeiner Rechte angeſucht."

„Ich fordere Sie demnach auf, Herr General, im Namen der franzöſiſchen Republik, und nach den Befehlen des Vollziehungsdirektoriums; daß Sie die Truppen von Bern und Freyburg unverzüglich aus dem Wadtland zurückziehen, und den Einwohnern dieſes Landes die freye Ausübung ihrer Rechte, Reklamationen und Recurſe, zu laſſen: widrigenfalls werde ich mich gezwungen ſehen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben ꝛc."

Im Hauptquartier zu Ferney-Voltaire, den 6. Pluvios, Jahr 6.

Unterzeichnet: Menard.

Die Antwort des General Weiß, war nicht befriedigend; die Franzoſen nannten ſie: Une reponse évasive et gasconne; Weiß ſchloß ſeinen Brief mit folgenden Worten:

„Sie werden begreifen, General, daß wir kein Recht zugeſtehen können, uns zu

hindern, Truppen auf unſerm eigenen Gebiete auszuheben: — — — Ich werde Ihre Erklärung dem ſouverainen Rath mittheilen ꝛc. ꝛc.“ —

Das Lauſanner Comité, das dieſe ſchlimme Wendung der Sachen ſah, ſchickte mit Menards Adjutanten den Bürger Froſſard nach Fernex, um ihn zu begleiten, wenn ihm neue Gefahren zuſtoſſen ſollten, und auch darum um dem franzöſiſchen Miniſter zu Genf, den Schmerz anzukündigen, den die Wadtländer Patrioten über den Vorfall von Thierens; empfinden, und daß die fränkiſchen Truppen nicht feindſelig darum gegen das Wadtland agiren möchten, welches dieſes Unglück ſehr beklagt: Auch verſprach man für die Verwandten der Getödteten, Sorge zu tragen. Dieſer Vorfall, und dieſe Antwort waren nun das Signal zum Einmarſch der Franzoſen ins Wadtland. —

Die Franken rückten nun zwiſchen dem 26, 27 und 28 Jenner ins Wadtland ein, mit etwa 12000 Mann.

Wadtländiſche neue Regierung.

Der 24. Jenner 1798 war der Tag wo die Wadtländer einſtimmig, oder wenigſtens die Geſammtheit des Landes, die Freyheit und Gleichheit anerkannten; ſich von der Berner Regierung losſagten; die Nationalfarbe annahmen und den Freyheitsbaum am Hauptort Lauſanne, unter der Vorſtehung der proviſoriſchen Regierung pflanzten. Dieſer Jahrstag wird von den Wadtländern alſo in den Jahrbüchern oben angeſchrieben.

Den 1. Hornung erſchien ſodann eine offizielle Zeitung — welche alle Beſchlüſſe dieſer neuen Regierung enthalten hat.

Den 26. Jenner ſandte dieſe Regierung eine Geſandſchaft von 3 Perſonen nach Paris.

Im landvögtlichen Schloß hielt ſie ihre Verſammlungen. —

Glaire von Romainmotiers war der erſte Präſident. Ein Mann, der lange im Ausland gelebt hat, und Vorleſer des letzten Königs von Pohlen war. —

Ein Berner Bürger: Wattewyl von Maleſſert, Verwalter von Villeneuve, war unter den erſten, der ſich zum Wadt-

ländiſchen Bürger der neuen Ordnung annehmen ließ. Andere folgten nach die dort Güter hatten.

Roverea, der hernach abgefallen, war auch einer der erſten, ſo ſeinen Beytritt ankündigte.

Gleich in den erſten Sitzungen dekretirte die Nationalverſammlung, daß keinem Berner, ſo Güter oder Vermögen im Wadtland beſitze, der mindeſte Schaden oder Nachtheil zuwachſen ſoll. Sie nimmt ihre Güter unter beſondere Aufſicht, um keinem tumultuoſen Angriff Raum zu geben. Dieſer ſchöne Zug von Billigkeit ehrt dieſe Verſammlung bis auf die ſpäteſten Zeiten. Indeſſen ſind doch Unordnungen vorgefallen, die aber kriminaliſch von der Regierung zu unterſuchen befohlen worden.

Am 29. Jenner kam der franzöſiſche General Menard mit ſeinem Geleite, in die Lauſanner Nationalverſammlung; und 12 Tage darauf, den 11. Februar erſchien der Obergeneral Brüne daſelbſt. —

Die Zufuhr von 100,000 Zentner Korn aus Frankreich nach dem Wadtland, ward ſogleich geſtattet. 500 Ochſen kamen auch an.

Um geübte Nationaltruppen zu haben, berief man alle Land-Regimenter auf ihre Verſammlungsplätze, und ſchritt ſodann an die Auswählung von 4000 Mann freywilliger Linientruppen. — Die Nationalkokarde war grün.

Berner Kriegsanſtalten im Wadtland.

1798, im Jenner. Der General Weiß ſagt in ſeiner Vertheidigungsſchrift: „Sollte man's glauben, daß ich nicht einmal einen Sekretär in Lauſanne finden konnte, der es mit der Regierung hielt; daß ſich kein Menſch bey mir ſich ſtellte, der unter den Truppen, die ich kommandiren ſollte, einen Grad verlangte? — Ich ſollte die Feſtung Chillion befreyen, und hatte keinen Artilleriſten, keine Ingenieurs; ich ſollte die alte Obrigkeit in ihren Rechten ſchützen, und war ſelbſt in Gefahr alle Augenblicke arretirt zu werden, da überall ſchon Nationalgarden und Bürgerwachen aufgeſtellt waren; die Volksgeſellſchaften (les Clubs) den lauteſten Ton führten? Als ich von Lauſanne nach Nyon reiſete, um die Vorpoſten zu

ſtellen, ſo erhielt ich auf dem ganzen Weg auch nirgends ein Zeichen von Anhänglichkeit und Achtung. — Ich nahm noch einen feſten Ton an, weil ich glaubte, in äuſſerſten Nothfällen müſſen man ſich größer ſtellen, als man ſich ſelbſt zu ſeyn fühlt. — (Dans les extrêmités, il faut hasarder quelque chose, j'avois calculé qu'on supposeroit que je n'osois pas prendre ce ton, sans avoir les moyens pour le soutenir.) Aber es iſt gewiß — wenn mich das Revolutions-Komite' in Lauſanne hätte arretiren laſſen, ſo glaube ich nicht, daß man mich hätte davon wieder frey machen können. Auſſerdem waren viele dieſer Glieder des Comite', verſtändige, angeſehene und in dem Lande zum Theil höchſt wichtige Männer." —

Arauer Bundsſchwur.

Donnerſtag den 25. Jenner 1798 legten noch unter freyem Himmel die eidgenößiſche Geſandten einen Schwur gegen einander ab, bey ihrer Verfaſſung zu leben und zu ſterben; und ſie aus allen Kräften gegen jeden innern und äuſſern Feind zu vertheidigen. Burgermeiſter Wyß

von Zürich war Präſident, der die ganze Eidgenoſſenſchaft in ſeinem Vortrag noch ewige Dauer hoffen ließ. Aus allen Kantonen, auch Wallis und Biel waren Geſandte da, nur von Baſel nicht. *) — Die Ceremonie gieng vor ſich auf der Schüzenmatte zu Arau, Mittags 12 Uhr, unter dem Donner der Kanonen, und beym Geläute aller Glocken. —

Dieſe Geſandſchaften gaben ſchon vorher einen Aufruf an das geſammte Volk der Schweiz in Druck: — „Daß es mit Aufopferung Gut und Blut auch dazu ſtehen ſoll.“ — (Proklamation vom 2. Jenner 1798.)

Bey der Mahlzeit am Neujahrstag in Arau, brachte gedachter Herr Burgermeiſter Wyß den Toaſt aufs Tapet: „Die unveränderliche Beybehaltung der bisherigen Grundſätze! Die unſchätzbare Unabhän-

*) Anfänglich waren Herr Dreyerherr Münch und Herr Burgermeiſter Burtorf von Baſel da, wurden aber zurückberufen, und ſollten einen ſolchen Eid in dieſen Zeiten, wo alles der Auflöſung ſo nahe war, nicht leiſten.

gigkeit mit Gut und Blut zu behaupten! Alles trank hoch auf! —

Ein Schweizer ſagte: „Ja, die Herren ſind in ihren Planen ſo verrückt, daß ſie den Tag nicht mehr vor lauter falſchen Ideen unterſcheiden können. Sie wollen dem Donner befehlen — daß er ſchweige und nicht brülle.“ — — —

Den 30. Jenner giengen die Herren auseinander.

Bern beruft Ausgeſchoſſene des Landes in ſeinem Bedrängniß.

Den 28. Jenner 1798. Unter dieſem Dato wurde bekannt gemacht: „Die immer ſorglicher werdende Lage des gemeinen Weſens hat die Regierung bewogen, nach dem in ältern Zeiten bisweilen und ſtets mit dem beſten Erfolge angewandten Beyſpiele, Ausgeſchoſſene von Stadt und Land anhero zu berufen, um ihnen die wahre Lage der Dinge bekannt zu machen, und derowegen ihren Willen, oder vielmehr durch ſie den Willen aller Staatsbürger zu vernehmen. Sie hat daher die hieſige Bür-

gerſchaft, ſo wie die Magiſtraturen der größern Städte und die Vorgeſetzten der alten deutſchen Landſchaft, nach den verſchiedenen militäriſchen Bezirken aufgefordert, Ausgeſchoſſene hieher zu ſenden, um gemeinſam mit dem großen Rathe zu berathen und abzuſchlieſſen, was das Wohl und das Heil des Vaterlandes erfordern mag; den 1ten Hornung ſollen ſie ſämtlich in Bern eintreffen, und dann gleich am Freytag ihre Verrichtungen anfangen. Sämtlich dieſe Ausgeſchoſſenen werden bey Standsgliedern unentgeldlich einquartiert werden.“

Berner Militär beym Ausbruch des Kriegs. Nach dem Urtheile der Sachkundigen.

Nicht 20 Dragoner waren Meiſter ihrer Pferde. Dieſe ſo wie die Artillerie-Pferde, waren ſo wenig wie die Mannſchaft — ans Feuer gewohnt. Die Miliz war völlig unbrauchbar für einen offenen Krieg im Felde, am ungeſchickteſten gegen ein an Krieg ſo gewöhntes Volk — wie die Franzoſen, deren Taktik eine ganz eigene iſt — und ſeit der

Revolution alle andere Kriegsmanövers übertraf. Subordination mangelte überall; der erfahrnen Offiziere waren wenige, die übrigen Bürger, Handwerker und Bauren, deren Stand keine Aehnlichkeit mit ſolchen Unternehmungen hatte. Die Mannſchaft — ſo man hätte brauchen können, und aus den fremden Kriegsdienſten heimgekommen war, fand ſich unter allerley Korps verſteckt, und konnte unter dieſem ungeübten Haufen nicht wirken. Viele waren eher Freunde der Revolution als der Regierungen. Man ſchrie über Verrätherey, es war aber blos Verwirrung, Unordnung, Furchtſamkeit, Zutrauensunfähigkeit. Die größten Schreyer und Prahler waren die — ſo in dem erſten Gefecht ihre Feigheit an Tag legten. — Der Sieg war ſo unmöglich — daß blos Verblendung und ein feſter Glauben, der Krieg werde nicht ausbrechen — ſie ins Feld zu gehen bewegen konnte. Sie glaubten es ſey alles nur veranſtaltet, um den Feind zu ſchrecken.

Unſere Generäle waren: Weiß, Landvogt von Moudon, und ehemals Stadtmajor in Bern; — Erlach; Wattenwyl, ehemals Inhaber eines Regiments

in Frankreich; Büren, ehemals Obriſt in Frankreich, Landvogt von Lauſanne; Andermatt von Solothurn, ein faſt achtzigjähriger Greis — der zwar ſchon von 40 Jahren her das Kriegshandwerk kannte, aber eber darum am erſten an dem guten Erfolg zweifeln mußte; Obriſt von Groß ſonſt in holländiſchen Dienſten; Grafenried ꝛc.ꝛc. Letzterer als General-Quartiermeiſter. — Die Stärke der Armee war 26 bis 28 tauſend Mann: darunter waren etwa 1500 Jäger oder Scharfſchüzen; 1300 Artilleriſten, etwa 500 Dragoner; die Legion Roverea und einige Feldbataillons. — Züricher waren dabey 1500 Mann Infanterie, die aber von Zürich aus Befehl hatten, nicht über Murten hinaus zu marſchiren; Luzerner — 1200 Mann, die nur ihre Gränzen ſchützen ſollten; 600 Urner; 400 Schwyzer; 400 Unterwaldner; 250 Appenzeller; 400 Glarner; 1200 Freyburger; 1400 Solothurner. — Auſſer den Freyburgern und Solothurnern haben die übrigen Eidgenoſſen keinen Schuß gethan. Das beſte unter dieſem Korps waren die Jäger, oder Scharfſchützen. Aber wären auch dieſe Truppen noch ſo tapfer,

geweſen, alle ihre Gefechte hätten verloh-ren gehen müſſen, durch den Mangel an geſchickten Ingenieurs, die allein eine Armee ſicher ſtellen, und vor dem Unter-gang bewahren! Ueber den Mangel von Ingenieurs klagte man laut; daher alle Operationen ohne Zuverſicht, ohne Nach-druck waren.

Nimmt man hiezu noch die Unerfah-renheit! denn wo kann man ein Zutrauen in ein Korps ſetzen, das ſich erſt gegen ei-nen Feind ſammelt, und aus ſo verſchie-denen Theilen der Schweiz hingeſtellt iſt? Dem man den geringſten Detail, der zum Krieg gehört, erſt erklären, ihnen die ſim-pelſten gemeinſten Sachen vorbuchſtabiren mußte! Die kleine Anzahl von erfahrnen Offiziers konnten die große Menge anderer und unwiſſender Offiziere nicht in Ordnung halten, und die Zeit war zu kurz, das beſ-ſer zu machen. Der General mußte zugleich Korporal ſeyn.

Wollte man etwas mit Ernſt, ſo war noch überdies Aufruhr zu befürchten, wie auch wirklich geſchehen iſt. —

Welch ein Unternehmen mit ſolchen Leu-ten gegen die franzöſiſche Armee zu mar-

ſchieren, die von Siegen zu Siegen ſchon geeilt iſt!

Daher hatte ein Berner recht, da er ſagte: „Der Ton der falſchen Gröſſe, mit den kleinfügigſten Hülfsmitteln, wird uns erſt dann verlaſſen, wenn wir im Staub liegen.“ Man ſchwur noch in der Sitzung vom großen Rath 3. Hornung, den Eid: „Das Vaterland auf Gut und Blut, und gegen alle äuſſern und innern Feinde zu vertheidigen.“

Aufgebot in Maſſa.

Bern hat darauf gezählt, daß die ganze Schweiz auf einmal in Maſſa — aufſtehen werde; daher auch die Bunds-Beſchwörung in Arau ſo eifrig betrieben wurde. Aber Bern zählte nicht darauf, daß das Volk in den meiſten Kantonen anders als ſeine Herren denke, und daß, wenn dieſe es ſchon gewollt hätten, ſie nicht Redekunſt, Geld, Kriegsbedürfniſſe genug in ihrer Macht gehabt hätten — die Schweizer in Maſſa — ins Gefecht zu bringen, für Bern zu retten; denn man ſprach immer nur, das geht nur Bern an.

Auch

Auch zählten die Stadt-Ariſtokratien nicht darauf, daß immer ein heimlicher Haß zwiſchen den Landbauern und Stadtbürgern herrſchte; und die Bauern es gern ſahen, wenn den Städtern ihre Oberherrſchaft geſchwächt werden ſollte. Auch die vom Land eingelaufenen Adreſſen von Anhänglichkeit beweiſen nicht das Gegentheil, weil dieſe von Pfarrherrn und Stadtbürgern aufgeſetzt und den Bauern nur in der Kirche zur Genehmigung abgeleſen wurden. — Wer hätte denn widerſprechen wollen? —

Wenn je ein Sprüchwort für die Schweizer heilſam und nützlich geweſen wäre, ſo würde es das geweſen ſeyn: Du ſollſt deinem Feinde eine goldene Brücke bauen! Aber — unſere Stunde hatte geſchlagen!

Arau macht ſeine Revolution.

1798 den 31. Jenner erklärte ſich die Bürgerſchaft von Arau für unabhängig von Bern. Es wurde zu gleicher Zeit eine Proklamation vor verſammelter Bürgerſchaft, vom franzöſiſchen Miniſter abgeleſen, worinn der Schutz des franzöſiſchen Direk-

toriums den Arauern zugeſichert war. Die drey übrigen Munizipalſtädte des Aergäus ſind eingeladen worden, ſich damit zu vereinigen. Man beſchloß zu gleicher Zeit, einhellig — man ziehe nicht gegen die Wadtländer. — „Kein Krieg „mit Frankreich!“ — Das ſoll das Looſungswort jedes brafen Schweizers ſeyn. — „Alle rechtlichen Leute ſind da„rinn einſtimmig!“ So ſchreibt man in einem Brief vom 31. Jen. 1798.

Ein Comite' ward aus der Bürgerſchaft erwählt, und übernahm die Vollmacht des vorigen Stadtmagiſtrats. Seit dieſem Augenblick waren alle Bürger aufgeboten. —

Arau von Bernern beſetzt.

1798. Arau hatte ſich den ganzen Haß der Berner zugezogen, denn ihre Revolution hieng mit der Wadtländiſchen zuſammen; Mengaud war dabey geſchäftig, und ſonderlich die jüngern Bürger hielten es gegen Bern; — den 31. Jenner erklärte ſich dieſe Stadt, daß ſie nicht gegen die Wadtländer ausziehen und keinen Mann ſtellen werde; — eben ſo wenig wie gegen

die Franzoſen. Die Gemeinde ernannte eine neue proviſoriſche Verwaltung; der alte Magiſtrat dankte ab; die Bürger bewaffneten ſich; was von Bernern in dem Städtchen war, zog fort; Nationalkokarden wurden ausgetheilt, der Freyheitsbaum ward mit großen Feyerlichkeiten aufgeſtellt; die Kanonen gaben Freudenſchüſſe; der Muth der Arauer veranlaſſete auch, daß Brugg, Zoſingen, Lenzburg, Arburg ſich erklärten in dieſer Sache ſtill zu bleiben; hingegen die daherum von den Landvögten aufgebotenen Landkontingente vereinigten ſich mit den Berner Truppen, und zogen gegen Arau; — ſie rückten unter Gewaltslermen in die Stadt, droheten feindlich mit Tod und Verderben; begehreten recht gute Einquartierung, warfen den Freyheitsbaum um; und was man kaum glauben ſollte: — Die Berner zogen mit 30 Kanonen vor dieſes Städchen von kaum 400 Bürgern! Mit Kavallerie, Infanterie, Jägern; und mit mehr als 2000 Bauern, die man aus den benachbarten Dörfern zur Verſtärkung der Armee — mit nahm. — — (Dies geſchah den 4. Hornung 1798.)

Mehr als 100 Arauer Bürger flohen nach Baſel.

Zürich erkennt ſeine Vergehen.

1798. Den 29. Jenner ließ der Magiſtrat der Stadt Zürich öffentlich bekannt machen, daß er die unglücklichen Männer, die er im Jahr 1794 und 1795 hart beſtraft — weil ſie Landrechte forderten — nicht nur auf freyen Fuß ſetze, ſondern alle Strafgelder zurückgeben wolle. — Zugleich ward verkündet, daß die Original-Urkunden, welche bisher in Zürich zurückgehalten worden, dem Land — gegen Empfangſcheine — zurückgeſtellt werden ſollen. — Ferner: daß die alten genoſſenen Rechte und Freyheiten wieder hergeſtellt werden, ja ſogar mit neuen vermehrt werden — und jede Beſchwerden angehört, und denſelben abgeholfen werden ſolle. — —

(Aber, ſagte ein Züricher, wäre das nicht ſchon lange billig geweſen? Warum damit warten, bis der letzte Termin längſt verſloſſen war?) —

Den 30. Jenner wurde mit Ehrenbezeugungen — Bodmer und Konſorten aus dem Zuchthaus entlaſſen. —

In ihren Dörfern wurden ſie mit Läutung aller Glocken empfangen.

Zürich erhält böſe Botſchaft.

Den 30. Jenner 1798. Am gleichen Tag als Bodmer frey gelaſſen wurde, langte von Bern ein Eilbote an, daß die Franzoſen ſchon gegen das deutſche Berner Gebiet rücken, alſo ſchleunige Hülfe nöthig ſey. Man gab eiligſt Befehl, alles ſoll ſich in Waffen ſtellen. — Niemand faſt vom Lande wollte gehen; — die abgeſandten Kriegsboten und Offiziere von der Stadt wurden in vielen Dörfern ſehr übel und ſchnöde empfangen, einige wurden, da ſie hart mit den Leuten reden wollten, mißhandelt, und andere hatten Zeit ſich in Eile zurück nach der Stadt zu machen. Mit vielen Anſtrengungen und Verſprechungen, da man den 3ten Hornung Freyheit und Gleichheit — proklamirte, kam es endlich dazu, daß hie und dort einige Mannſchaft — die aber zu einer Armee gar wenig vorſtellen konnte, auf dem Platz erſchien.

Thurgäu und Toggenburg werden frey.

Den 1. Hornung 1798 war eine Verſammlung zu Weinfelden, die ſich angelegen ſeyn ließ, dieſen Zeitpunkt zu benutzen, ihre alten Streitigkeiten mit dem Fürſt von St. Gallen zu beendigen. Sie kauften ſich los, und erklärten ſich für freye Leute. — Das Volk war über dieſen Vorgang ſo erfreut, daß es erklärte, und ſchwur: nie wieder das Joch der alten Herrſchaft zu tragen.

Schaffhauſen erkennt die Freyheit ſeiner Landbürger.

Den 2. Hornung 1798. erſchienen Ausgeſchoſſene vom Lande und begehrten den neuen politiſchen Rechtsfreyheiten beygeſellt zu werden. Man gieng ſchwer daran. Endlich den 8ten Hornung erſchienen mehr als 200 Abgeordnete auf dem Landtag zu Neunkirch, und riefen mit Ungeſtümm — Freyheit und Gleichheit! Man ſchickte eilends nach der Stadt. —

Nun ſah der Magiſtrat den Ernſt, und machte die Urkunde bekannt! — Ein Bruderkuß vereinigte Stadt- und Landbürger; der Freyheitsbaum wurde gepflanzt; zu Neunkirch waren der Landvogt, Pfarrer und Helfer mit Bürger und Bauern daran, dieſes Monument der gehofften Weltverbeſſerung hinzuſtellen!

Bern dekretirt innert 12 Monaten eine neue Staatsverfaſſung bekannt zu machen.

Den 3. Hornung 1798 erſchien ein Beſchluß von Klein- und Großräthen, mit Beyſitzung der Ausgeſchoſſenen vom Lande, folgenden weſentlichen Inhalts: 1) In Monatsfriſt, ſoll eine Kommißion niedergeſetzt werden, die ſich mit der Abfaſſung einer neuen Staatsverfaſſung beſchäftigen ſoll; 2) Sie ſoll zur Grundlage haben, Gleichheit der Rechte zu Staatsämtern zu gelangen, und Repräſentation des Volks; — 3) daß man aber feſt entſchloſſen ſey, keiner fremden Einmiſchung ſtatt zu geben, ſondern unabhängig das

Werk ſelbſt ausführen wolle; 4) daß innert einem Jahr dieſe Staatsverfaſſung ausgearbeitet und ſodann den geſammten Staatsbürgern zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden ſoll. —

Stadt Zürich dekretirt Freyheit und Gleichheit.

Den 5. Hornung 1798. Wie der Drang der Umſtände immer heftiger wurde; — wie bereits die ganze Landſchaft einmüthig nach Freyheit und Gleichheit verlangte; kam nun auch von Seiten der Obrigkeit der Beſchluß, dies zu bewilligen, nachdem man vorher die Zünfte verſammelt und ihre Einwilligung erhalten hatte; und ſo erſchien den 5. Hornung ein Dekret, worinn es heißt: Daß wir bey ſorgfältiger Beherzigung der gegenwärtigen Zeitumſtände und höchſt bedenklichen Lage unſers Vaterlandes — folgende Erklärung auszuſtellen beſchloſſen haben: „Es ſoll durchaus vollkommene Freyheit und Gleichheit zwiſchen Einwohnern der Stadt und des Landes feſtgeſetzt ſeyn; — und ſie in allen

politiſchen und bürgerlichen Rechten gleich-gehalten werden.“

Basler Nationalverſammlung.

Den 6. Hornung 1798 eröffnete ſie ihre Sitzungen. Sie beſtund aus 60 Gliedern, 20 von der Landſchaft, 40 aus Stadtbürgern; aber 20 der Stadtbürger waren von Landbürgern ausgewählt. — Dieſe neue Regierung war nun dem ganzen Kanton angenehm, und gieng ihren ruhigen feſten Gang; ſie hätte das Vorbild der ſpätern Nationalverſammlungen ſeyn können, ſo wie jene im Wadtland!

Wadtlands Nationalverſammlung.

Den 5. Hornung 1798 wurde eine Nationalverſammlung für das Wadtland dekretirt. (Von der proviſoriſchen Regierung, unter Vorſitz des Bürger Glaire.) —

8 Tage darauf dekretirte die gleiche Regierung, daß das Wadtland 4000 Mann Linientruppen aufſtelle; — auf deren Muth

und Geſchicklichkeit das Vaterland in jedem Fall zählen könne. —

Damit das Militär-Comité die Arbeiten leichter und beſſer verrichte, ſo bat es ſich vom franzöſiſchen General einen Offizier aus, um durch deſſen Anleitung es deſto vortheilhafter einzurichten.

Die neue Konſtitution kommt an.

Den 9. Hornung 1798 empfieng man ſchon die neue helvetiſche Conſtitution im Wadtland; der Brief von Paris, der dieſe Sendung ankündigte, drückt ſich ſo aus: „Das Direktorium von Frankreich hat die Konſtitution approbirt, und in einigen Theilen ſelbſt korrigirt. Es ſandte um Mitternacht 10 Exemplare davon an La Harpe (damals Agent der proviſoriſchen Regierung vom Wadtland zu Paris.) — Bekanntlich war Bürger Ochs von Baſel Mitverfaſſer derſelben.

In Bern wurde ſie verboten.

Wadtlands Revolution.

Den 1. Hornung 1798 iſt die Volksgeſellſchaft in Lauſanne errichtet worden.

Vortrefflich war die proviſoriſche Regierung vom Wadtland beſetzt. Sie ſchützte nicht nur alles Eigenthum der Berner, war nicht nur eifrig Tag und Nacht mit Errichtung ſeiner militäriſchen Macht beſchäftiget, lieferte nicht nur Geld zu den Bedürfniſſen der fränkiſchen Armee; — ſondern ſie ſorgte auch für die Sitten, für Religion. Als den 20. Merz ein Generaladjutant eine Komödiantinn von Dijon empfohl, um mit ihrer Truppe nach Lauſanne kommen zu dürfen; — verweigerte man es: gieng zur Tagesordnung über das Begehren! —— Dem Adjutanten ward geantwortet: „Es thue der Regierung leid, daß ſie ſeiner Requiſition nicht entſprechen könne.“ So zeigt eine Regierung ihre Würde!

Und die verfolgten Patrioten von 1791 und 1792, ſo die Beſtrafung der Angeber und Verräthern haben zum Theil begehren wollen, wurden abgewieſen, weil geſagt ward,

wenn wir ein paar Schuldige treffen, ſo würden viele Unſchuldige mit leiden.

Brüne ſchreibt den Wadtländern vor, woran ſie den wahren Patrioten erkennen ſollen.

Den 18. Hornung 1798. Im Hauptquartier zu Lauſanne, erließ er folgende Proklamation:

Die Volksgeſellſchaften des Comité de Réunion, haben bisher der Revolution die wichtigſten Dienſte geleiſtet; bevor noch die proviſoriſche Regierung eingeſetzt war. Sie waren kraftvoll und weiſe; die Hauptmitglieder haben die Bahn ihren Mitbürgern gebrochen, und man darf ſie mit Recht philantropiſche Verſammlungen nennen; (Verbindung fürs Menſchenwohl); aber ſo nützlich ſie ſind, ſo muß man wohl acht haben, daß ſich nicht falſche Menſchen mit einſchleichen, die da lehren wollen, dieſe Verſammlungen ſollen ſich jetzt in die Regierung mengen, und gleichſam eine Zwiſchenmacht vorſtellen. Nein, das ſind gefährliche Klippen, wo die Freyheit ſcheitert. Belehret eure Mitbür-

ger; macht ſie auf ihre Pflichten in dieſer wichtigen Zeit aufmerkſam, aber laßt die jetzt eingeſetzte neue Regierung wirken; laßt ſie für die Ordnung wachen. Hemmet ſie in ihren Arbeiten nicht; thue nur jeder redlich das Seine, um die Herzen zu vereinigen, um wahre Freyheit durch gute Rathſchläge, aber nicht durch tollkühne Anmaſſungen zu gründen: Denn das ſind nur verſteckte Ariſtokraten, die Anarchie und Verwirrung wollen. Ich ſelbſt werde gern immer bereit ſeyn, von euch alle gute Vorſchläge zu hören; denn ein guter Rath kann oft vielem Unglück zuvorkommen! Der beſte Republikaner und Patriot iſt mir derjenige, ſo feſt und beſcheiden ſein Werk thut, ſtillen Muth hat, (un courage tranquille) der die Arbeit liebt, der im Nothfall dem Vaterland beyſpringt; zu ſeiner Vertheidigung ſelbſt in die Reihen der Helden ſich ſtellt, oder ſeine Kinder dazu ruft; der aufrichtig die Sache der Freyheit will — und dafür zu leben und zu ſterben entſchloſſen iſt. Jeder andere iſt nur Vagabond, Spion oder ſchlechter Bürger.

Lauſanne 2. Ventoſe An. 6.

Yverdon und Aigle, blieben den Bernern treu.

1798. Im ganzen Pays de Vaud blieben die von Yverdon und Aigle noch am längſten den Bernern treu; beſonders die von Aelen, aber ſie hatten auch ihre beſondere Vorrechte, mehr als keine im Wadtland: Doch konnten auch dieſe dem allgemeinen Revolutionsdrang nicht lange widerſtehen; der Landvogt von daher ſchrieb an den Berner General: „Wir alle ſind zwar wohl für Bern geſtimmt, aber wir können und wollen uns nicht weder gegen die Wadtländer noch gegen die Franken ſchlagen; die erſtern ſind unſere Brüder und Nachbarn, und den Franken zu widerſtehen, iſt ohnehin eitel; — das hieß nur unnöthiger und zweckloſer Weiſe — viele tauſend Menſchen auf die Schlachtbank liefern. Sonſt wollen wir gern alles thun, was wir können.“ —

Landsausgeſchoſſene in Bern.

Laut Bekanntmachung, 7ten Hornung. „Die ſämmtlichen Ausgeſchoſſenen der deutſchen Städte und Landſchaften, nur der von Arau ausgenommen, trafen zur beſtimmten Zeit ein. Sie verſammelten ſich Freytags den 2. Februar, früh um 9 Uhr, auf einem Zunfthauſe; von wo ſie von einer Standes-Deputation abgeholt, auf das Rathhaus geführt wurden. Bey ihrem Eintritt in die große Rathsverſammlung hielt Ihro Gnaden, Herr Amts-Schultheiß, eine zweckmäßige Anrede an dieſe Herren Ausgeſchoſſenen, und darauf wurden ſie angewieſen, ihre Plätze unter und neben den Mitgliedern des großen Rathes zu beziehen. Nach dem gieng gleich der Eidſchwur vor ſich; da dann die Regierung ſo wie die Ausgeſchoſſenen ſich eidlich verpflichteten, mit Ehre, Leib, Hab und Gut, die Stadt, das Land und deren Einwohner, auch derſelben Religion, Freyheiten, Rechte und Gerechtigkeiten zu ſchützen und zu handhaben. Gleich in der erſten Sitzung ward nach dem Antrage des geheimen Raths eine Commißion niedergeſetzt, um zu unterſuchen, was bey den gegen-

wärtigen dringenden Umſtänden das Weſentliche ſey, um Ruhe, Ordnung, und wo möglich auch den Frieden zu erhalten. Dieſe Commißion, die aus einem vorſitzenden Rathsgliede, 6 Standsgliedern, 2 Ausgeſchoſſenen der Stadt Bern, 2 Ausgeſchoſſenen der übrigen Städte, und 2 von den Landſchaften beſtand, (ein Verhältniß, das für alle Unterſuchungs-Commißionen feſtgeſetzt worden iſt,) rapportirte noch den glei-Tag über dieſen wichtigen Gegenſtand. Bis faſt um Mitternacht dauerte die Sitzung fort. Nicht unwichtig ſind die Vorrechte, auf welche die Regierungsglieder dadurch für ſich und ihre Mitbürger Verzicht gethan haben. Indeſſen geſchah es doch willig und mit Freuden, wie die dadurch gerührt geweſenen Ausgeſchoſſenen von Stadt und Land es werden bezeugen müſſen. Gott gebe, daß der Erfolg den reinen Abſichten entſpreche, und das Wohl und das Glück des Landes dadurch befördert werden möge. Wenn dies geſchieht, ſo wird, weit entfernt den gethanen Schritt zu bereuen, jedes Regierungsglied noch am ſpäten Abend ſeines Lebens den Tag ſegnen, an dem unſerm Vaterlande zu der bürgerlichen Freyheit, die es ſeit langem in hohem Grade genießt,

nun auch politiſche Freyheit hinzugethan ward.“ (Vor dem Rath der 200 4. Febr.)

Statt daß dieſe jetzige Verſammlung ihre Geſchäfte gleich damit hätte anfangen ſollen zu erklären: keinen Krieg gegen Frankreich, ſo war das Schreiben derſelben an das Direktorium in Paris vielmehr eine neue Ausforderung; denn es heißt darinn: Citoyens Directeurs — wir machen es uns zur Pflicht, Ihnen freymüthig zu erklären, daß wir den Frieden mit der franzöſiſchen Nation innig wünſchen, und willig ſeyn, wenn einige Schwierigkeiten obhanden, ſie förderſamſt beyzulegen, ſo weit es ohne Nachtheil der Unabhängigkeit eines freyen Volks, das dieſelbe bis auf den letzten Blutstropfen zu behaupten feſt entſchloſſen iſt, wird geſchehen können: — Wir erwarten Citoyens Directeurs von Ihrer Gerechtigkeitsliebe eine günſtige und befordernde Antwort, und in dieſem Fall die Zurückziehung Ihrer Truppen von unſern Gränzen; — da dann das unter den Waffen ſtehende Volk ſich ebenfalls zurückziehen würde; — — die Unterſchrift war: „Dero Dienſtwillige:“ — die Regierung und das durch ſeine Repräſentanten mit der-

ſelben vereinigte Volk des eidgenößiſchen Standes Bern. — (7. Hornung 1798.)

Berns Terrorismus.

Den 7. Hornung 1798. Bey Annäherung der Gefahr errichtete die Regierung ein auſſerordentliches Polizeyamt, um alle politiſche Reden und Schriften zu verbieten; alle Verſammlungen, alle Geſellſchaften zu beobachten und aufzuheben, wo von Staatsſachen die Rede iſt: Die Klubs insbeſondere, wo politiſche Gegenſtände könnten behandelt werden, ſollen mit Konfiskation der Güter der Theilnehmer beſtraft werden; es ſoll verboten ſeyn, über Tags-Neuigkeiten zu reden; alle falſche Gerüchte ſind mit 100 Pfund Buß belegt, oder noch härter angeſehen zu werden; alle Petitionen oder Bittſchriften an die Obrigkeit, die von mehreren Perſonen geſchehen, ſind unterſagt; allen Gemeinden wurde befohlen, nicht Gegenſtände in Berathung zu nehmen, die ſie nichts angehen. Die Verfaſſer oder Verkäufer der Schriften und Bücher, die dem Gehorſam der Obern entgegen ſind, ſollen ins Gefängniß gebracht, und nach Umſtänden mit der Einziehung ihrer Güter be-

ſtraft werden. Beſonders ſoll man auf Poſtillons, Kutſcher und Fuhrleute, acht haben, — die Neuigkeiten verbreiten könnten. Die Militärgewalten ſollen überall der neuen Polizeykommißion im ganzen Lande beyſtehen, und Handreichung thun, und beyde auf das ſtrengſte vigiliren! — Der Terrorismus war alſo vollſtändig etablirt. —

Nie — ſo lange Bern ſtund, waren die Gemüther in einer traurigern Spannung — als während alles dieſes vorgieng: Man ſah die Kriegsanſtalten und traute ihnen nicht; man ſah den hohen Ton. — die Drohungen — man fühlte wohin das führte. — In den Monaten Dezember 1797, Jenner, Hornung, Merz 1798 lag eine ſchwere drükende Ahndung der Dinge, die da kommen ſollten, auf allen Menſchen. — Man ſeufzte und ſchwieg! Dieſe furchtbare Lage, die peinlicher als der Tod iſt — konnte wahrlich nicht lange dauren! Schon heiterte ſich die Luft auf, als die erſten Schrecken des anrükenden Frankenheers vorüber waren; doch hielten die drückenden Einquartirungen noch die Seelen geſpannt, aber doch nicht ſo niedergeworfen, wie vor der Zeit, und während ihrer 3 Monatlichen Erwartung! —

Flüchtung der Güter.

Noch war das Looszeichen zum Krieg nicht gegeben, aber die Anſtalten von beyden Seiten gemacht, als dies die Leute in der ganzen Schweiz, die das mit anſahen, in bange Erwartungen ſtürzte; — die Verwirrung nahm ſchon damals ihren Anfang; man durchlebte angſtvolle Täge und Nächte, man fürchtete nicht nur den äuſſern Feind, ſondern auch Rebellionen von innen, allgemeine Plünderung, Raub, Verbrennung der Städte. — — Dieſe Furcht war nicht ungegründet, wenn man an die geſpannte Lage zurück denkt, daß kein Theil nachgeben wollte, und ausdrücklich Bern erklärte und öffentlich in Druck ausgehen laſſen: — „Lieber unter den Ruinen begraben zu werden!“ —

Man ſah alſo in den Monaten Jenner, Hornung alle Hauptſtraſſen voll Güterwagen; viele giengen nach Deutſchland, einige über Thun ins Oberland, andere in die kleinen Kantone — über den See nach Altorf. — Ganze Kaufmanns-Magazine wurden ſo verſendet, in Ballen und Küſten gepackt, und als die Franken im Merz anka-

men, fanden ſie noch auf den Straſſen von dieſen Karawannen; — die aber nicht geplündert, ſondern als Kaufmannsgüter angegeben und dafür reſpektirt wurden.

Geld und alle Baarſchaften hielt man ſchon einige Jahre genau zuſammen, um wenn es zur Flucht kommen ſollte, vornemlich dies retten zu können, um Mittel des Fortkommens zu haben. Das Gold wurde ſo rar, daß man gerne 9 und 10 Batzen, ja viele bis auf 16 Batzen auf 1 Louisd'or Aufwechſel zahlte.

So ſchlimm es hie und da beym Uebergang an die Franzoſen zugieng, ſo iſt doch nicht der hundertſte Theil geſchehen, was man voraus gefürchtet hat. Man glaubte ſie würden alles rauben und nur Brandſtätte zurück laſſen. Wären die Aufſtände in den kleinen Kantonen nicht geweſen, ſo glaubt jeder Unpartheyiſche, wären die Plagen geſchwinder vorüber gegangen und die Uebel noch zu ertragen geweſen; da wo man ſich mit einiger Vorſicht aber ruhig und ſtill in ſein Schickſal ergab, erhielt man ſein Eigenthum unverſehrt, ſo gut es in dieſen Zeiten nur immer möglich war. —

Blos der häßliche Widerſtand, die Bös-

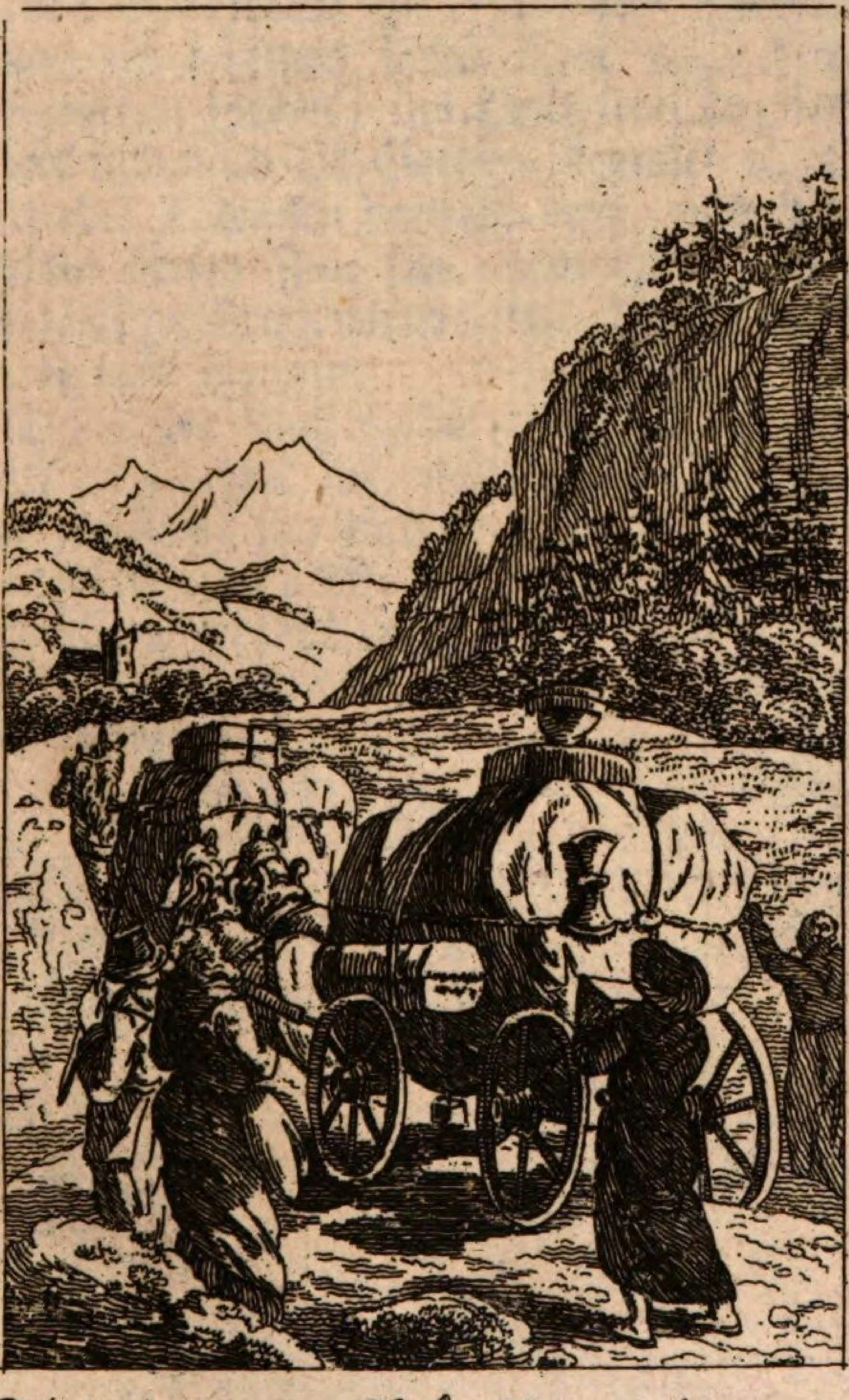
willigkeit, haben unſer Schickſal verſchlimmert und verewigt! —

Flucht der Kloſterpfaffen mit ihren Schätzen.

Dieſe ſahen ihren Sturz voraus, daher ſie bey Zeiten dazu thaten aus den Trümmern das Beſte ſelbſt in Schatten zu bringen. Sie verkauften in den Klöſtern ſeit mehrern Jahren allerley Pretioſa, machten Geld daraus, ihre Weinkeller, die nicht nur voll waren, ſondern Magazinen von groſſen Weinhändlern glichen, wo Fäſſer von ungeheurem Umfang lagen, die man nicht bewegen konnte, ſondern im Keller abzapfen mußte, wo der herrlichſte ausgeſuchteſte immer zurück blieb; — dieſe wurden endlich flüßig — ſie ſollten von ihren kargen Bewahrern nun Preis gegeben werden. Sie verkauften ſeit 2 Jahren ſchon unter dem Preis, weil ſie den Lunten rochen.

Nichts war aber intereſſanter anzuſehen, als die Flucht der Mönche mit ihren Koſtbarkeiten und Schätzen; da ſah man ſie auf offenen Straſſen über den Rhein hin

XXVI



Flucht der Pfaffen aus der Schweiz

auszíehen; *) ſchwer mit Kiſten bepackte Baurenwagen, worauf auch Mönche ſaſſen, und andere giengen neben her, auf jeder Seite; die dienten gleichſam zur Eskortirung; ſie nahmen ihren Weg nach dem kayſerlichen Gebiet, ins Oeſtreichiſche, ins Tyrol und nach St. Gerold, Kempten ꝛc. ꝛc. Wer die Straſſen damals kam, und von weitem dieſen Zug ſah, glaubte es ſeyen militäriſche Transportwagen. Der Anblick zwang zum Lächeln.

Daher die Klöſter, die man ſonſt für ſehr reich hielt, und wo man Schätze zu erheben glaubte, ſich nachher beklagten, auſſer Stand zu ſeyn, die Kriegsſteuern zu bezahlen. Einſiedlen lies nur ein Salzbüchslein mit etwas verrufener ausgeſchliffener Münze zurück. Die Koffers, die goldenen Crucifixe und Silber-Bilder waren alle fort: Die hölzerne Figuren blieben ſtehen — und ſetzten ſie den Mißhandlungen der Feinde Preis! Da ſah man was den Pfaffen am Herzen lag!

---

*) Mir ſelbſt begegnete ein ſolcher Zug gegen Ende Hornungs 1798 nächſt Schaffhauſen.

Mengauds Schreiben an Luzern.

Den 10. Hornung erließ er folgende Aufforderung an dieſen Kanton:

„Das Vollziehungs-Direktorium hege „nie den Gedanken, das Schweizergebiet „mit einem Kriegsheere zu überziehen; die „Bewegungen der Armee, welche dieſe Ge„rüchte veranlaßten, ſind nur eine Folge „der Maßregeln, die man ergreiffen mußte, „um die Anſchläge des Kantons Bern ge„gen die Freyheit des Wadtlandes zu verei„teln. Die verſchiedenen Stände des hel„vetiſchen Staats-Körpers haben ſelbſt die „Nothwendigkeit einer politiſchen Wieder„geburt gefühlt; ſie geſtehen ein, daß ihre „jezige Regierungsform geändert, verbeſ„ſert, und auf den ewigen Grundpfeilern „der Freyheit und Gleichheit neu „erbaut werden müſſe; durch feyerliche „Schlüſſe haben ſie die Wahrheit dieſer „Grundſätze anerkannt; es bleibe ihnen „nichts übrig, als ſolche auch wirklich aus„zuführen. Das fränkiſche Vollziehungs„Directorium rechne ſich's zur Ehre, zu „dieſem heilſamen Zwecke mitzuwirken; „weit entfernt, die Rechte des Schweizer„volks

„volks ſchmälern zu wollen, iſt ſein einzi„ges Verlangen, ihm den vollen Genuß der„ſelben zuzuſichern. Es wünſcht, daß eine „auf die Souverainität des Volks gegrün„dete Verfaſſung an die Stelle der oligar„chiſchen Regierungen trete, welche die „Plane der Feinde Frankreichs ſo ſehr be„günſtigten; und wenn es ferner wünſcht, „daß die Staatsform Helvetiens ſich der „fränkiſchen nähere, ſo geſchieht es in kei„ner andern Abſicht, als um ſich mit Hel„vetien auf das engſte zu verbinden ... „Sobald die verſchiedenen Kantone eine „repräſentativ = demokratiſche Verfaſſung „eingeführt haben werden, wird es die auf „der Schweizergränze verſammelten Trup„pen zurückrufen. Zuvor aber müſſen die „jetzigen Obrigkeiten von Bern und So„lothurn ihre Gewalt niederlegen.“

Frankreich bekämpft mit mehr als einer Art Waffen die Schweiz.

Redekunſt, Verſprechungen, ſchöne Worte, herrliche Plane, entzükende Hoffnungen, liebliche Träume; groſſe prächtige

Ideen; alles was den Geiſt der Menſchen gewinnen kann! Wer noch für die Verbeſſerung der Welt Wünſche nährte und ein gutes Herz hatte — — alle dieſe fanden Nahrung in den Proklamationen der Franken! Was für Ausſichten gaben ſie! aber was ward erfüllt? — Nachwelt du wirſt noch beſſer richten, als wir, die wir der Sache noch zu nahe ſind. —

Aber gewiß iſt, daß dieſe Hülfsmittel den Franken ihre Siege in allen Ländern unendlich erleichterten. Auch in der Schweiz wurden viele tauſend Menſchen dadurch für ſie gewonnen. Alles wird doch hoffentlich nicht täuſchen. Groſze Mißbräuche haben ſie, das iſt unverkennbar, ſchon abgeſchafft, aber ſie hätten mehr thun können; — guten Saamen nachzuſäen, ja das iſt jetzt allein an uns! Aus dem Chaos das Gute zu ſchaffen, das wäre der Menſchheit heilige Pflicht!

Solothurn verkündiget Freyheit.

Den 11. Hornung 1798 machte die alte Obrigkeit zu Stadt und Land bekannt, daß der neue Glaube — Freyheit und Gleichheit, auch in ihrem Kanton an-

genommen ſey. Doch mit Beybehaltung der katholiſchen Religion und der eidgenößiſchen Bünde!

Steffa am Zürcherſee, hält Landsgemeinde.

Den 11. Hornung 1798 vereinigte ſich zu Steffa, wohin ſich von verſchiedenen Gegenden des Züricher Kantons Ausgeſchoſſene begeben hatten, eine zahlreiche Volksverſammlung. Sie waren mit dem Beſchluß des Stadtmagiſtrats nicht zufrieden, daß zu der proviſoriſchen Landesregierung nur überhaupt 56 vom Lande, hingegen aus der Stadt allein 44 Repräſentanten gewählt werden ſollten; — die Volksdeputation zu Steffa beſchloß alſo Sonntags den 11. Hornung einmüthig: daß die proviſoriſche Regierung beſtimmen ſoll, wie ſtark überhaupt der Rath ſeyn ſoll: von dieſer Zahl müſſe nur ein Viertel aus der Stadt, und Dreyviertel von der Landſchaft genommen werden; zugleich beſchloß ſie, daß die Stadt Zürich 1000 Mann Landmiliz als Garniſon einnehme. — Der

Kongreß in Steffa und Meilen ſoll ſo lange beyſammen bleiben, bis alles in der Ordnung ſey. —

Landſtände verſammlen ſich in Zürich.

Den 12. Hornung 1798, Morgens um 9 Uhr verſammelte ſich die Landsgemeinde mit den Stadt-Repräſentanten auf dem Zunftgebäude, die Waage genannt. — Von der Landſchaft waren nicht die Hälfte der nöthig geweſenen Stimmgeber da, hingegen von der Stadt waren ſie vollſtändig. Man konnte alſo nicht berathen. Denn die Hauptheile des Kantons hielten ihre Verſammlung in Steffa. Man bequemte ſich alſo eine Geſandtſchaft von 8 Gliedern nach Steffa an den daſelbſt verſammelten Volks-Kongreß abzuſenden. — Dieſe kamen aber des andern Tags ſehr früh wieder, mit der Antwort: Sie beharren auf ihrem Entſchluß: Landgarniſon in Zürich. —

Die unvollſtändige Landesverſammlung in der Stadt Zürich gieng alſo auseinander. —

Nun publicirte der Magiſtrat aufs Neue: Man willige ein, daß drey Viertheile vom Land, und nur 1 Viertel von der Stadt, Beyſitzer seyn ſollten; daß die Gemeinden nun wählen könnten, und ihre Abgeordnete nach Zürich ſenden ſollen.“

Mittwochs den 21. Hornung ward nun die erſte Landeskommißion zu Konſtaffel verſammelt; — als aber in der dritten Sitzung es um einen Eid zu thun war, ſo ſtimmten 83 nicht für die vorgeſchriebene Formel, 89 ſtimmten aber dafür; da es nun die Mehrheit um 6 Stimmen hatte — ſo dekretirte man den Eid — welches aber die andere ſo mißmuthig machte, daß ſie die Verſammlung und die Stadt verlieſſen. Zwey Tage darauf erſchienen eine Menge Bauern zum Theil bewaffnet — und begehrten, daß dieſer Eid nicht gefordert werden ſoll.

Der Merkwürdigkeit wegen, ſetze ich dieſe vorgeſchriebene Eidsformul, wie man ſie in Zürich beſchworen haben wollte, hieher: „Ihr ſollt ſchwören, ohne Einwirkung fremder Gewalt, eine Staatsverfaſſung zu entwerfen, welcher Religion und Tugend zur Grundlage dienen,

„und wodurch die Freyheit und Gleich=
„heit des Staats und bürgerlichen Rech=
„te — mithin die Souveränität des Volks
„feſtgeſetzt werden ſoll; bey der wir unab=
„hängige Schweizer=Eidgenoſſen
„bleiben; u. ſ. w.“

In einem ſchon ſo weit gediehenen Re=
volutions=Zuſtande kam ein Schwur: „Oh=
ne Einwirkung fremder Macht —
viel zu ſpät; ſo ſagten die Mehreſten: Die
Franken ſind ja ſchon auf Schweizerboden.
Hören wir nicht, daß ſchon eine neue Schwei=
zer Konſtitution — gemacht iſt?“ — Wir
ſchwören alſo falſch: alſo wollen wir als
redliche Männer nicht ſchwören!

Mengauds letzte Forderung an Bern. 11. Hornung 1798.

Die alte Obrigkeit ſoll abdanken, und
der geheime Rath ſogleich unterdrückt wer=
den; — daß die Preßfreyheit eingeführt;
daß die wegen fränkiſchen Revolutionsgrund=
ſätzen Verhafteten, oder die ſich der bishe=
rigen Regierung entgegen geſezt, nicht nur
frey gelaſſen, ſondern anſtändig entſchädi=
get werden ſollen; daß inzwiſchen ein provi=

foriſcher Volks-Rath ernannt werde, der aber keinen der gegenwärtig regierenden Herren in ſich ſchlieſſen müſſe. —

Bern antwortete, es könne in dieſe Punkte nicht eintreten, da dies nichts als Verwirrung bewirken würde. Lediglich bleibe es bey der einſtweiligen Verfaſſung, die den 3. Hornung dekretirt worden.

Gegen-Antrag an Obergeneral Brüne von den Bernern zu Petterlingen.

Sie ſchlugen vor: die Franken ſollten das Wadtland und das Erguel räumen; 12 Stunden weit von den Gränzen ſich entfernen; daß man an die Schweiz weder Geld noch Mannſchaft fordere; daß jeder Kanton ſich ſelbſt eine Regierungs-Abänderung geben könne, wie jeder für gut finde, ohne die Einmengung einer fremden Macht. — Hier gilt Friedrichs des Groſſen Wort: „Wer alles erhalten will, behält zuletzt nichts.“

Die Deputirten vom Lande, die in der damaligen Regierung mit ſaſſen, waren

mehrentheils ſo gewählt, daß ſie eher als Anhänger der alten Verfaſſung als Vermittler in dem Streit hätten angeſehen werden können. — Auch mußten ſie alle bey ihrem Empfang gleich einen ſolchen Eid ablegen — der wenig Abänderung zuließ.

Basler Deputation kommt vor den Rath in Bern, findet aber kein Gehör.

Den 21. Hornung 1798. Unter den ſchrecklichſten Ausſichten, verſuchten es die Basler — die von allem am beſten unterrichtet ſeyn konnten — die Berner auf andere Gedanken zu bringen, und der Schweiz den Krieg zu erſparen. — Den 21. Hornung 1798 kamen nebſt einigen Schaffhauſern, 3 Ausgeſchoſſene der neuen Nationalverſammlung von Baſel auf das Rathhaus in Bern; einer derſelben war der beſcheidene und kluge Lucas Legrand; — ſie ſprachen mit Eifer und Ernſt und baten den Zeiten und dem Drang der Umſtände ein Opfer zu bringen, und dem Vaterland einen Krieg zu erſparen, der zerſtörend wer-

den müſſe: Die Annahme der Konſtitution ſey das Brett, worauf man ſich in dieſer Gefahr retten könne; es ſey Pflicht, da jezt alles dazu geſtimmt, und auch der Bürgerkrieg ſonſt vor der Thüre ſey; — längeres Beharren ſey wirklich das Vaterland Preis geben.“ — Aber umſonſt war dieſe Stimme der Freunde — umſonſt der warnende ſchreckende Anblick des ſchon auf helvetiſchem Boden ſtehenden Heeres! — Schultheiß Steiger von Bern ſtand immer an der Spitze der Unbeweglichen!

Berns Militär-Aufgebot.
Nach den offiziellen Bulletins.

Den 10. Hornung 1798 machte man in Bern bekannt: Die Nähe der franzöſiſchen Truppen, die ſich zu vermehren ſcheinen, macht auch die Verſtärkung der hierſeitigen Vertheidigungs-Anſtalten nothwendig; daher das Nachrücken mehrerer Bataillons auf Murten und dortige Gegenden. Eben da befindet ſich jetzt auch der Chef unſerer Truppen, Herr General-Major von Erlach. Aeuſſerſt willig und muthvoll iſt die ſämmtliche Mannſchaft, und auch die Be-

wohner der Stadt und des Amtes Murten, beſonders die ſogenannten Hupper ſind zu kräftiger Unterſtützung bereit. Alte und Junge, Männer und Weiber haben ſich bewaffnet; alles will dem Feinde ſich entgegen ſtellen; und wer von ihnen nicht Feuergewehre hat, der iſt mit an Stangen feſtgemachten Senſen oder andern Mordinſtrumenten hinlänglich verſehen. So rüſten ſich auch in andern Gegenden die zurückgelaſſenen Landleute, ſämmtlich feſt entſchloſſen, den eindringenden Feind tüchtig abzuweiſen, und ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder bis auf das äuſſerſte zu vertheidigen. Zu gleicher Vertheidigung unſerer vaterländiſchen Gränzen vereinigen ſich auch mit uns unſere theuern Eidgenoſſen. Von den vier älteſten derſelben iſt bereits die frohe Zuſicherung eingelangt, daß ſie ihre Hülfstruppen zum Abmarſche beordert haben, ſo daß man ſie täglich auf unſern Gränzen erwarten ſoll. Und ſo wie ſie ihren bedrängten Verbündeten von Bern, Freyburg und Solothurn mit thätlicher Hülfe herbeyeilen, ſo iſt nach gleicher Bundespflicht auch ein hieſiges Bataillon auf Freyburg vorgerückt, welche Stadt die dortigen Bürger, in Verbindung mit ihren getreuen alten

deutſchen Landleuten, gegen die Franzoſen und ihre abtrünnigen welſchen Angehörigen, zu vertheidigen feſt entſchloſſen ſind.

Ungeachtet aller Vertheidigungs=Anſtalten wird jedoch kein Mittel unverſucht gelaſſen, das uns die Beybehaltung des Friedens verſchaffen könnte. Beſonders thätig haben ſich hierin die zu Arau verſammelt geweſenen, jetzt aber aus einander gegangenen eidgenößiſchen Geſandten gezeigt. Und eben ſo haben auch zwey der zu Bern anweſenden eidgenößiſchen Herren Repräſentanten ſich auf Murten begeben, um mit der franzöſiſchen Generalität in Unterhandlungen zu treten. —

Im Unter=Aergäu hingegen hat ein politiſcher Schwindelgeiſt die Gemüther verwirrt. Wirklich haben einzelne Städte ſich geweigert, der bewaffneten Mannſchaft den Eintritt zu geſtatten, und die Einwohner anderer Städte und Dorfſchaften haben ſich nicht entſchlieſſen dürfen, dem obrigkeitlichen Befehl zu Folge zum Gewehr zu greifen und auszumarſchiren. Doch an den meiſten Orten kam alles gar bald von dieſer Verirrung zurück. Nur in Arau, wo ſich ein revolutionaires Comitte' an die Stelle der Magiſtratur geſetzt hat, ſcheint ſie tiefere Wur=

zel gefaßt zu haben. Es iſt aber zu hoffen, daß die obrigkeitlich anbefohlene Anwendung gütlicher Mittel, oder aber widrigen Falls der Gebrauch militäriſcher Gewalt, auch dieſe Stadt zur Ordnung und zum Gehorſam zurückbringen werde. So viel für heute!

Bern den 12. Hornung 1798. Unausgeſetzt werden die Kriegs-Anſtalten mit aller Anſtrengung betrieben. Aus einigen Gegenden ſind ſogar die Stamm-Compagnien ausmarſchirt. Alle Gränzen werden beſetzt, nicht nur die um Murten (wo die Franzoſen die Räumung vom Grain verlangten, aber abſchlägige Antwort erhielten), und die Gegend des ehmaligen Bisthums Baſel; ſondern auch die gegen Aelen. Auch in dem obern Aergäu ſtehet zur Unterſtützung der Stadt und des Cantons Solothurn ein beträchtliches Berneriſches Truppen-Corps. Selbſt viele Wadtländer, ihrer rechtmäßigen Regierung getreu, haben zu Vertheidigung der guten Sache ihrer Obrigkeit die Waffen ergriffen, um ſich den Franzoſen und ihren eigenen verirrten Brüdern zu widerſetzen. So mehrere Berggemeinden des

Amtes Iferten; ſo die Bewohner des gebirgigten Theils des Amtes Aelen, dieſe unter Anführung ihres würdigen und von ihnen mit Recht geſchätzten obrigkeitlichen Amtmanns; ſo endlich eine beträchtliche Anzahl einzelner Wadtländer, die nach Bern eilten, unter unſern Truppen zu fechten, von welchen aber ſehr viele wieder nach Haus geſchickt worden, mit der Weiſung, ſich lieber in die Umſtände zu fügen, und der Zeit abzuwarten. Die Zurückgebliebenen hat man in ein beſonderes Korps eingetheilt. Ihre Anhänglichkeit verdient Dank und Unterſtützung. Auch hat die Regierung zu Beſtreitung ihrer mancherley Bedürfniſſe eine beträchtliche Summe Geldes ausgeſetzt. Mit unſern eigenen Truppen haben ſich jetzt auch die Zürcherſchen Hülfstruppen vereinigt, wovon die erſte Abtheilung den 11. Febr., und Tags darauf die zweyte in Bern eingetroffen iſt; die übrigen Abtheilungen dieſes L. Standes ſollen unverzüglich nachkommen. Mit denſelben werden auch eintreffen, die Hülfstruppen der L. Stände Luzern, Uri, Schwyz und Glarus. Bald alſo werden die Fahnen der mehrern, und namentlich aller gröſſern Cantone bey einander wehen; und ſo wird unſere Waf-

fenrüſtung mit nächſtem national werden, und ein eidgenößiſches Anſehen gewinnen. In kurzem erwartet man auch den verdienſtvollen und rühmlichſt bekannten kayſerl. königlichen General-Feldmarſchall-Lieutenant von Hotze, einen gebornen Züricher, der es ſich zur Ehre rechnet, ſeinem Vaterlande zu dienen.

Bern den 20. Horn. 1798. Die Sache wird immer ernſthafter betrieben; man arbeitet ſtets an einer beſſern Bildung der verſchiedenen Korps, um Zuſammenhang und Uebereinſtimmung zu vermehren. So herrſcht auch zwiſchen Bern und den L. Ständen Freyburg und Solothurn das gleiche Einverſtändniß, um die wechſelſeitige Vertheidigung ihrer Grenzen nach einem gemeinſchaftlichen Plan zu bewirken. Dem Fürſtenthum Neuenburg hingegen hat General Brune, im Fall ſie ſich ſtill verhalten, die Neutralität zugeſichert, die auch von ihnen angenommen worden iſt.

Von faſt allen L. Ständen ſind die angekündigten Hülfstruppen wirklich angekommen, und ſchon ſeit mehrern Tagen befinden ſich die Züricher in den Aemtern Erlach

und St. Johanſen. Nach ihnen ſind die Hilfstruppen von Luzern die zahlreichſten; auf ſie folgen die der L. Stände Schwyz, Uri, Glarus, Unterwalden, Appenzell, und die der Stadt St. Gallen. Es iſt wirklich rührend zu ſehen, mit welch gutem Willen und feſten Muth, ja mit wie viel Entſchloſſenheit und Biederſinn dieſe treuen Verbündeten uns zueilen. Noch zeigen ſich alſo die Schweizer wie zu der Väter Zeiten, als Glieder einer Familie; das allgemeine Intereſſe hebt die Verſchiedenheit der Cantone auf, und ſie erſcheinen alle vereinigt, als Brüder eines Volks.

28. Hornung. Ihrer Natur nach können die Kriegsanſtalten in ihrem Detail nicht bekannt gemacht werden. Niemand wird ja von uns weder Stärke der ganzen Armee, noch weniger die der verſchiedenen Truppenkorps fordern. Unſtreitig iſt doch die Zahl gröſſer, als man ſie nicht vermuthet. Da nun aber keine weſentlichen Veränderungen vorgefallen ſind, ſo haben wir auch von daher nichts anzuzeigen. Wir bemerken bloß, daß Herr Generalmajor von Erlach ſein Hauptquartier von Murten auf Aarberg verlegt hat, von wo aus er das Ganze weit beſſer überſehen kann. Auf

ſeine mündlich gethane Einfrage, wie er ſich zu verhalten habe, wenn der 14tägige Waffenſtillſtand fruchtlos zu Ende ſeyn werde, iſt ihm die uneingeſchränkte Vollmacht ertheilt worden, alle diejenigen Maaßregeln zu nehmen, die er nach ſeinem Eyde und Pflicht, zum Heil und zur Rettung des Vaterlandes nöthig finden werde; ſo wie er auch zu gleichem bevollmächtigt worden iſt, wenn während der Dauer des Waffenſtillſtandes, von dem Feinde etwas tentirt werden ſollte, ſo demſelben zuwider wäre. Dieſer wichtige Beſchluß ward in einer ſehr zahlreichen und wegen des allgemein geäuſſerten reinſten Patriotismus wahrhaft rührenden Verſammlung ganz einmüthig genommen. Es ſind auch die Herren Ausgeſchoſſene nicht bloß der Meynung beygetretten, ſondern weit aus die meiſten haben ſich namentlich darüber erklärt und laut dazu abgeſtimmt. (Vor dem Rath der 200 den 26. Hornung.)

*) (Hingegen ſchrieb damals Hr. Willading, Berner Obriſt, der zu Murten poſtirt ſtund, über die Kriegsanſtalten: „Wir ſind in einer ſonderbaren Lage. — Hier ſtehen wir mit 6 Bataillons, drey Kompagnien Dragoner, und drey Kompagnien

Karabinier mit etwas Artillerie. Wir ſollen die Vorwacht vorſtellen; aber anſtatt einer Armee hinter uns — iſt nichts — — mehr. Der wichtige Poſten von Gümminen, iſt durch eine Kompagnie erbärmlicher Infanteriſten, und etwa 10 Kanonen ohne Kanoniers, bewacht. — Wenn ich in Bern dem Kriegsrath vortrage, daß um Bern zu decken 8 bis 10000 Mann da nöthig wären, ſo antwortet man — wo nehmen? Alſo ohne Truppen will man es wagen den Krieg zu führen! — Sie ſehen, wohin das uns bringen wird.")

Von General Brune iſt über die ihm in Petterlingen überreichte Note, keine Antwort eingelangt; hingegen aber die beſtimmte Einladung an die hieſigen Herren Bevollmächtigten gekommen, ſich auf den 27. wieder an gleichem Orte einzufinden, da er dann mit gehöriger Vollmacht verſehen (ein Punkt, den man in Baſel ſtets noch in Zweifel ziehen wollte) eben auch eintreffen werde. Wirklich reiſen auch unſere Herren Geſandten wieder dahin ab. Es iſt indeſſen merkwürdig, daß dieſe Einladung vom General Brüne eben zur Zeit ankam, als man dem Herrn von Erlach,

etwa eine Stunde zuvor die im erſten Artikel angekündigte Vollmacht zuerkannt hatte. (Vor dem Rath der 200. 26. Hornung.)

Waffenſtillſtand mit Gen. Brüne zu Petterlingen geſchloſſen.

Den 15. Hornung 1798. General Brüne hatte mit den Bernern einen 14tägigen Waffenſtillſtand geſchloſſen; das war zu Petterlingen den 15. Hornung; den 1. Merz, Abends um 10 Uhr, war alſo dieſer Waffenſtillſtand nach beyderſeitiger Abrede abgelaufen, und die Feindſeligkeiten ſollten alsdann, wenn nicht Friede geſchloſſen, angehen. Es kamen zwar ganz nahe vor Ablauf der Zeit, neue Abgeſandte von Bern zu Brüne, die um 24 oder 36 Stunden Verlängerung baten — es ward aber nicht erfüllt; doch hielten ſie noch nebſt Statthalter Wyß von Zürich eine lange Unterredung mit Brüne zu Petterlingen; ſie dauerte bis in die ſpäte Nacht, faſt bis um 2 Uhr früh, wo er endlich ganz ermüdet, ſich entfernte; indeſſen aber Freyburg und Solothurn angegriffen, und Morgens um 10 Uhr ſchon erobert waren. —

Obriſt Groß, welcher zu Nidau kommandirte, hat gleichfalls den 1. Merz dem General Schauenburg, der zu Biel war, ſagen laſſen: der Waffenſtillſtand gehe um 10 Uhr in der Nacht zu Ende, und daß er Ordre habe, in der Nacht anzugreifen; und daß er die franzöſiſchen Vorpoſten, die am äuſſerſten Rande an 3 Orten des Grabens vom Schloß Nidau ſtunden, und gerade unter der Mündung der Kanonen; etwas zurückziehen ſollte, weil man auſſerdem mit keinem Mann aus Nidau kommen konnte, ohne von dieſen Poſten bemerkt zu werden. Die Franzoſen zogen ſich zurück.

General von Erlach erhält Befehl nach Verfluß des Waffenſtillſtandes anzugreifen.

Dieſer General erſchien den 26. Hornung unvermuthet, auf eigenen Trieb, und in Begleit von vielen Berner Offizieren, in der Rathsverſammlung zu Bern, wohin er von Murten über Arberg gereist war, und begehrte Vollmacht alles zu verfügen, was die Rettung des Vaterlandes erheiſche. — Dieſe unumſchränkte Gewalt —

ſagte er — iſt mir nöthig, um die groſſe Gefahr, die über uns ſchwebt, abzuwenden, da die fränkiſche Armee immer ſtärker anwächst. — Der Rath der 200 hörte dieſe Kraftäuſſerung mit groſſem Wohlgefallen an, und dekretirte einhellig: — Die unumſchränkte Gewalt alles zu verfügen, um nach dem Waffenſtillſtandstermin — ſogleich anzugreifen.

Zwey Tag darauf aber gieng ihm die Nachricht zu, erſt anzugreifen, wenn die neue Unterhandlungen in Petterlingen zu Ende gehen oder abgebrochen werden ſollten. Dieſe Kontreordre machte General Erlachs Diſpoſitionen alle wankend. —

Unterhandlungen mit Brüne während dem 14tägigen Waffenſtillſtand.

Brüne erklärte den Berneriſchen Abgeſandten (vom 15. bis 17. Febr.) in Petterlingen, die fränkiſchen Truppen würden nicht zurückziehen, bevor nicht die Schweiz eine andere Verfaſſung habe; er bewilligte, die 14 Tage zu einem Stillſtand, um indeſſen nach Paris ſchreiben zu können, wo-

hin auch die Berner ſich zu wenden hätten. Abzuziehen, Abzudanken war alſo was die Franken durchaus von der Ariſtokratie von Bern, Freyburg und Solothurn begehrten: Daher ſchrieb auch das Pariſer Direktorium an den Kanton Luzern — daß ſie gutwillig dies thun mögen, damit man geſchwinder zum Ziel komme. Der Antrag, ſo der General ſein Ultimatum nannte, und welches er den zu ihm nach Petterlingen geſandten Berner Deputirten den 27. Hornung übergab, folgt unten.

Dieſes wichtige Ultimatum, welches der Sache der Freyheit ſo erſprießlich hätte werden können; ſollte aber in 36 Stunden ratificirt, ohne weiters angenommen ſeyn; ſtatt deſſen machte Bern noch Gegenforderungen; wo jede kleine oder größere Einwendung ſo äuſſerſt gefährlich und die höchſte Eile nöthig war: Und von Frankreich und von Brüne, nach ſeinem feſten Karakter — war gewiß kein Jota von dem Ultimatum abzuweichen, zu erwarten. — Bern ſagte, und ſchlug vor: Man werde innerhalb Monatsfriſt vom Zurückziehen der beyderſeitigen Truppen an gerechnet, die Urverſammlungen berufen; mit aller Beſchleunigung wer-

de man über die Form einer in den Verſammlungen feſtzuſetzenden Staatsverfaſſung ohne fremde Einmiſchung — ſich einverſtehen; u. ſ. w. ꝛc. ꝛc.

Die Worte: ohne fremde Einmiſchung, mißfielen dem General Brüne ſehr. Er ſagte den Abgeſandten: „Das zeigt ein Mißtrauen gegen Frankreich.

General Brünes Ultimatum und Anfang des Kriegs.

Es ſtund nochmals darinn: 1. Daß ohne einigen Verzug — auf der Stelle — die gegenwärtig beſtehende Regierung in Bern ihre Staatsgewalt in die Hände einer ſogleich niederzuſetzenden proviſoriſchen Regierung ablegen ſoll. 2. Die künftige Staatsverfaſſung ſey gänzlich nach den Grundſätzen der Freyheit und Gleichheit einzurichten. 3. Alle wegen ihrer politiſchen Meynungen Verhafteten, ſollten losgelaſſen werden. 4. Entlaſſung (licencier) aller Schweizer Hülfstruppen und der bewaffneten Militz.

Wenn dieſe Bedingungen erfüllt ſeyen, werden ſich die Franken auch zurückziehen;

und Frankreich nur Truppen ſtellen, die von der neuen Regierung ſelbſt könnten zur Hülfe gefordert werden. Zur Entſchlieſſung gab er 36 Stunden Zeit, der Termin war den 1. Merz, Nachts um 10 Uhr verfloſſen.

Den 1. Merz früh wurde über dieſes Ultimatum berathſchlaget, man wollte es mit einigen Modifikationen annehmen; und ließ es dem General Brüne melden; daß noch den gleichen Abend Abgeordnete von der Regierung bey ihm anlangen würden.

Die Abgeordneten kamen ſehr ſpät in Petterlingen an; der Augenblick, wo die Feindſeligkeiten angeſagt waren, war faſt vollſtändig da: ob es gleich noch nicht 10 Uhr geſchlagen hatte. Man ſprach noch die ganze Nacht. — Ueber dieſen neuen Unterhandlungen waren die Stunden nun völlig abgelaufen; es war 2 Uhr Morgens und die Armeen ſchon überall in Bewegung! — Brüne trennte ſich von den Abgeſandten, mit den Worten: „Er ſey müde, und wolle jezt ein wenig ſchlafen gehen.“

Die Geſandten reisten über Arberg zurück, und hielten daſelbſt Unterredung mit dem kommandirenden Berner Ober-General, der Tags vorher den Befehl erhielt, die Feindſeligkeiten nicht anzufangen; doch nach der erſten beſtimmten höhern Ordonnanz hatte ſchon der Obriſt Groß ſich ſchlagfertig gemacht, aus Nidau, dem General Schauenburg ankündigen laſſen, daß er in der Nacht, laut dem geſchloſſenen Termin — angreifen würde." —

Sobald die Kontre-Ordre nach kam, ließ der Obriſt Groß es freylich auch dem General Schauenburg wiſſen, aber letzterer antwortete ganz kurz: „Er halte ſich an ſeine erſte Anzeige." —

Vaterländiſche Meynung.

Man hätte den General Brüne ganz ſtrikte — durchaus beym Wort nehmen ſollen; dann hätten die Franken nie ſo demüthigende Forderungen, als man von Beſiegten zu machen berechtiget iſt, machen können; die Franken würden auch die Schwächen die man beym Schlagen offenbar geben mußte, nicht ſo eingeſehen haben, alſo noch Achtung behalten

halten haben. — Vielleicht hätten ſelbſt die Ariſtokraten ſich noch eine gute Retirade aus den Trümmern ihrer Rechte hinten nach ausbedingen können!

Auf einen kräftigen Widerſtand konnten ſie bey der Stimmung, die ſchon unter den Kantonen war, ohnehin nicht zählen. Nachgeben deuchte dem geſunden Menſchenverſtand wäre die beſte Politik geweſen. Die Nationalſchätze und Zeughäuſer hätten die Franzoſen dann doch nicht antaſten dürfen, ohne ſich vor aller Welt zu proſtituiren. —

Bern will ſich ſelbſt eine Konſtitution geben.

Den 27. Hornung 1798 ſetzte nun die Regierung von Bern eine Kommißion von 14 Gliedern nieder, um eine neue Konſtitution für den Kanton Bern zu entwerfen. Es waren dabey einige Landvögte, einige Regierungsglieder, zwey Advokaten, und drey Landleute. In ihrer Ankündigung ſagten ſie, daß ihr Zweck dahin gehe: Den Berneriſchen Angehörigen nicht blos bürgerliche Freyheit und Rechtsgleichheit, die man bisher im vollen Maaß genoſſen, ſon-

O

dern auch politiſche Freyheit und politiſche Rechtsgleichheit geben wolle; daß alſo jeder Stadt- und Landeinwohner zu allen Stellen der Regierung gelangen könne.“ —

Die Berner Regierung tritt ab.

Den 4ten März dankte die vorige Regierung, Klein- und Großräthe ab, und überließ die Führung der Geſchäfte einer proviſoriſchen Regierung. Der vormalige kleine Rath, ward jezt Regierungs-Comite', der geheime Rath, eine Kommiſſion der auswärtigen Angelegenheiten, der Kriegsrath, eine Militär-Kommißion genannt. Die Unterbeamten wurden aber aufgefordert, jeder an ſeiner Stelle zu verbleiben, und ihre bisherigen Geſchäfte zu Stadt und Land fortzuſetzen.

Berns Nachhall.

Der in der Schweiz anſehnliche Freyſtaat Bern tritt nun in ſeine Todesgruft, nachdem er vor 600 Jahren wie ein kleiner Bach entſprungen, erſt nur aus einer ſehr

kleinen Stadt und wenigen Dörfern beſtanden, im Fortgang der Zeit durch alle benachbarten Herrſchaften und Städte angewachſen, bis er in ſeiner vollen Kraft, in der Mitte ſeiner Exiſtenz, vor faſt 300 Jahren ſeine Macht ganz entwickelte, und durch die Reformation auch das Wadtland an ſich gezogen hat. Mancher große Mann iſt in dieſer Zeit hier aufgetreten, der als Patriot Ruhm verdient, von deren Familien wenige Sproſſen noch übrig waren. Durch Glück und bey einer preiswürdigen Sparſamkeit und Klugheit, auch darauf genoſſenen langen Frieden, haben ſie einen Staat gegründet, der der ganzen Schweiz ihre Haltung und Centralkraft gab; und 280 Jahre Ruhe, haben den Flor des Landes befeſtiget. Aber — wie überall bey einzelnen Menſchen, wie bey ganzen Staaten, Reichthum und Glück endlich zur Sicherheit und Uebermuth hinführen, ſo ſetzte dieſer giftige Wurm auch dieſer ſchönen Republik zu, — der Staatskörper litt ſchon einzelne Erſchütterungen davon; Klagen ertönten ſchon laut hie und da; aber der mächtige Anſtoß mußte von Auſſen kommen, der ſeine Zerſtörung bewirkte. Durch Frankreichs Forderungen aufgebracht, rüſte-

te ſich dieſe ſo kleine Republik zum Krieg! zum Krieg gegen Frankreich! Dieſes übermäßige Gefühl von noch vermeinter Kraft, brachte die völlige Umwälzung des Staates hervor. —

Der Charakter der Republik war in ruhigen Zeiten und im Mittelpunkt ihres Flors: Kraft und Treue. Erſt ſpäter ſprach man von Berner Stolz und Magnificence. — Reichthümer machten ſie unpopular — herrſchend durch Gewalt. — Das Land wurde mit Prachtgebäuden angefüllt. Glanz war, wo man gieng und ſtund. — Aber Neid und Eiferſucht erwachten in gleichem Maaſſe! Und die Zeitübel — Luxus — der ſich auch den Partikularen mittheilte, vollendete die Anmaſſungen, den Herrengeiſt, und die Verweichlichung nahm in allen Klaſſen zu.

Vor 10 Jahren ahndete das Schweizer-Bürger-Journal den nahen Fall: „Merkts euch, meine Freunde — ſchon manche Republik nahm einen herrlichen Anfang; ſie ſtand ſchön und groß — und fiel wieder; und die noch ſtehen — altern oder haben ſich ſchon modifizirt, und viele werden noch fallen. Warum? Muth, Biederſinn und Tapferkeit waren die Eigenſchaften ih-

Schauenburg.

rer erſten Bürger; dieſe erkämpften ſich die Freyheit mit ihrem Blute, daraus entſprang für ſie Hochachtung, und Hochachtung gab ihnen Ruhe. — Man legte die Waffen aus der Hand; Freyheit erwarb Reichthum, Reichthum gebahr Weichlichkeit, (Luxus); und Weichlichkeit ſtürzte Griechenland, ſtürzte Rom — und wird immer ſtürzen.

Die Franken rücken überall vor. Der Krieg geht raſch zum Ziel.

Als die Konferenzen in Petterlingen keinen Erfolg hatten, nahm die franzöſiſche Armee ihre Kriegsſtellungen ein; um Bern, Freyburg und Solothurn anzugreifen. Am 1ten Merz gab man ſich die Nachricht, daß die Feindſeligkeiten um 10 Uhr des Nachts ihren Anfang nehmen würden. Schon des andern Tags, (2. Merz) ſtund General Schauenburg mit 17 tauſend Mann bey Nidau, Büren und in Solothurn ſelbſt. Am gleichen Tag kam von der andern Seite General Brüne in Freyburg an. Seine Armee beſtund etwa aus 12000 Mann, die ſich über Freyburg, Murten,

Arberg ausbreitete. Es war 3 Uhr Morgens, als die Vorpoſten fochten, und wenige Stunden darauf waren Solothurn und Freyburg, faſt zu gleicher Zeit eingenommen! Der Landſturm gieng, dies erſchreckte aber die Franken nicht. Als die Gegend von Freyburg voll Bauren war, feuerte man einige Kartätſchenſchüſſe ab, und warf in die Stadt einige Haubitzgranaten; dies war hinlänglich, mit Hülfe der leichten Truppen, die den Angriff unterſtützten, daß die Leute die Flucht nahmen, und die Stadt kapitulirte. Die Berner Miliz ſo daſelbſt lag, zog ſich nach Neuenecк. Bey Freyburg ſollen 200 Schweizer tod geblieben ſeyn; bey Lengnau, Büren und Solothurn war der Verluſt gleich ſtark.

Den 3ten Merz brachte man mit neuen Diſpoſitionen zu: man detachirte Truppen hin und her.

Am 4ten Merz gegen Abend, ſtund der General Rampon (von Brünes Armee) bey Gümminen, (3 Stunden von Bern.) Hier iſt ein Berg und Felſenloch, das kaum für Truppen mit Geſchütz zu paßiren iſt. Nichtsdeſtoweniger ſtellten ſich hier die Franken ins Angeſicht der Berner, die ſich hier verſchanzt hielten. Von Laupen rückten die

Feinde näher herzu, und ſie wären ohne weiters unſern Leuten in den Rücken gefallen, wenn ſie ſich nicht ſchleunig näher gegen Bern zurückgezogen hätten; denn im gleichen Augenblick kamen die Franken von Freyburg bey der Senſenbrück hervor; der General Pigeon ſollte ſich den Uebergang bey Neueneck freymachen.

Am 5ten Merz, Morgens 4 Uhr, waren die Franken im hitzigſten Gefecht bey Neueneck. — Man ſchlug ſich 3 Stunden lang, mit abwechſelndem Glück; die Schweizer verlohren ungefehr 400 Todte, und viele wurden Kriegsgefangene, die man meiſtens auf Freyburg führte, viele aber losgab. Die Franken hatten von ihren Leuten viele Bleßirte und mehrere Todte. Das Gefecht fieng däſelbſt gegen Mittag aufs neue an.

Eben da das erſte Gefecht zu Neueneck am hitzigſten war, drang General Schauenburg (Morgens 6 Uhr) bey Fraubrunn durch; ſchlug ſich mit den Bernern im Grauholz und auf dem Wege bis vor die Thore von Bern. Zum Glück ward noch in gröſter Eile eine Kapitulation abgeſchloſſen, ſonſt würde die Stadt ſelbſt durch eine gewaltſame Eroberung unendlich gelitten

haben. Die Feuermörſer der Franken ſtunden ſchon bereit, ſie zu beſchieſſen.

Um 1 Uhr Mittags war die ganze Stadt voll franzöſiſcher Truppen. Mehrere franzöſiſche Huſaren ritten den Altenberg herunter, einige ſchwammen über die Aare — eilten gegen das obere Thor; eine andere Schwadron drang zum untern Thor in die Stadt ein, ritt im Galopp die Gaſſen hinauf, und entwaffneten alles, was noch bewaffnet auf Poſten ſtund.

Die proviſoriſche Regierung erließ ſogleich nach der Einnahme von Bern (5. Merz) eine Ermahnung an das ganze Land die Waffen abzulegen; und ſich gegen die franzöſiſchen Truppen wohl zu betragen; ſie ſetzte die Todesſtrafe darauf, wenn irgend Mißhandlungen vorgehen ſollten, indem die Franken viele Schweizer-Kriegsgefangene gemacht, die mit ihrem Leben dafür haften mußten, daß keine Feindſeligkeiten weiter vorfallen ſollten. Ueberall eilten nun die Leute nach Hauſe; und die meiſten Kriegsgefangene wurden ebenfalls heimgeſchickt. Der Krieg hatte alſo in 4 Tagen ein Ende.

Schauenburgs Einmarſch in die Schweiz über den Jura.

Proviſoriſche Regierung.

Die vormalige ariſtokratiſche Regierung legte ihre Aemter nieder, Sonntags den 4ten Merz, Morgens 6 Uhr. An ihre Stelle kam die einſtweilige Regierungsverfaſſung, von 104 Gliedern und einem Präſidenten. Die Ausgeſchoſſenen zu Stadt und Land (an der Zahl 52) die ſchon ſeit 5 Wochen mit in der Regierung ſaſſen, waren hier die voraus aufgenommenen Glieder; die neue Wahl betraf alſo noch 53, die alle aus dem Mittel der ehemaligen Standesglieder genommen wurden. Das Dekret hierüber nebſt dem Namen-Verzeichniß iſt gedruckt.

Schauenburg greift an. Gefecht bey Lengnau. Einzug in Solothurn.

Vom Jura herunter kamen die Schaaren der Franken etwa 15000 Mann ſtark. — Die Berner und Züricher Truppen ſtanden im halben Mond da herum, von Nidau — Büren, bis hinauf nach Solothurn, und

Herzogenbuchſee — wo die Reſerve-Artillerie ſtund; — die Vorpoſten der Berner reichten bis Lengnau, hart an das franzöſiſche Gebiet, am Rücken vom Jura. — Etwa 2 Stunden davon war Schauenburgs Hauptquartier, der ſeit einigen Tagen zu Biel angekommen war. — Das Hauptkorps der Franken ſtund oben am Berg bey Reuchenette, es zog den Berg herunter als der Angriff in der Nacht vom 1. auf den 2. Merz geſchehen ſollte; die Vorpoſten der Franken, ſo lange der Waffenſtillſtand dauerte, ſah man bey Reuben, Lengnau und Nidau. Am Abend vor dem Angriff zogen ſie ſich zurück; gegen 4 Uhr Morgens ward das Dorf Lengnau erſt ganz ſtill von franzöſiſchen Jägern umzingelt; gleich darauf von allen Seiten mit allen Arten Waffen angegriffen; der Kanonendonner brüllte, Infanterie und Kavallerie eroberten ſogleich die Berner Kanonen; hieben die Mannſchaft nieder; verfolgten die Fliehenden; was ſich verſteckt hatte oder Pardon wollte, wurde gefangen gemacht; der Obriſte des Korps war bleſſirt und gefangen, mit ihm mehrere Offiziere und Soldaten. Der Landſturm, der auf das Sturmläuten aus allen Dörfern mit Pi-

ken, Gabeln, Hauen, Senſen herbey ſtrömte, die Wachtfeuer, die überall brannten, ſetz-ten die ganze Gegend in furchtbare Bewegung. Die Berner und Solothurner eilten gegen Solothurn, wo ſie ſich wieder ſammelten; der Landſturm aber, wie er ſchon überall Todte, Gefangene und Bleßirte ſah, verlohr ſich wieder; Weiber, Kinder rückten zwar auch vor, ſahen aber ihr Unvermögen ein, dem mit Geſchicklichkeit, Furchtloſigkeit andringenden Feinde Widerſtand zu leiſten. Gegen Morgen war ein jeder nur auf ſeine eigene Rettung bedacht, und ſein Haus vor der Plünderung zu ſchützen; und zu verſtecken, was ſie vor dem Feinde ſo ſicher glaubten.

Es war eine Mondhelle Nacht, ziemlich kalt und viel Schnee auf den Gebirgen. Das Kanonen- und Klein-Gewehrfeuer — die Wachtfeuer die brannten, beleuchteten den ganzen Weg von Lengnau über Gränichen nach Solothurn. Immer wollten die Berner wieder vorrücken; Berner Bataillons ſtanden oben in den Bergen und wurden abgeſchnitten, und als ſie auf der Retirade waren, hörten ſie faſt überall mit Verwunderung, daß ſchon Franken da durchmarſchirt waren; fränkiſche Vorpoſten lagen

ſchon um 2 Uhr in der Mitternacht verſteckt in den Höhen bey Lengnau, und ihre leichte Truppen ſtreiften um die Kapelle zwiſchen Gränichen und Lengnau, ihre Patrouillen beſetzten die Länge vom Gebürg. Die Berneriſchen Völker kämpften einzeln und hielten mehrere wüthende Angriffe aus; aber alle Bravour konnte nichts helfen, da gar kein Zuſammenhang mehr war, jeder Haufen, nur einzeln ſeines Lebens ſich erwehrte, das Vaterland aber damit wahrlich nicht retten konnte! Daher kapitulirten die Solothurner ſchleunig; ſandten den Franken eine Stunde weit den alten Krieger General Andermatt entgegen, der hernach mit der fränkiſchen Kavallerie voran in die Stadt einritt. Zwey Berner Bataillons wollten zwar bey Solothurn nochmals den Franken ein Gefecht liefern, welches aber nur Leute unnütz aufopfern — genannt werden konnte. Der Berneriſche General von Büren hatte daher die Menſchlichkeit, daß er hinter Solothurn zu marſchiren befahl. —

(Dieſer Berneriſche General von Büren, Landvogt von Lauſanne, hatte den Preußiſchen 7jährigen Krieg mitgemacht und kannte das Kriegshandwerk; — daher

er von der ganzen Kriegsanſtalt nicht viel hielt.)

Kaum waren die Franken in Solothurn, ſo ſprengte ſchon ein Detachement fränkiſcher Huſaren über die Aarbrücke den Berner-Kanonieren und Dragonern nach, die ſich eiligſt nach Herzogenbuchſee, wo die Reſerve-Artillerie ſtund, retirirten. Der Landſturm gieng mit gleicher Furcht und Schrecken auseinander. Die Wiedlisbacher, Arburger, Aergäuer kehrten auf dem kürzeſten Wege in ihre Heimath.

Aktion bey Büren.

Den 2. Merz 1798 früh. Bey Büren ſtund eine Brücke, welche über die Aare, auf den Weg nach Biel und Pruntrut führte. Als die Feindſeligkeiten mit den Franken anfiengen, ward dieſe Brücke abgebrannt. Auch dort waren die Anſtalten äuſſerſt ſchlecht. Die Mannſchaft weigerte den Franken zuvor zu kommen. Obriſt von Grafenried, der dort kommandirte, ſagt in ſeinem Bericht über die Defenſion von Büren: „Unmittelbar vor dem Ausbruch der Feindſeligkeiten lagen in und bey Büren 4 Kompagnien Infanterie, und etwas Ar-

tillerie. Am Abend des 1. Merz erklärte ſich die Infanterie durch Abgeordnete, daß ſie keinen Schritt auf das feindliche Gebiet thun werde, wenn ich, wie ſie vermutheten, einen Angriff zu wagen im Sinn hätte.“ — —

Vor Anbruch des Tages, Morgens 2 Uhr hörte man ſchon den Kanonendonner und das Kleingewehrfeuer; die Franken waren ſchon überall im Vorrücken, und hatten den Berner Poſten zu Lengnau zurückgeworfen; ſie waren im Angeſicht von Büren, nur die Brücke trennte ſie; Grafenried, der von Bern aus verſichert worden, daß man hoffe, die Sache gütlich beyzulegen, machte dieſer Angriff ſtutzen; er ſchloß ſogleich einen Waffenſtillſtand mit dem Kommandant zu Reuben, und ſandte einen Adjutanten an Schauenburg. — Die Antwort des fränkiſchen Generals war: „Der Berneriſche Kommandant zu Nidau, Obriſt „Groß habe ihm nach Biel offiziel „kund gethan, der Waffenſtillſtand ſey den „erſten Merz Nachts um 10 Uhr zu „Ende, und die Feindſeligkeiten werden „ihren Anfang nehmen. In Folge deſſen „habe er für gut befunden, zuvorzukom-

„men, und ſelbſt anzugreifen. Wir ſeyen „alſo in offenem Krieg.“ —

Nun wollten die Berner Soldaten auch angreifen; ſie ſchoſſen aus Kanonen und Flinten aus aller Macht gegen das arme fränkiſche Dorf Reuben — welches die Franken lebhaft erwiederten; das Dorf kam in Brand, aber der Feind blieb ſtehen.

V. Grafenried fügt ſeinem Kriegsbericht bey: „Nie habe ich geglaubt, daß der Krieg ausbrechen werde; ich habe immer gehofft, die Berner Regierung werde lieber alle ihre Privatintereſſen aufopfern, als das Land den gräßlichen Folgen des Kriegs ausſetzen.“ —

Die Truppen zu Büren wie ſie die fränkiſche Kavallerie bey Reuben ankommen ſahen, zogen ſich ſchleunig nach Arberg zu, und auf einen Ruf, daß die Stadt Bern ſelbſt in Gefahr ſtehe, gieng dieſes Detachement ganz zurück, welches ſonſt gefangen worden wäre. Ihr Rückzug wurde gedeckt durch Abbrennung der Brücke von Büren, wozu von Bern aus ein Wagen mit Brennſtoff angekommen war, und mitten auf der Brücke angezündet wurde, auch ſelbſt einige Häuſer der Stadt mit verzehrte.

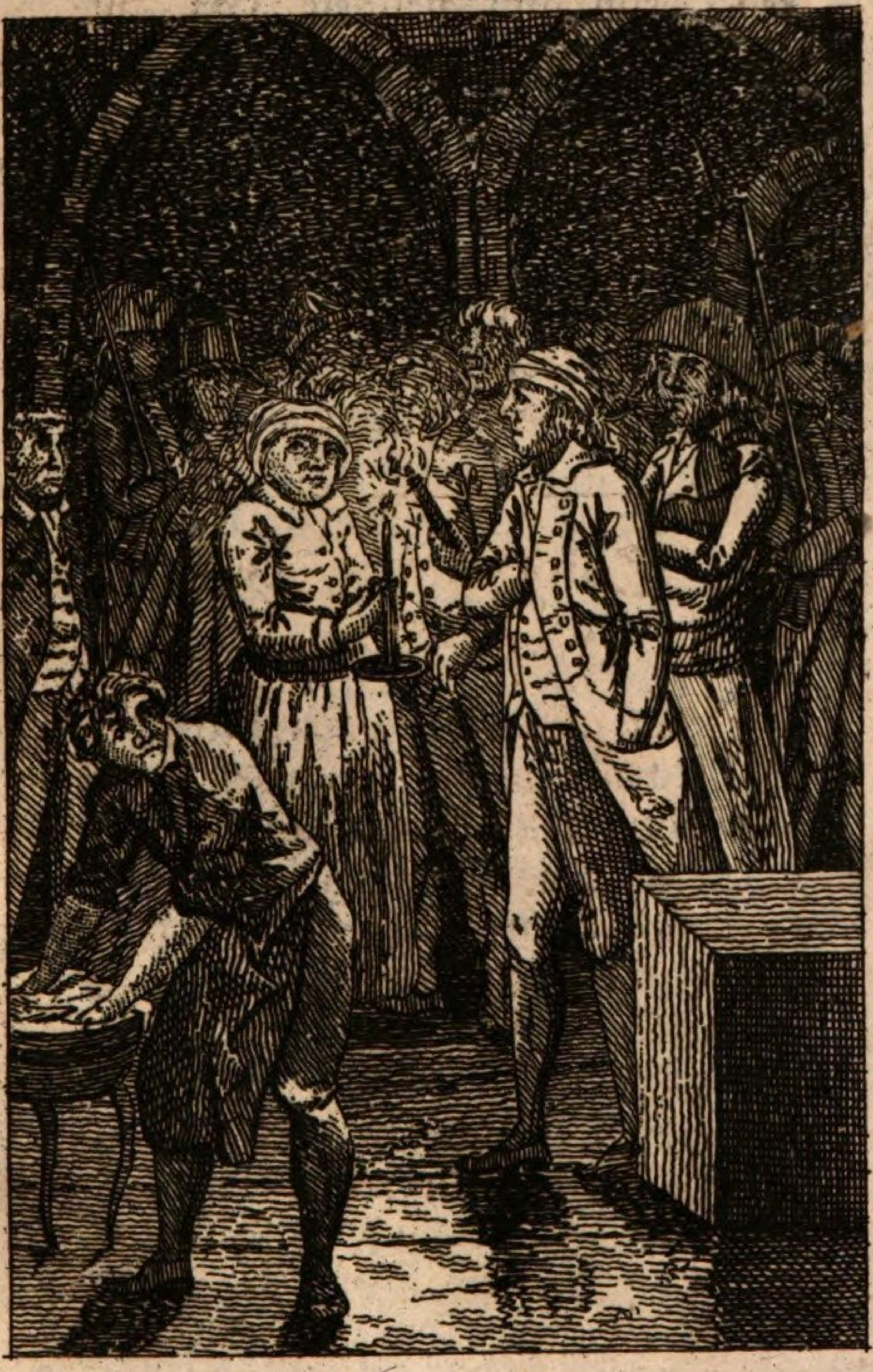
Was die Konfuſion auch hier vermehrte, war das Widerſprechende aller Kriegsanſtalten; denn am gleichen Tag, wie in der darauf folgenden Nacht angegriffen worden; berichtete General von Erlach nach Büren an Grafenried: „Die Friedensunterhandlungen ſind aufs neue angeknüpft worden!“ Wie ſonderbar kontraſtirte damit die Aufkündigung bey Nidau! Alles in einem Bezirk nur von 2 Stunden Entfernung! —

Die Solothurner Patrioten befreyt Schauenburg.

Schon mehrere Wochen ſteckten in ſcheußlichen Löchern und Thürmen die Patrioten oder Theilnehmer an der Revolution zu Solothurn. Gedrängt auf einander, harreten ſie da ihrer Befreyung oder ihres Todes. Der Pöbel hatte ſich mehrmals an den Thüren eingefunden, laut geſchrien, ſie verlangten zu morden!

„Laßt ſie heraus, daß wir ſie treffen; riefen ſie auf der Straſſe. Schauenburgs ſiegreicher und ſchleuniger Einzug in dieſe Stadt, die er in eben

XXV



die Gefangenen Patrioten in Solothurn.

der Zeit erreichte, wie man den Weg zu Fuß von Biel macht, der 6 Stunden weit iſt; wo er um 10 Uhr früh ſchon in Solothurn ankam; Schauenburgs ſchleuniger Vortrab verhinderten allein, daß die Bauern nicht vorher dieſe eingekerkerten Bürger morden konnten. Er ſelbſt der General, nachdem er die Einwohner entwaffnen laſſen, gieng ſogleich und ſetzte die gefangenen Patrioten in Freyheit; — ihm haben ſie alſo ihr Leben zu danken. Und größtentheils wurden dieſe auch zu Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung ernannt. —

Einnahme von Freyburg.

Den 2. Merz 1798. Zu gleicher Zeit und Stunde den 2. Merz ſehr früh — wie General Schauenburg zu Biel, ließ General Brüne auch eine Kolonne auf Freyburg marſchiren; — zu Gümminen ſtellte er blos Wachen aus, die bey einem Feuer ſich wärmten, die oben am Steg poſtirten Berner feuerten zwar zuweilen ihr Geſchütz gegen ſie ab, traf aber nicht; alles blieb von dieſer Seite ruhig. — Rechts hingegen, Morgens um 5 Uhr, ſtunden die Fran-

ken ſchon im Freyburgiſchen und nahe bey der Stadt; — die Schweizer die darinn lagen, begehrten zu kapituliren; man bewilligte 2 Stunden Zeit zum Abmarſch; der Magiſtrat aber hatte keine Kraſt zu wirken mehr, die Bauern liefen und läuteten auf allen Dörfern die Sturmglocken; — da die Franken das ſahen, und die Soldaten nicht gerne ſich aufhalten lieſſen, ſo eilten ſie die Stadt mit Gewalt wegzunehmen, warfen einige Haubitz-Kugeln hinein, erſtiegen die Baſtionen, und durch ein eingeſchoſſenes Thor, ofneten ſie ſich den Weg die in Unordnung noch da herumziehende Bauern zu verjagen; die Berner Truppen eilten gegen Neueneck, wo ſie ſich poſtirten. —

Die Franken machten ſehr viele Gefangene in und um Freyburg, lieſſen ſolche aber gleich nach Hauſe gehen, welches dieſe Leute ſehr verwunderte, da ſie auf dieſe Art Krieg zu führen, noch nie gehört hatten. Bleſſirte gab es aber auch genug von beyden Seiten, und eine Anzahl Todte, die aber kaum 200 Mann betragen mag.

Am 3. Merz wurden die fränkiſchen Truppen auf Freyburger Dörfer verlegt — ſonſt geſchah an dieſem Tage von dieſer Seite nichts.

Den 4. Merz, erſt gegen Abend, zeigte ſich General Rampon bey Gümminen; — eine andere fränkiſche Kolonne marſchirte auf Laupen, eine andere auf Neueneck — um ſich alle in Bern, als im Centro zu treffen. — Die Berner, ſo oben am Gümminenſteg verſchanzt ſtunden, haben gefürchtet von den Franken von Laupen her, im Rücken genommen zu werden; daher wichen ſie ſelbſt, ohne ſich weiter zu vertheidigen. Die meiſten Truppen liefen auch gerade auseinander ohne ihre Auflöſung abzuwarten.

Brüne hatte auf allen dieſen Poſten gegen 12000 Mann mit ſich.

Retirade von Bern ins Oberland.

Dahin wollte die Berner Regierung ihre Reſidenz hinverlegen, wenn der Krieg ausbrechen ſollte; — welcher Vorſatz aber hernach vergeſſen worden, wie die Unordnung überall zunahm. Nach dem Oberlande war anch ſchon Geld geflüchtet und Frucht-Magazine angelegt; — man hatte viele Waffen dahin gebracht, denn man glaubte ſich da zwiſchen Seen, Wälder und Felſen gewiß halten zu können; dahin

zogen auch vornehme Familien mit ihren Kindern. Schon 2 Jahre vorher war dieſer Plan verabredet. Es war ein menſchlicher vereitelter Vorſatz! —

Schauenburg marſchirt auf Bern. Gefechte bey Fraubrunn und im Grauholz.

Den 5. Merz 1798. Um 5 Uhr Morgens, rückt Schauenburg von Solothurn auf die Straſſe gegen Fraubronn; kaum wie er in das Holz bey Solothurn kam, wurden ſeine Vorpoſten angegriffen; das Gefecht war kurz, aber lebhaft; die Franken und Schweizer giengen einander mit dem Bajonet entgegen; — es blieben da einige Todte; die Franken rückten mit Kavallerie vor; ſogleich zogen ſich die Schweizer zurück — ſie ſetzten ſich aber wieder auf der Höhe von Fraubrunn, wo General Erlach und Schultheiß Steiger kommandirten; auch hier wurden ſie weiter getrieben; nun hielten ſie hinter Urtenen wieder feſt; da ſtellten ſie ſich mit denen noch aus dem Grauholz angekommenen Hülfstruppen; aber zum drittenmal wurden ſie weiter ge-

trieben; nun kamen ſie auf die Anhöhen am Wald, und wo einige Berge zu ihrer Barriere dienten; — die Straſſe hatten ſie mit Bäumen und Geſträuchen verrammelt; die Wege waren mit Verhauen unzugänglich gemacht. In dieſer Poſition glaubten nun die Berner ſich feſt zu halten; und ſie richteten ihre Kanonen auf die große Landſtraſſe; ſie ſelbſt ſtunden verſchanzt, und machten aus allen Kräften ein lebhaftes Feuer. —

Es war wahrlich kein leichtes Stück Arbeit ſie aus dieſer vortheilhaften Lage zu bringen. Indeſſen mußte ohne Zeitverluſt der Paß geöffnet werden, denn die Truppen waren in vollem Anmarſch. Ein herzhafter Entſchluß hatte bald der Sache eine Wendung gegeben. Der Brigade-Chef Rüby führte drey Kompagnien an, die Höhe zu erſteigen, zwey Bataillons marſchiren durch das Moosfeld und den Sumpf, und fielen links den Bernern in die Flanke; die leichte Artillerie kanonirte die Länge der Heerſtraſſe; ſo, daß die Berner in der Fronte, und auf beyden Seiten zugleich attakirt wurden. — Nun war der Sieg den Franken. — Noch aber war der weitere Marſch auf Bern nicht offen; die Schweizer ſtellten ſich im Grauholz, wo ſchon überall Verhaue angelegt,

und am Scheideweg Kanonen und Jäger aufgeſtellt ſtunden; das Gefecht nahm abermals ſeinen Anfang; durch den Wald drangen aber die Franken von allen Seiten heraus, fielen den Schweizern in Rücken; und wer ſich flüchten konnte, that es, durch das dickeſte Gebüſch. — — Noch auf der Höhe von Bern — von der Papiermühle hin bis zur Hauptſtadt, fieng ein fünftes Gefecht an; man kanonirte ſich, man ſchoß und ſtieß ſich mit Bajoneten; ſo mußten die Franken jeden Schritt mit Blut erkaufen; die Kugeln flogen bis nahe vor die Thore; — 2 franzöſiſche Huſaren-Regimenter (das 7te und 8te) ritten endlich auf die Kanonen zu, entwaffneten die Schweizer, und wenn nicht im gleichen Augenblick Bern kapitulirt hätte, würde man die Stadt nun ſelbſt bombardirt haben. —

Daß die Gefechte bey aller dieſer Hartnäckigkeit nicht lange müſſen gedauert haben, beweist der raſche Marſch der Franken; die von Solothurn in einem Vormittag alle Päſſe forcirt und ſchon um 12 Uhr in die Stadt Bern einrückten. Welcher Weg doch 6 Stunden gut gemeſſen iſt. Die Franken liefen im Marſch meiſtens mit gefälltem Bajonet; ſie waren äuſſerſt erhitzt, daher

die wilde Plünderung auf den benachbarten Landhäuſern.

Zwey Abgeſandte kamen eiligſt aus der Stadt und hatten Mühe ſich zu dem Obergeneral durchzudrängen, um noch einigermaſſen eine Kapitulation zu erbitten; es waren wenige Worte die der General zuſagte: „Sicherheit des Eigenthums, Freyheit des Gottesdienſtes.“ Zugleich aber befahl der General, daß ſeinen Leuten nicht das geringſte weiter widerfahre, dann er werde es auf die allerſchärfſte Art rächen; ſogleich ſteckte die Stadt auf das Münſter eine weiſſe Fahne aus. Das erſte war, als die Franken da ankamen, durch Proklamationen jedermann zu warnen, ſich ruhig zu verhalten, weil kein Pardon ſtatt haben werde. — Sogleich forderte man alle Art Waffen, Gewehre, Säbel, Degen, Piſtole abzuliefern, und große Strafe war auf die Verheimlichung geſetzt; man ließ Hausunterſuchungen hie und dort anſtellen; alles mußte ins Zeughaus getragen werden. Die Gewehre lagen da in großen Haufen; und die fränkiſchen Soldaten ſuchten ſich die beſten für ſich aus. —

Auf dem Wege von Fraubrunn, durch das Grauholz bis nahe vor Bern ſind gegen 500 Schweizer begraben. Die mehreſten liegen am Wege in großen Grüften. Noch zehn Tage nachher, wenn man die Straſſe kam, fand man zerſtreute, zerbrochene Waffen, Hüte ꝛc. vornemlich auch viele zerbrochene Weinbouteillen; daß es ſcheint die Berner Mannſchaft habe ſich auch da nicht nüchtern halten können. Daher die große Unordnung und die Wuth gegen ihre Vorgeſetzten; die freylich den Krieg nicht kunſtmäßig und aus Uebung verſtanden, alſo beym gemeinen Mann nur Zorn über das Mißlingen, und Haß gegen ihre Offiziere erzeugen mußten.

Der Schultheis Steiger, der im Grauholz ſich mehrmals den Truppen zeigte und ſie aufmunterte, flüchtete ſich mit Hülfe eines Bedienten und Berneriſchen Miliz-Adjutanten durch das Gebüſch gegen das nächſte Dorf — — wo er ein offenes Bauern-Wägelein mit vieler Mühe erhalten konnte, das ihn nach Thun brachte. Auf dem Wege wurde er noch vom Landſturm — angefallen, und hatte Gefahr geloffen bey Munſingen von Bauern arretirt zu werden, wo

er

er auch den ſchon ermordeten General Erlach auf der Straſſe liegen ſah.

Gefecht bey Neueneck.

Am 2. 3. und 4. Merz ſammelten ſich Berneriſche Truppen zu Neueneck, 3 Stunden von Bern, halbwegs Freyburg, am Senſenfluß; — die Brücke war beſetzt, und die Patrouillen ſtreiften hin und her, gegen Gümminen und Laupen. — Als aber den 3. Merz Freyburg eingenommen ward, und von dort her die Schweizer flüchteten, wurde die Lagerung dieſer Berneriſchen und Freyburger Truppen immer unſicherer, ſo wie ſich auch ein guter Theil derſelben zerſtreute, und nicht zum Dienſt zu bewegen war; dabey litten einige Mangel an Brod und Fleiſch; die Rationen blieben zurück, unter dieſem Vorwand giengen mehrere Soldaten heim; viele kamen noch des Sonntags den 4. Merz auf Bern und holten Brod, und begehrten ihr Traktament: — Die Mannſchaft, welche blieb, lag Tag und Nacht in Wirthshäuſern, war immer betrunken und zu keinem Dienſt geſchickt; — daher als man ſie von ihrer Unordnung abbringen woll-

te, faßte ein wilder roher Hauſe den Entſchluß, ihren Obriſt zu ermorden. So ſiel, der von allen Rechtſchaffenen bedauerte Mann, Obriſt Stettler, Nachmittags den 4. Merz auf der Straſſe nach Neueneck.

Hungersnoth konnte indeſſen gar nicht unter dieſen Truppen der Anlaß zur Revolte ſeyn, denn ſie waren meiſt in Dörfern einquartirt, und kaum erſt aus Freyburg und andern Gegenden dahin gezogen. Die Fourage-Wagen blieben nur darum etwas zurück, weil man ihre Stationen nicht feſt beſtimmen konnte, indem der Feind ihnen auf dem Fuſſe folgte; welches wohl den meiſten Anlaß ihres Mißvergnügens geweſen war.

Gegen Abend, (4. Merz) des gleichen Tags, wie der Obriſt Stettler ermordet war, kam der Commandant von Grafenried auf dieſen Poſten; fand alles in der größten Verwirrung; — die meiſten Soldaten im Wein- und Brandteweinrauſch; er brachte friſche Truppen mit, eine Kompagnie Freywilliger von Zofingen, welche ſich ſehr braf gehalten; eine Kompagnie Freywilliger von Bern, und Landmiliz. — Früh des Morgens 5 Uhr wurde dieſer Poſten von Neueneck von den fränkiſchen Truppen überfallen.

Es war die Brigade des General Pijon; er warf die Berner Truppen über den Senſen⸗ fluß; von beyden Seiten ward hartnäckig ge⸗ ſtritten; die Franken gewannen den Paß, beſetzten die Brücke, verfolgten die Fliehen⸗ den bis eine Stunde vor Bern; die Kaval⸗ lerie riß aus, und eilte gerade zu, ohne ſich umzuſehen, nach der Stadt Bern; das Fuß⸗ volk flüchtete ſich in die nahen Wälder. — Bey dieſer Affaire verlohren die Berner und Frey⸗ burger ſehr viele Leute, man rechnete bis auf 500 Todte und gegen 700 Gefangene, nebſt 15 Kanonen, die mit dem Bajonet weggenommen wurden, und 3 Fahnen. — Auch den Franken koſtete dieſer Sieg viele Leute — noch mehr Bleſſirte; Morgens 7 Uhr ſtund alſo der thätige und eifrige Com⸗ mandant Grafenried nur mit ſehr weni⸗ ger Mannſchaft an der obern Straſſe bey Bern, die nach Neueneck führt, und hatte noch einen Ueberreſt der Freywilligen von Zofingen und Bern, und etwa hundert an⸗ dere, bey ſich. Er ſchickte nach der Stadt — um Succurs: Nach 2 Stunden kam das Thuner Regiment, und 2 oberländiſche Scharfſchützen⸗Kompagnien, auch was man in und um Bern an Hausleuten bewaffnen

konnte. Das alles machte etwa 1500 Mann aus, nebſt etwas friſcher Artillerie. Man bewaffnete alles was herbey kam, im Berner Zeughaus, und ſchickte unaufhörlich Hülfe; — die Franken ſtunden bey Niederwangen — eine Stunde von Bern, waren zum Theil ſchon auf Plünderung in den benachbarten Dörfern — und glaubten die Schweizer nun zerſtreut. — Hier kamen nun die Scharfſchützen-Kompagnien wohl zu ſtatten; die Franken zogen ſich zuſammen; waren aber von ihrer Artillerie entfernt, ſchlugen ſich im Rückzug bis über die Brücke von Neueneck, und ſetzten ſich erſt auf den Anhöhen feſt — wo ſie Spielraum für das Großfeuer fanden; denn bey dem ganzen Rückzug auf der engen Straſſe und zwiſchen Waldungen hatten ſie ſich der Artillerie und Kavallerie nicht bedienen können. Der Berner Kommandant ließ aber ſeine Artillerie immer da vorrücken, wo er ſah, daß er einige Dechargen mit Vortheil thun konnte. Auf dem freyen Felde ſchlugen ſich beyde Theile vorzüglich mit Beyhülfe des brafen General-Adjutanten W e b e r s, äuſſerſt heftig mit dem Bajonet und Gewehrkolben, bis gegen Mittag die Schweizer wieder zu Neueneck waren, und wo um

3 Uhr Mittags mitten im Sieg auf dem Schlachtfeld die Nachricht ankam, die Franken ſeyen ſchon in Bern; ein weiterer Widerſtand helfe nichts. Der General Schauenburg war nemlich durch das Graüholz von Solothurn her — nach 12 Uhr Mittags ſchon in Bern eingezogen. — So wichen auch darauf die Berner Poſten, ſo bey Laupen und Gümminen ſtunden. — Die Franzoſen aber zogen erſt des andern Tags von dieſer Seite gegen Bern vor. Brüne kam ſelbſt von Freyburg mit ſeinem Hauptquartier erſt den 6. Merz auf Bern; und übernahm das Oberkommando, ſo wie hingegen Schauenburg auf Solothurn gieng.

Man muß den Berner Truppen von dieſer Seite Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ſie haben ſich bey Neueneck mit großer Bravour gehalten. Obgleich der Sieg nie entſcheidend ſeyn konnte, da der Mannſchaft viel zu wenig war, und alſo den Feind über Freyburg hinaus zu vertreiben nicht im Stande geweſen wäre. — Leute, die das Schlachtfeld geſehen, ſagen aus, es lag voll Todter, und viele ſchwer bleſſirt. Nur allein beym Dorf Neueneck wurden 135 Berner Soldaten begraben; was in

Wäldern und auf Abwegen lag, nicht gerechnet; — welches auch wohl 4hundert Mann betragen möchte. —

Bleſſirte wurden etliche fünfzig auf Bern geführt, andere lieſſen ſich gerade nach Hauſe bringen. — Da die Franken das Schlachtfeld plünderten, ſo fanden ſie ſehr viele Uhren und Geld. Einen ganzen Haufen Gebetbücher, die ſie bey den Todten in ihren Haberſäcken fanden, zerſtreuten ſie auf dem Feld. — Einer der getödteten Schweizer hatte bey dem Haberſack eine große Hamme (Schweinskeule) auf dem Rücken feſtgebunden; — viele hatten ihre Haberſäcke mit Käs und Brod angefüllt. —

Leute, die das Schlachtfeld bey Neueneck ſahen, ſagen: daß des andern Tags kein todter Franzoſe mehr zu ſehen war, alles waren nur getödtete Schweizer, weil die Sieger ihre Todte vermuthlich zuerſt begraben hatten. Viele zerbrochene Bouteillen ſah man herumliegen. Auch im Grauholz war das merkwürdig, daß alles am Wege voll Bouteillenſcherben lag. Dieſe unglückliche Gewohnheit der Leute immer zu trinken, hatte ſich beſonders ſeitdem die Berner Mannſchaft im Felde ſtund, überall gezeigt, und war nicht wenig Urſache zur Unord-

nung und Ungeſtümm, und Ermordung ihrer Anführer.

Eine Kompagnie der Berner Dragoner — die bey Neueneck deſertirten, ſtand eben auf dem ſogenannten Kornhausplaz in Bern aufmarſchirt, als die fränkiſchen Huſaren in vollem Galopp die Stadt herauf rennten; wie die Blitze dieſen ganzen Trupp von allen Seiten umzingelten, darauf entwaffneten, die Mantelſäcke, Uhren, ſilberne Sporn wegnahmen; und die beſten Pferde behielten; die 4te Kompagnie dieſer Dragoner war es, die einige Wochen darauf eine Entſchädigungsforderung an die neue helvetiſche Regierung eingab, die ſich auf 9782 Kronen belief: aber Grafenried ſagte im Geſetzrath: „Dieſe Dragoner haben wirklich ſehr patriotiſch gehandelt, denn ſie ſind beym erſten Anblick der Franken bey Neueneck geflohen, und hat wirklich weder Mann noch Roß Schaden genommen. Es iſt nur zu bedauern, daß dieſe gute Patrioten nach ihrer Flucht, zu Bern den Huſaren in die Hände fielen, die ihnen keinen Dank für ihren Patriotismus wußten.“ —

Ordre nach Neueneck.

„Die Franzoſen ſind vor der Stadt und Bern iſt im Begriff zu kapituliren. Ihr werdet daher ſolches dem franzöſ. Commandanten zu Ausweichung unnöthigen Blutvergieſſens bekannt machen und Eure Leute nach Hauſe gehen laſſen. Bern den 4. Merz 1798 um 12 Uhr. Kriegs-Canzley Bern. Im Originalbriefe ſo ich vor mir habe, ſtehet 4ter Merz; es war aber der 5te Merz. — Die Aufſchrift des Briefes: An den Commandanten der Berneriſchen Truppen zu Neuenegg. (ſehr preſſant.)

Brüne kommt auf Bern.

Den 6. Merz 1798 kam der Oberbefehlshaber der fränkiſchen Armeen ſelbſt in Bern an; er ließ an gleichem Tag (16. Nivose) eine Ordre du Jour drucken; welche folgenden Eingang hat: „Le Directoire exécutif de la grande Nation, indigné de la guerre sourde et machiavélique commencée par l'Oligarchie Helvétique, lorsque toutes les Puissances

coaliſées s'armaient contre la République naiſſante, et continuée avec une inſolence coupable, lors même que les puiſſances recherchaient l'amitié et la protection de la République affermie par la victoire; convaincu que cette Oligarchie tramait avec l'Angleterre de nouveaux complots, et voulant protéger la liberté du Pays-de-Vaud, dont il étoit garant par les anciens traités, a demandé de juſtes réparations au Canton de Berne, dont les armemens devenaient hoſtiles contre la France. Ce Canton a répondu par de lâches aggreſſions. Envain le Genéral s'était efforcé de rétablir l'ancienne harmonie entre les deux Nations. Une politique aſtucieuſe a été miſe à la place de la bonne foi. Il a fallu combattre: Les troupes de la République ont été victorieuſes &c. &c.

Am Schluß heißt es: La cocarde verte doit être reſpectée; elle eſt le ſigne de l'affranchiſſement de la Nation helvétique.

Meynungskrieg. (Krieg von Auſſen und Innen.)

Bey der ſchrecklichen Unordnung, die nun ſchon faſt in der ganzen Schweiz eingeriſſen, kam noch eine andere ſchreckliche Plage, die Meynungs-Verſchiedenheit, oder die bekannte ſogenannte politiſche Verketzerungsſucht, da man andern ſeine Grundſätze aufdringt, oder wenn man ſie verwirft, mit giftigen Lügen und Verläumdungen verfolgt wird; wohl gar — wenn die Obrigkeit ſich darein legt, zu Inquiſitions-Tyrannie Thür und Thor öffnet; das Leben und die Güter der Menſchen in Gefahr bringt. — So war unſer Zuſtand in unſerm Innern. — Von Auſſen den Feind, zu Hauſe den Meynungskrieg! Wie konnte unſere Lage ſchrecklicher ſeyn? Wer war mehr ſeines Lebens ſicher? Zum Glück blieben die Franken Sieger! Denn die Verfolgungen, Marter und Qualen wären nicht mit Worten zu beſchreiben geweſen, wenn nicht ein Drittmann beyde Partheyen die für die Revolution — und die gegen die Revolution waren — im Zaum gehalten hätte! —

Schon ſaſſen da und dort viele ſogenannten Patrioten gefangen, die von den vorigen Regierungen in die Thürme eingeſchloſſen worden; zu Solothurn erwarteten ſie alle Augenblicke von dem wüthenden Volke, das der Revolution Feind war, ermordet zu werden. Vor den Thüren ruften ſie ſchon: „Laßt ſie heraus, damit wir ſie morden! Zu rechter Zeit kamen die Franken an, um einem allgemeinen Blutbad, das ſich in allen Gegenden und Städten gegen die Franzöſiſchgeſinnten bereitete, zuvor zu kommen; denn die Unmacht, die ſich ſchon vom Feinde gedemüthiget ſah, hätte gerne noch dieſe Rache genommen. Meuchelmord iſt ja leichter, als im offenen Felde die Spitze zu bieten, zu Prahlen bequemer, als dem Tod Furchtlos entgegen zu gehen. —

Allgemeiner Schrecken und Verwirrung in Bern.

Schon den 4. Merz wie die Verwirrung überall eingeriſſen war — geht der Kriegsrath in Bern auseinander. Einige ſagen, er wurde abgeſezt. Ein Befehl lief gegen

den andern, einer war confuſer als der andere. Truppen zogen ein und aus; das Geſchütz wird hinaus zur Stadt und wieder zurück geführt. Ganze Schwadronen kommen und gehen; die Truppen finden weder Anführer, noch Nahrungsmittel. Sie hungern mitten in der Stadt Bern; die Hülfstruppen von Glarus und St. Gallen kamen auch zurück, wie die Franken anrückten. Die Züricher — kapitulirten und blieben in einer Entfernung unthätig ſtehen, wurden zum Theil von den Franken in der Gegend von Frienisberg, geplündert; die Franken rückten immer weiter vor, und ſchlieſſen Bern von beyden Seiten ein. Sie kamen von Freyburg, Murten, Arberg, Solothurn. —

Am 5. Merz Morgens um 9 Uhr flankirten Huſaren ſchon bis nahe vor den Thoren von Bern. Am frühen Morgen gieng noch der Landſturm. Um 7 Uhr Morgens ward in Bern ſelbſt Sturm geläutet; der Kanonendonner iſt von allen Seiten hörbar. Der Schrecken nahm zu. Man eilt ins Zeughaus, patrouillirt in der Stadt, ruft alles zu den Waffen, viele unordentliche Haufen gehen zum obern Thor hinaus, da doch die gröſſere Gefahr unten her auf der

Seite von Solothurn war. — Oberländer, Thuner, Zofinger ſtritten ſeit 4 Uhr Morgens bey Neueneck; und alles fliehet nach Bern; aus dem Grauholz kommen Todesbotſchaften. — Um 9 Uhr eilen neue Verſtärkungen gegen Neueneck, aber in den benachbarten Dörfern geht ſchon alles auf Plünderung. Auf der Höhe von Bern wird noch gegen den von der Papiermühle anrückenden Feind kanonirt; — die Stadt iſt in Gefahr im Sturm eingenommen zu werden! — Ein ſchrecklicher Tag!

Bern nach der Einnahme.

1798. Am folgenden Tag 6. Merz war der Schrecken noch vollauf. Ein Theil der italiäniſchen Armee vereinigte ſich mit der Rheinarmee in Bern. Alles wimmelt in und um Bern von Soldaten. Die vormaligen Regenten fliehen, verſtecken ſich; man ſiehet niemand. — Viele waren in den Kellern, in den geheimſten Gemächern des Hauſes. Denn auch die Wuth vor den Bauern lies ſie nicht das Land ſuchen. —

Am 7. Merz war ſchon überall Ordnung; die fränkiſchen Truppen halten ſich vortrefflich. Die Mannszucht iſt äuſſerſt gut. Jedermann verwunderte ſich, und dankt der Generalität. —

Schauenburg zog mit ſeinem Hauptquartier auf Solothurn zurück.

Landvögtliche Schlöſſer geplündert.

Beym Uebergang der Stadt Bern, und als die neuen Munizipalitäten noch nicht eingerichtet waren, wurden mehrere Landvögtliche Sitze und Schlöſſer geplündert, von den aufgereizten Bauern überfallen; Miliz und Soldaten haben vornemlich das Schloß Landshut und das Schloß Trachſelwald rein ausgeplündert. Das Schloß Brandis gerieth in Brand. Die fränkiſche Generalität half überall die Ruhe und Ordnung wieder herſtellen.

Züricher Kontingent eingeſchloſſen.

Am 5. und 6. Merz ſtund die Züricher-Miliz (etwa 1500 Mann ſtark) in der Gegend von Frienisberg; dort wurden ſie

von den Franken umzingelt und zur Kapitulation gezwungen; ſie erhielten freyen Abzug mit Gewehr und Waffen nach Hauſe; — jedoch wurden mehrere rein ausgeplündert; Uhren, Geld, Mäntel, Bagage gieng meiſtens verlohren. 9 Tage nach der Einnahme von Bern, kamen ſie wieder in Zürich an.

Kleine Kantons-Kontingente.

Dieſe zogen, ſobald ſie die Einnahme von Solothurn und die Näherung der Franzoſen gegen Bern vernahmen, an die Luzerner Gränze; viele eilten durchs Entlibuch, andere über Hutwyl. Ohne einen Schuß zu thun, zogen ſie bey Bern vorbey; es waren Urner, Schwyzer, Appenzeller, Unterwaldner, Glarner, St. Galler. Die Schaffhauſer waren auf dem Marſch bis Baden gekommen; bekamen aber da Gegenbefehl, weil — wie die Nachricht von Berns Fall erſcholl — die Schweiz doch nicht mehr zu retten war; wie jedermann ſagte. Um ſo mehr, da ein paniſcher Schrecken, durch den auseinander gejagten Landſturm — ſich überall in alle Dörfer und Städte verbreitete,

und man eher die Wuth der Landleute fürchtete, als die der fränkiſchen Armee. Denn wer das Fluchen und Toben damals mit anhörte, mußte das größte Unglück von der Raſerey des großen Hauſens, der Zügel- und Regierungslos war, erwarten.

Luzern lies nur ſeine Gränzen bewachen, und ſeine Truppen blieben 6 bis 8 Stunden von dem Feinde entfernt. Doch war auch der Luzerner Landſturm verſammelt; aber als er das Flüchten der Truppen ſah — lief alles auch da durcheinander — wie die wilden Schweine bey einer Jagd aus dem Walde. — — — — (Schreibt ein Augenzeuge.)

Landſturm.

1798. Der Landſturm gieng den 2. 3. und 4. Merz in der frühe. — Die Hochfeuer brannten; die Mordkläpfe tönten fürchterlich durchs Gebürg und in Thälern. Es war ein grauſenvoller Moment. Aber wie ſchon gemeldet, hat er keinen Effekt gethan, nur Beben erzeugt. Die Unordnung war unbeſchreiblich; — der Trotz vieler Leute unbändig; jene waren für — andere ge-

XXXVII

Land-Sturm.

gen den Krieg; — Weiber und Kinder zogen aber doch an der Seite von alten Männern und Buben auf die Straſſen, ſuchten einen Anführer, und fanden nirgends keinen. — Auf den Plätzen, wo ſie hin beſtellt waren, zeigte ſich auch niemand; aber überall Unordnung. Endlich gewann Schrecken und Furcht die Oberhand; „es wird alles verbrannt, wer ſich weiter gegen die Franken wehren wollte.“ — Dieſer Gedanke ließ ſie endlich die geſcheideſte Parthie erwählen, ruhig zu Hauſe zu warten, und Gott das Schickſal des Landes durch Gebet zu empfehlen; da menſchliche Hülfe doch ſichtbarlich hier zu ſpät kam. So dachten die Vernünftigſten und Beſten; und kehrten heim! Acht bis zehn Tage lang, bis der erſte Sturm vorüber war, arbeitete aber niemand nichts; in allen Dörfern und Höfen im Argäu ſtunden die Leute, klein und groß, alt und jung an den Straſſen und vor ihren Häuſern; um immer zu hören und zu fragen — wie es gehe. — —

Maſſacre der Berner Offiziere.

Bey Gümminen wurde der Obriſt von Crouſatz, ſo den Bernern als Wadtländer treu geblieben war, mitten unter ſeinen Truppen, die er als Generaladjutant kommandirte, niedergehauen; — der Obriſt-Lieutenant von Gumoens, ein vormaliger holländiſcher Offizier — der ihm zu Hülfe eilen wollte, hatte das gleiche Schickſal; — ihre Körper lagen am Wege, und ſie wurden von den nachkommenden Militztruppen ausgeplündert. — Der General en Chef Erlach ward vom Landſturm bey Münſingen auf der Straſſe erſchlagen, und mit Bajonetſtichen ganz durchlöchert; halb nackt lag er auf der Erde. Der Hauptmann Kneubühler, Adjutant des General Erlach, war mit ſeinem Pferde durch die Aare geſchwommen, um dem Schickſal ſeines Vorgeſetzten zu entgehen; doch erhielt er 9 Wunden und einen Schuß in Leib. Obriſt Stettler und Obriſt Ryhiner wurden gleichfalls von ihren eigenen Leuten niedergemacht. — Und wenige Offiziere durften ſich mehr ſehen laſſen.

Verluſt der Berner in den Gefechten.

Nach einer im Land bekannt gewordenen Liſte, haben die Berner, an Todten, Verwundeten und Gefangenen folgenden Verluſt gehabt:

Bey Lengnau — und auf der Flucht nach Solothurn; gegen 300 Mann, mit Inbegriff der Solothurner.

Bey Freyburg, nebſt den Freyburgern 160 Mann.

Bey Solothurn, nebſt den Solothurnern bey 260 Mann und 125 Bleßirte.

Bey Neueneck — gegen 500 Mann; ohne die Gefangenen und 200 Bleßirten.

Im Grauholz, etwa 500 Mann, nebſt 100 meiſt bleſſirten Gefangenen.

Das ganze etwa 2000 Mann.

Der Gefangenen wären noch unzählig mehrere geweſen, aber die Franzoſen lieſſen ſie ſogleich los und heimziehen. Nur wenige wurden nach Beſanſon geführt.

(Wie viel die Franken verlohren, iſt ungewiß anzugeben. Bey Neueneck büßten ſie die mehreſten ein; doch hatten ſie nicht

ſo viel Todte als Bleſſirte. 3hundert Bleßirte lagen theils in Freyburg, theils in Bern; in Solothurn gleichfalls eine Anzahl. Von den bleßirten Schweizern ſind viele geſtorben.)

Obergeneral von Erlachs Tod.

General von Erlach, war ehemals Obriſt des Regiments von Schomberg in Frankreich, der wie oben Seite 307, den Oberbefehl über die geſammte Kriegsmacht von Bern führte.

Der General Erlach hatte den rechten Flügel der Berner Armee — von Lengnau, Solothurn bis ins Grauholz, ja faſt bis vor die Thore von Bern kommandirt. Nachdem dieſer Flügel überall geſchlagen war, hatte er kaum noch Zeit ſich mit einem einzigen Bedienten zu flüchten; er nahm den Weg nach Thun; ein junger Berner traf ihn auf der Straſſe, wollte ihn nicht verlaſſen, und kam mit ihm bis gegen Münſingen, halbwegs Thun; da war der Landſturm noch in ſeiner vollen Verwirrung — die meiſten Bauern betrunken; ſie riſſen den General vom Pferd, gaben ihm mehr als 20 Bajonetſtiche in den Leib,

zerhieben ſein Geſicht, halb nackend lag er auf der Erde; — ſein Bedienter erhielt mehr als hundert Streiche; und der ihn begleitende junge Berner konnte nur wegen ſeiner Jugend noch es erhalten, beym Leben zu bleiben. So wüthend war alles im Land, von oben an, bis unten ins Aergäu. — —

Zeitungs=Lügen.

Merkwürdig ſind in den Wiener Zeitungen bis zum 17ten Merz, die Nachrichten aus der Schweiz. Laut denſelben haben die Franken ein halb Duzend Hauptſchlachten verlohren, bey Murten, Nydau ꝛc. In der letzten Zeitung vom 17. Merz, wird zwar die Einnahme, aber auch eine durch Sturm erfolgte blutige Wiedereinnahme von Solothurn erzählt; letztere mit vielem Detail: Sie ſey beſonders durch die Züricher bewirkt worden; ein Orell habe dabey 13 Wunden erhalten ꝛc. Uebrigens mögen dieſe Nachrichten wirklich aus der Schweiz gekommen ſeyn; denn gerade mit ſolchen plumpen Lügen berückte leider! elender Partheygeiſt das Schweizer Volk — und vermehrte die wüthende Verwirrung dieſer ſchrecklichen Tage!

Mährchen von allerley Art wurden im Ausland erzählt und gedruckt, wovon aber hier zu Lande niemand nichts weiß: So ſtehet zum Beyſpiel in einer Revolutions=Geſchichte der Schweiz, die in Deutſchland gedruckt worden: „Ein Bergbauer im Kanton Bern habe ſich die rechte Hand abgehauen, weil er mit derſelben ſeiner alten Obrigkeit Treue geſchworen und der Neuen es nicht thun wollte.“ — Ein Weibel von Fraubrunn habe am Abend vor der Aktion im Grauholz ein Gebet mit ſeiner Familie gethan, und da geſchworen, ſie wollten lieber alle zu Grunde gehen, als ſich in ihr Schickſal ergeben. Nach der verlohrnen Affaire im Grauholz habe man ihn und ſeine Familie zuſammen tod auf einem Fleck gefunden! — — Alles ſchön gelogen!

Mallet du Pan, ein Genfer Emigrant, hat in England eine Revolutions=Geſchichte der Schweiz geſchrieben, wo alles Roman iſt. Kein Don Quixotte hat je tollere Gemälde gemacht, als dieſer von dem Zuſtand der Schweiz. Ein Göttinger Revolutions=Kalender enthält auch ähnliche Zeitungsartikel.

Plünderungen der Franzoſen.

Daß nicht mancherley Unordnungen und Plünderungen von den Franken vorgefallen, wird niemand läugnen können. Auch hier wollen wir nach der Wahrheit ſagen, was wir wiſſen und erfahren haben. Am 4. und 5. Merz, als die Truppen durch das Thal gegen Solothurn, und von da auf Bern zogen, gab es vielerley Freykorps, die auf den Dörfern und in den Landhäu-häuſern gewaltig übel haußten; welches um ſo weniger zu wundern iſt, da die Bauern unter dem Gewehr waren, und der Land-ſturm auch manchen Franken aus dem We-ge geräumt hat, folglich die Erbitterung heftig geweſen iſt. Beſonders waren die Hu-ſaren fürchterlich. Wo ſie hinkamen, lieſ-ſen ſie ſchreckliche Spuren ihrer Gegenwart zurück. Häuſer waren ausgeplündert, Mo-bilien und Käſten zerſchlagen; die Weinfäſ-ſer geleert; die Uhren wegzunehmen, wo ſie ſahen das einer eine trug, war beſonders ihre Freude. Bibliotheken zu zertrümmern, Silberwaaren ſich zuzueignen, Sachen von Werth aufzuſuchen, verborgene Schätze zu entdecken, das klagte man laut. Die Weg-

nehmung der Sachen geſchah mit einer Geſchicklichkeit und Eile — daß man kaum ſeinen eigenen Augen trauen konnte; denn die Plünderer eilten wie im Blitz vorüber, einer folgte dem andern, und ſuchten noch was die vorherigen übrig gelaſſen hatten. Wo Schränke und Komoden oder Thüren feſt verſchloſſen waren, da ſtieſſen ſie mit ihren Flintenkolben die Schlöſſer ab oder ſprengten die Thüren ein. Weißzeug, Hemder beſonders nahmen ſie in Menge weg, einige kleideten ſich aus, zogen geſchwind friſche Hemder an, lieſſen ihre alten und zerlumpten in den Zimmern zurück. Bauer, gieb Hemd, Geld, das konnten faſt alle deutlich ausſprechen. Doch waren die deutſchen Huſaren, die ſich unter den Franken befanden, noch die raubſüchtigſten. Viele unter ihnen zeigten in Bern ihren Raub der oft auf 80 bis 100 Louisd'or ſtieg. — Freylich ein großer Theil, und bey weitem die beſten Soldaten im Gefecht, verabſcheuten dieſe Plünderer, und die Infanterie — war faſt ganz von allen ſolchen Exceſſen frey geblieben.

Die Berner Zeitung vom 12 Merz zeigte daher an: „Die Plünderung von einzelnen Gütern und Häuſern und Perſonen,

muß

muß man der Wuth ſtreifender Partheyen von einem eindringenden Feinde, der aus dem Feuer kommt, zumeſſen; Diſciplin kann da nicht plötzlich ihre Kraft haben. Bald aber konnte ſich kein Menſch mehr über Mißhandlung beklagen; ja man rühmt vielmehr die gute Manier, womit die Einquartirten die Hausgenoſſen behandeln. Ausnahmen giebts wie überall, und bey einem ſo groſſen Haufen mögen die Leidenſchaften auch höchſt verſchiedene Richtungen haben.“ Gegenden, die ſie im Sturmmarſch einnehmen mußten, und wo jeder Einwohner ihr erklärter Feind war, wurden in der Schweiz am übelſten mitgenommen, und das um ſo mehr, weil ſie dort weniger fanden als bey den Reichern. Jene Gegenden, wo die Franken nicht feindlich agieren durften, und die Einwohner ſich ohne Widerſtand ergaben, haben durchaus keine Plünderung erlitten; ſelbſt an den Heerſtraſſen waren ſehr reiche Häuſer unangetaſtet geblieben, und in jedem eroberten Bezirk hörte das Plündern augenblicklich auf, wo die Kriegszucht wieder gehandhabet werden konnte. Die Generäle gaben Sauve-garden, pflanzten Pfeiler auf, worauf die Ordre geſchrieben ſtund: Das Plündern ſey bey

Todesſtrafe verboten! Um alſo geſchwind Ruhe und Sicherheit zu haben, mußte man kapituliren und ſich unterwerfen; da waren die Einquartierten zum Schutz der Einwohner und eine ſichere Hülfe für jeden räuberiſchen Einfall! — Viele baten ſich ſelbſt Soldaten von den Generälen zur Sicherheit aus.

Es kamen damals viele Juden ins Land, die dieſe Beuten kauften. Beſonders konnte man Uhren um ein Spottgeld haben; auch Etuis, ſilberne Löffel, Schnallen, Ringe.

Man will auch oft bemerkt haben, daß viele Einheimiſche, ſchlechte Leute mit plünderten, und unter dem Namen der Franken vielleicht mehr raubten — als der offenbare Feind; man hat viele ſolcher Nichtswürdigen eingezogen und erſchoſſen.

Der Vortrab oder die Freykorps, das Schreckheer der Franken.

Das reguläre Militär hat ſich gewiß ſelten Exzeſſe von Plünderungen, noch ungebührliche Aufführung oder Unzüchtigkeiten erlaubt; dies bekennen alle Schwei-

zer — in deren Angeſicht und als Zeitgenoſſe ich dieſes ſchreibe, und welches ich als ein Zeugniß der Wahrheit hier aufbehalte, weil von häßigen Menſchen, mit dem kleinen Schreckkorps der Freybeuter, die der Armee voraus gehen, auch die ganze Armee ſelbſt allgemein verläſtert und mit Schandthaten überhäuft worden. Aber Plünderungen, Grobheiten, Impertinenzien kamen den ſtreifenden Freykorps zu Schulden, die als Vorpoſten in den gefährlichſten Stellungen ſtehen, in feindlichen Ländern überall den Vortrab machen — den Feind aufſuchen, durch ihre Streifereyen aus ſeinen Stellungen bringen, oder ihn verfolgen und auslauren müſſen. — Es ſind Leute aus allen Nationen, auch Schweizer fand man darunter; — allerdings ein ſchreckliches Korps — nämlich da — wo ſie wirklich feindlich agiren ſollen! Solche Leute — les enfans perdus — wie die Eclaireurs, Tiraillеurs, la legion noire erlaubten ſich natürlicher Weiſe alles, denn ſie ſtehen faſt ohne Subordination, und ihr Poſten ruft ſie zu deſperaten Unternehmungen, wobey die wenigſten nüchtern ſind; dieſe müſſen alſo Schrecken verbreiten. —

Leben und Tod iſt ſtets ihnen gegenwärtig; ſie müſſen alle Leute als ihre Feinde anſehen; natürlicher Weiſe haben ſie alſo keine ſanften Empfindungen; ſo wie ſie keine Gefahr ſcheuen dürfen; den Tod alle Augenblicke im Geſicht haben. Die Unordnungen, Bedrückungen und Ausſchweifungen des kleinern Haufens aber, muß der ganzen großen Armee, die nachrückt, und ſich doch meiſt vortrefflich hält — nicht ohne Unterſchied beygemeſſen werden.

Was die Manövers dieſer Freypartheyen betrifft, ſo ſind ſie eben ſo ſonderbar; ſie verſtecken ſich in Gräben und Hecken; unter Gebüſch und in Waldungen; lauren wie die Jäger auf das Gewild — avanciren — und retiriren unaufhörlich — ſchieſſen in weiten Entfernungen und pariren den Feind; auch gegen die Kavallerie ſtellen ſie ſich ſo tapfer und feuern auf ſie — daß keine Truppen wohl es ihnen an flinken, verſchlagenen, liſtigen, entſchloſſenen und kühnen Attaken gleich thun; dabey wiſſen ſie ihr Leben ſo zu ſchonen, daß ſie blitzſchnell auf den Feind losgehen, ſich aber eilends wieder verſtecken und ſo hurtig ſich aus der Gefahr los wickeln, daß ſehr ſelten einer verwundet wird. — Die Kavallerie,

die einhauen will, kommt ihnen nicht bey, denn mit ihrem Bajonet pariren ſie den Reuter nnd das Pferd. Freylich wenn ſie übermannet ſind — fällt denn ihre Kunſt.

Dieſe Truppen ſind auch nicht ordentlich gekleidet, ſondern kommen in allen möglichen Koſtümen. Einige tragen Kappen, andere Hüte von allen Geſtalten; einige ſind halb angezogen in Kamiſölen, andere in Röcken von allen Farben; viele ſind mit Gewehren verſehen, die nur noch gut zum Bajonetſtich ſind, und nicht mehr Feuer geben; auf ihre Bajonete ſtecken ſie ihr Fleiſch und Brod; oder Geflügel, ſo ſie auf dem Wege eingefangen. Ihre Hauptleute marſchiren mit den Gemeinen zu Fuß vor ihnen her, und mit ihnen im Gedränge; und man erkennt ſie kaum für das, denn ihre Kleidung iſt ſo abgenuzt und ihr Stand ſo übel wie der Gemeinſten ihrer. Bey allen dieſen Beſchwerden werden die wenigſten im Dienſt weder gekleidet noch bezahlt; — welches die Wildheit nothwendig vermehren muß.

Die Huſaren waren nach dieſen Freykorps, die gefährlichſten und ſchwer zu befriedigen; auch ſie hatten Schweizer und

Deutſche. — Ihre Gegenwart war gefürchtet und drückend; da ihr Stand ſie gleichfalls zu den mißlichſten Aktionen auffordert, ſo erlauben ſie ſich auch wieder mehr als keine andere Truppen.

Doch auch alle dieſe Truppen handeln (mit Ausnahme weniger) nur feindſelig — wenn offener Krieg iſt. — Iſts Land unterworfen, ſo reiſet man ſo ſicher neben ihnen, wie unter Freunden. Ich habe 4 Tage nach dem Berner-Uebergang das Land bereiſet, und nicht das mindeſte Unangenehme gehabt.

Grauſamkeit von Bauern begangen.

Ein junger franzöſiſcher Tambour, Namens Bougoin, von der 56. Halbbrigade, hatte das Unglück unter rebelliſche Bauern im Yverdonner Diſtrikt zu fallen, wo er von ſeinem Korps abgeſchnitten war. Er wollte fliehen, wurde aber angehalten, die Bauern ſagten ihm, er ſoll Pardon haben, wenn er rufe vive Berne (es lebe Bern) aber er rief laut: Vive la république

françoiſe! — Hierauf ſchlugen ſie ihn tod! Welche Barbaren!

Der junge Menſch war 17 Jahr alt, und hatte eine arme Mutter hinterlaſſen, welche ſich in Lauſanne eingefunden, und eine Verehrung von 200 Franken von der proviſoriſchen Regierung erhielt.

Zug von Groſsmuth der Franken.

Unſere Schweizer-Militzen, die ins Gefecht kamen, ſagen allgemein aus, daſs nur im Treffen die Franken ſchrecklich ſeyen; aber ſobald ſie ſehen, daſs ihnen der Feind nicht mehr ſchaden könne, ſie ungemein groſsmüthig ſeyen; ſie retteten vielen hunderten das Leben, die durch die Artillerie und Kavallerie hätten niedergemacht werden können: Sie riefen ganzen Haufen zu — fort — auf die Seite, heim! Würden ſie unſere Truppen bey den verſchiedenen Gefechten ernſtlicher verfolgt haben, ſo würde unſer Verluſt unendlich gröſſer geweſen ſeyn. Sie lieſſen die Gefangenen auch gleich los, und ſelbſt Huſaren ritten den zerſtreuten Haufen zu, und forderten ſie auf, ruhig nach Hauſe zu gehen.

Dieſe ſchonende Behandlung ſoll in unſerer Chronik nicht vergeſſen werden: wir danken derſelben das Leben vieler brafen Hausväter und guter Menſchen.

Selbſt den Bleßirten ſprangen ſie eifrig bey, und zu ihrer Wiederherſtellung und Sicherheit thaten ſie das möglichſte, und ſuchten ihre Leiden erträglich zu machen.

Unruhſtifter und Racheſchnauber.

Es gab Leute, (ſie ſind unwürdig Schweizer zu heiſſen) die von Rache ſchnaubten, wie wiehernde Thiere; die mit ſchrecklichen Flüchen, mit den abſcheulichſten Verwünſchungen alles unter einander werfen wollten; Haß, Verfolgung, Mord und Tod droheten. Hätten die Franken ſo mit uns verfahren wollen, wie ſo viele hieſige Landbewohner Rache nehmen wollten, wer würde die Horreurs ſchildern? wer unter ſolchen Greueln noch leben? Wer wollte nicht lieber bis auf tauſend Meilen weit ausgewandert ſeyn von einem Volk, das keine Vernunft, keine Mäßigung im Zorn, kein Gefühl für menſchliche Würde und Verſöhnung hat? Man konnte von den Feh=

lern und Gebrechen reden, die das Vaterland unglücklich gemacht haben; aber dieſes ſoll nur geſchehen, um Verſöhnung und Beſſerung zu bewirken. —

Gleich nach dem Sieg der Franken ſuchten nun alle böſe Leute frey ihre Bosheit üben zu können: die ſich jetzt auf die Ruinen der Zerſtörung neue Palläſte für ſich bauen möchten; andere wollten ſo gar alles plündern, was den Reichen war.— Zum Glück waren die Franken da, die dieſe Unbändige im Zaum hielten, und ihre Bosheit unſchädlich machten.

Hauptklagpunkte der franzöſiſchen Nation, wegen ihrem Einmarſch in die Schweiz.

(Aus den öffentlichen Akten und nach der Antwort an Lavater von Paris.)

1. Die ariſtokratiſchen Kantone, Bern, Solothurn und Freyburg, die zunächſt an Frankreich gränzen, haben während der ganzen franzöſiſchen Revolution allen Schleichwegen der Emigranten Thür und Thore

geöffnet, die durch ihre Ränke, die innern Unruhen in Frankreich unterhalten, genährt; ſie hätten allen rebelliſchen Prieſtern und Royaliſten Vorſchub, Unterſtüzung und ihren Verſchwörungsplanen Beyfall und Zutrauen geſchenkt.

2. Dieſe Kantone trugen den Brennſtoff zuſammen um Frankreich mit der Schweiz zu entzweyen. Man führte einen heimlichen Krieg gegen Frankreich, obgleich man öffentlich von Neutralität ſprach. Man feyerte die Siege der Coaliſirten und verläumdete die Siege der fränkiſchen Armeen.

3. Man ſtrafte die Schweizer, welche man als Freunde der Franken kannte. Man verbannte mehrere. Man erklärte ſie für Verräther, und konfiſcirte das Vermögen einiger. Man ſperrte mehrere in Gefängniſſe.

4. Man gab den Emigranten Vorſchub, ihr Vermögen aus Frankreich nach der Schweiz zu ziehen, wo alſo das Geld der mehreſten Emigranten den Schweizern Reichthümer und Ueberfluß gegeben haben ſoll.

5. Man habe falſche Aſſignate zu Millionen in der Schweiz in Umlauf gebracht,

und die Franzoſen die das thaten, ungeſtraft gelaſſen.

6. Man habe falſche Päſſe ausgefertiget, und mit Schweizerpäſſen und Schweizer-Namen ſeyen Royaliſten in Frankreich hin und her durch ganz Frankreich und Italien gewandert.

7. Die franzöſiſche Nation habe immer aufrichtig die Freundſchaft mit der Schweiz beybehalten wollen; die Schweizer hatten ſich aber nie offen und frey erklärt.

8. Man habe in den Klöſtern der Schweiz die hartnäckigſten Feinde der Republik aufgenommen; ihnen Geld gegeben, der franzöſiſche ausgewanderte Biſchoff von Straßburg, Kardinal Rohan, ſey im Kloſter Einſiedlen lange geweſen, habe dort fanatiſche Plane geſchmiedet — durch Religionskriege die fränkiſchen benachbarten Departementer zu zerrütten. Er habe dazu Unterſtützung an Geld erhalten; und viele Emigranten-Prieſter um ſich verſammelt. —

9. Die franzöſiſche Berner-Zeitung, habe in Frankreich und Italien alle Lügen verbreitet, alle Siege der Franken ſchändlich herabgewürdiget, alle empörende Grundſätze der Contre-Revolutionärs ausgebrei-

tet; die ſelbſt in der Schweiz von dem klügern Theile, verabſcheut worden. Dieſe Schadenfreude habe jeden fränkiſchen Republikaner empört.

10. Man habe Contre = Revolutions-Schriftſtellern Aufenthalt und Vorſchub gethan. Patriotiſche Schriften aber verboten und die Urheber beſtraft. — Mallet du Pan, Spion für England, habe ſein Gift von der Schweiz aus in Frankreich und nach Norden verbreitet.

11. Man habe mit einem Engliſchen Agenten Wickham Verabredung gegen die Sicherheit von Frankreich getroffen, und ſeinen Planen keine feſte offene Erklärung entgegen geſetzt. Durch Wickhams Gegenwart ſey die Schweiz das Comptoir aller Gegenrevolutionärs geworden.

12 Die Ariſtokratien der Schweiz hätten ſich zuerſt in Folge des Obigen in die innern Angelegenheiten von Frankreich gemengt; und das Einmengen der Franken in die ihrige, ſey nur eine Folge davon. —

Artillerie nach Frankreich geführt.

Die Zeughäuſer von Bern, Solothurn, Freyburg wurden geleert; man ſah ganze Tage lang Kanonen und Mörſer abführen, theils nach Lyon, nach Piemont, Befort, Straßburg, Hüningen. — Vielleicht iſt ein Artillerie-Park von wenigſtens 900 Stücken aus der Schweiz weggebracht worden; denn nach anderthalb Jahren gab man wieder zurück, was noch an dieſen Plätzen vorräthig war, welches man auf nahe zu 600 rechnete. Die Schweizer mußten es auf ihre Koſten abholen.

Einiges von der Berner-Artillerie ward über Lyon nach Toulon geſandt, wo ein Theil bis nach Egypten gieng, da eben Bonaparte ſeinen Zug dorthin anordnete. So wie ein Theil der fränkiſchen Armee, von Bern nach Toulon verreiste, um mit Bonaparte abzuſegeln; der kühne General Rampon, der ſich in Egypten ſo berühmt gemacht, kam von Bern aus dahin.

Bey Freyburg, Gümminen, Neueneck nahmen die Franken über 60 Kanonen im Felde weg.

Vorſtellung der Schweizer=Fahnen in Paris, woſelbſt ſie im Direktorialſaal aufgehangen worden.

Sonntags den 18. Merz wurden in Paris die eroberten Schweizer=Fahnen dem Direktorium überliefert. Es waren neunzehn; — Obergeneral Brüne ſandte ſolche durch 2 Adjutanten dahin. Der Vorträger und Brigaden=Chef Rubi ſagte: „Weder Schnee noch Eis, noch alle Arten von Erduldungen konnten unſere Krieger abſchrecken: — „Il fallait toute la „bravoure, qui caractériſe les Soldats „républicains pour vaincre les hommes „quel'oligarchie avoit si fortement sé- „duits — vaincre la fureur d'une troupe „fanatisée et égarée.“ — — Der Kriegsminiſter redete an das Direktorium: „Die blindeſte ungelehrigſte Oligarchie unterſtund ſich ſogar, den Donner der großen Nation heraus zu fordern; zur Vertheidigung ihres lächerlichen Eigendünkels hatten ſie ihre Schlachtopfer der Unterdrückung bewaffnet; aber die Feſſeln ſind zerbrochen,

das Panier der Freyheit wehet zu Bern, Solothurn und Freyburg.“ —

„Blinde Tyrannen, ihr riefet dem Wetter, es kam, und ſeine Blitze zerſchmetterte euch! — Auf den Feldern von Murten, da, wo ſie ſchon lange den Burgundern Hohn ſprachen, da, wo ſie auch noch jetzt glaubten — uns alle zu zernichten, da haben wir auf den Trümmern eures ſtolzen Denkmals, den Baum der Freyheit hingepflanzt!“ — Freyburg, Neueneck und Gümminen — die unſere Kühnheit und was wir mit dem Bajonet können, geſehen haben, da uns Verſchanzungen mit 60 Kanonen geſpickt entgegen ſtanden; ihr könnt bezeugen, was Freyheitsliebe unternehmen und ausführen kann!“

Der Präſident des Direktoriums antwortete:

„Welches gemeinſchaftliche Band konnte wohl die Republik Frankreich mit der Schweizer-Oligarchie zuſammen halten? Welche Verbindung konnte beſtehen zwiſchen den Vertheidigern der Freyheit und Gleichheit, und den eigenmächtigen Selbſtherrſchern über ein ſonſt freyes Volk? Durch die Gewalt mußte man überwinden und er-

obern, was die Gerechtigkeit und die Mäßigung vergeblich gefordert hatten.“ — „Unſere grauſamſten Feinde fanden ſich in dem Lande, das uns mehrere Jahrhundert in dem Lauf der Freyheit vorangegangen. Die Felſen der Schweiz waren durch die Freyheit geheiliget; wir rühmten dieſe, und doch wurden da die häßlichſten Anſchläge gegen unſere Freyheit geſponnen. Von den Spizen dieſer Berge warf die fanatiſche Oligarchie ihre Spione oder Kundſchafter gegen Frankreich aus.“ —

Brief der Wadtländer, an das fränkiſche Direktorium, beym Beſchluß ihrer proviſoriſchen Regierung.

Bürger Direktoren!

„Die Verſammlung der Volksdeputirten vom Wadtland hat ihre Arbeit unter Dero mächtigen Schutz begonnen; ſie endet dieſelbe, indem ſie um ſich her die Denkmale Ihrer Wohlthaten ſiehet.“

Sie haben gewollt, daß das Wadtland frey ſey; und es iſt frey! Ihre große Gedanken haben die ganze Schweiz darinn ein=

geſchloſſen, und die helvetiſche eine und untheilbare Republik ſteht da.

Unſere Erkenntlichkeit wird ſo lange währen, als die Felſen um uns her; dauerhafter als der Griffel der Geſchichte ſchreibt. —

In den dunkelſten weit entfernteſten Zeiten waren die Gallier und Helvetier ein Volk; waren Brüder und frey; nach zwey tauſend Jahren kam Freyheit und Vereinigung wieder zu ihnen beyde, und das iſt nun das Werk von Ihnen!

Bürger Direktoren, nehmen Sie mit Güte das Opfer unſeres vollſtändigſten Dankes und der Erkenntlichkeit wie unſerer ganzen Verehrung an. —

(Dieſer Brief ward den 30. Merz 1798 in der letzten Sitzung der proviſoriſchen Nationalverſammlung vom Leman abgeſandt. —)

Kokarden.

Die erſte war grün — (die Farbe der Hoffnung) hernach gelb, roth und grün. Es ward durch einen Anſchlag-Zettel bekannt gemacht, daß alle helvetiſche Bürger und Einwohner ſich mit der Kokarde ver-

ſehen ſollten, weil dieſe vom Militär reſpek= tirt werden würde. Da ſah man nun Ko= karden von allen Formen; es gab große, von dem Umfang eines kleinen Tellers, bis zu der wintzigen Geſtalt eines bloſſen Pfen= nigs = Pünktleins. Dieſe kleinen Rappen=Ko= karden zeigten die Revolutionaires enragés im umgekehren Sinne an! Einige ſteck= ten ſie an die Hutſchleife, andere verbargen ſie in die Seitenecken. Man konnte aus die= ſem Gemäche ſchon ziemlich auf den Geiſt des Kokardenträgers ſchlieſſen. —

(Im zweyten Jahr ſah man dieſe Natio= nal=Kokarde ſchon wieder allmälig ver= ſchwinden!)

Der erſte Freyheitsbaum in Bern den 9. Merz 1798.

Den 9. Merz 1798. Drey Tage, nach dem die Franken in Bern eingerückt waren, ſtellte man beym Rathhaus den erſten Frey= heitsbaum auf, von dicker und ſchwerer und hoher Geſtalt, mit einer grünen blechernen Kappe geziert, unter dem Spiel der fränki= ſchen Kriegsmuſik, in Gegenwart einer uner= meßlichen Volksmenge.

Der General Brûne logirte anfänglich auf dem Stift; (hernach im Hotel d'Erlach) die proviſoriſche Regierung holte ihn ab; die Generäle der Armee und der Generalſtab begleiteten ihn, nebſt einem Korps von Soldaten zu Fuß und zu Pferde. Der Zug gieng aufs Rathhaus, in den groſſen Saal der 200; wo alle neue Regierungs-Autoritäten und eine Menge Zuſchauer verſammelt waren. Da hielt man ſich ſo lange auf, bis der Baum aufgerichtet war, und unaufhörlich ſpielte die lieblichſte Muſik, über die Melodie: Où peut on être mieux — und ſodann die Carmagniole &c. &c. Auf dem Schultheiſenthron — im alten Rathsſaal, war der Bär zugedeckt, und die Worte Liberté et Egalité an deſſen Stelle hingeſchrieben. Als der Baum anfieng zu ſtehen, begab ſich Brûne auf die Terraſſe der obern Stiege des Rathhauſes; der alt Sekelmeiſter Bürger Friſching ſtellte ſich neben ihn, und in wenigen Worten wünſchte letzterer dem Volk Glück, und daß dieſer Baum gute Früchte bringen möge; — ein heller Ruf: es lebe die Republik, beantwortete dieſen Wunſch. — General Brûne fieng nun zu reden an; er ſagte: Die franzöſiſche Re-

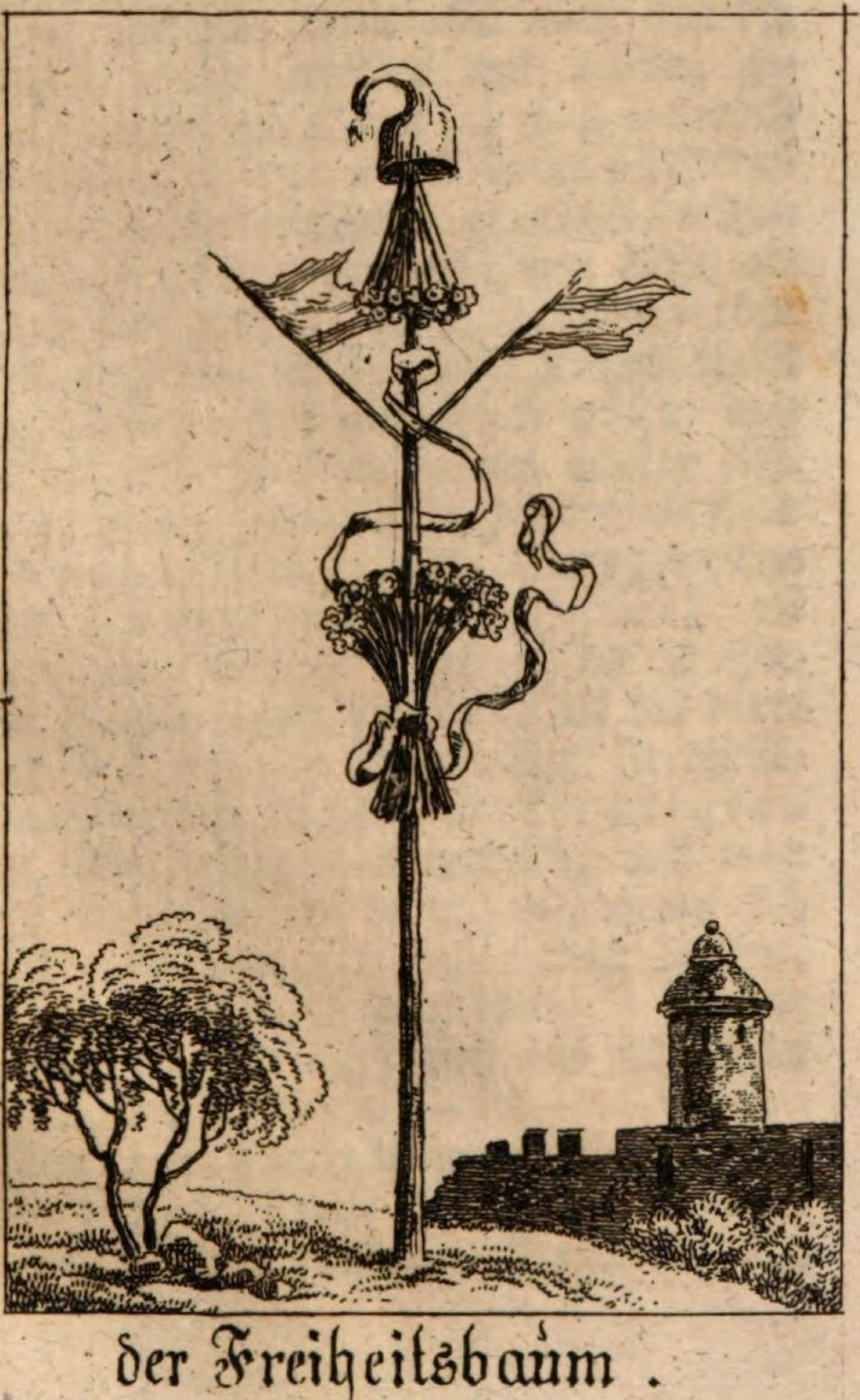
gierung werde nie aufhören, die Rechte des Volks zu beſchützen; die groſſe Nation werde alle ihre Kräfte brauchen, um ihr Werk nicht ſcheitern zu laſſen; ſie werde auch trachten, die Uebel erträglich zu machen, welche der Krieg nach ſich ziehe. — Ein Ruf: Es leben die beyden Republiken, war die Beantwortung! — — Die Muſik ſpielte immer zuweilen, und um ſo ſtärker, wie der General die Treppen des Rathhauſes herunter ſtieg, ſich dem Freyheitsbaum näherte, einige Schaufeln Erde ſelbſt in die Grube des Stammes warf, welches gleichfalls Bürger alt Sekelmeiſter Friſching that, und mehrere Offiziere von der Begleitung. Sodann gieng der Zug die große Straſſe hinauf, die Kriegs-Muſik und Kavallerie voran; den General wieder nach Hauſe zu begleiten.

Dieſer Freyheitsbaum ward den 26. Jenner 1801 wieder weggenommen. Einer ſteht noch beym Wayſenhaus.

Freyheitsbäume.

1798 wurden in weniger als 14 Tagen, nach dem Uebergang von Bern — in der ganzen Schweiz — ausgenommen den Waldſtädten — über 7000 gepflanzt.

XIII



der Freiheitsbaum.

Einige Gemeinden pflanzten Tannen von ungeheurer Größe und Höhe; — theils waren ſie geſchält, theils aber auch mit der Rinde; einige wurden mit Farben gefärbt; an andern Orten ſah man natürlich gewachſene ſchlanke hohe Bäume an Straſſen, zu Freyheitsbäumen geweyhet, indem man ihnen nur die überflüßigen Aeſte abſchnitt und grüne Zweige, beſonders oben im Kranz übrig lies; worauf Kappen theils von Wolle, theils von Blech geſetzt, und Bänder aller Farben darum flattern ließ. Einige hatten Innſchriften; andere ein Gatter-Haag zur Einfaſſung. Einige wollten lieber Pappelbäume (peuplier) als Tannen, weil ſie glaubten, die Anſpielung peuple ſchicke ſich beſſer als das dürre Holz — Tanne! Die meiſten Freyheitsbäume wurden von den Ortsobrigkeiten ſelbſt zu ſetzen, angeordnet; und man hielt eine öffentliche Rede, die darauf ſich bezog; hie und dort tanzte man darum; machte Muſik; wo Militär war, zog der türkiſche Marſch auf, und das Marſeiller ça ira, ward geſpielt. —

Der erſte Freyheitsbaum in der Schweiz ward den 4. Jenner 1798 im Wadtland gepflanzt; zu Lieſtall im Baſelſchen den

18. Jenner; den 24. Jenner in der Stadt ſelbſt; den 1. Hornung zu Arau, im Beyſeyn vom franzöſiſchen Miniſter Mengaud, den 9. Merz zu Bern; den 13. Merz in Zürich, u. ſ. w.

Den 26. Jenner 1801 ward ein Dekret gegeben, daß in einer Gemeinde nur ein Freyheitsbaum nöthig ſey, und wenn alſo einer oder der andere los oder ſchadhaft werde, nicht wieder erſetzt werden ſoll, hingegen Einer wohl unterhalten werden ſoll. In Bern wo 5 waren, nahm man ſogleich alle weg bis auf einen Einzigen.

Freyheitsbaum in Arau.

Bey Pflanzung des Freyheitsbaums in Arau ſah man komiſche Auftritte. Mengaud, der franzöſiſche Miniſter, war gegenwärtig, man nannte ihn nur Vater Mengaud. Eine vornehme Frau tanzte ſelbſt mit einem Säbel umgürtet, in weiſſen Kleidern, wie mehrere vornehme Frauenzimmer, alle mit Nationalbändern geziert, mit fränkiſchen, deutſchen und ſchweizeriſchen Patrioten, um den Baum her, welcher mit ſchönen Maſchen, Bändern und

Freyheitszeichen voll ausſtafirt war. Ein Geiſtlicher, Pfarrer Fiſch, hielt beym Freyheitsbaum eine Anrede an das in großer Menge verſammelte Volk; fränkiſche Huſaren patrouillirten und ſchützten die Verſammlung.

Brüne befiehlt Abſchaffung der Zehnten und Herrſchaftsrechte.

Den 8. Merz 1798 gab der Oberbefehlshaber eine gedruckte Proklamation, worinn vorkommt: §. 5. Die Herrſchaftsrechte, Lehen, Lehnrenten und andere von gleicher Art, ſind aufgehoben. Das Geſetzgebungs-Korps der helvetiſchen Republik wird aber die Art und Weiſe dieſer Aufhebung ſo beſtimmen, daß ſie ohne Eingriff in das Eigenthum geſchehe." —

Die Berner-Bären reiſen auf Paris.

1798 im Merz. Die drey Berner-Bären, welche im Stadtgraben eine reichliche Pflege hatten, wurden 10 Tage nach dem

Uebergang der Stadt, auf drey langen Wägen, jeder mit 6 Pferden beſpannt, in Küſten, von Eiſen beſchlagen und mit einem Gitter-Finſter vermacht, nach Paris abgeführt; — wo ſie im Pflanzengarten daſelbſt, (aux Jardins des plantes) neben andern fremden Thieren, jeder beſonders in einem engen Behålter, eingeſchloſſen, durch einen Gitter aber, dem Aublick jedes Neugierigen, ausgeſtellt ſind.

Im Bårengraben zu Bern wurden zwey Freyheitsbäume geſetzt.

General Brüne wird in Bern zum Gevater gebeten.

Ein oberländer Bauer kam auf Bern, den General Brůne zu ſehen; er gieng gerade vor ihn; ſchaute ihn mit Verwunderung an; gab ihm die Hand, und drůckte ſie recht ſchweizeriſch. — Der General behielt ihn bey ſich zum Mittageſſen, und ſetzte ihn neben ſich. Da wurden fränkiſche Freyheits-Lieder geſungen, und Muſik gemacht; der Bauer ward lebhaft; mehr als zwanzigmal trank er auf die Geſund-

heit

Brune giebt einen Ball in Bern.

heit der Republik — zuletzt bat er um eine Gunſt: „Bürger General! „ich möchte Sie zum Gevattermann! „Mein Weib iſt mit einem Kna„ben niedergekommen.“ — Der General war ſehr willig dazu, und ſteuerte das Knäbchen ſtattlich aus.

General Brüne giebt einen Ball in Bern.

Den 12. Merz 1798. Wenige Tage nach der Einnahme von Bern durch die Franken, gab der Obergeneral Brüne einen Freyball, wo jedermann Zugang hatte. Er war im Muſikſaal oder Hotel de musique, wo auch ſonſt Komödie geſpielt wird. — Ein ſchöner, reizender, mit drey Logen und von vielen Kronleuchtern erleuchteter Saal. — Dieſer Ball war komiſch, weil alles durcheinander tanzte. Franzoſen, Schweizer, Huſaren und Kandidaten; Mädchen und Weiber. Ein General (ſein Namen hieß Rampon, der hernach mit nach Egypten zog) hat den Ball mit einer Allemande eröffnet. Er war in Stiefeln, hatte eine Scherpe um ſich, und war ein

äuſſerſt artiger, von Kriegsſtrapatzen wie es ſchien ſchon alter Mann. — Der Zulauf in alle Gallerien war auſſerordentlich. Gegen Mitternacht noch ward Punſch ausgetheilt, und alles ſchien die höchſte Freundſchaft der Schweizer und Franken anzuzeigen. Damals waren die Hoffnungen vieler — auf eine beſſere Zukunft, ſo neu nnd ſo groß! — Dieſer Ball war gegeben: mit den Franken zu fraterniſiren.

Brüne theilt die Schweiz in drey Republiken.

Den 19. Merz 1798. — Durch eine Proklamation ward ſie ausgerufen, als Rhodaniſche — und die Helvetiſche! — die Rhodaniſche ſollte begreifen, das Wadtland, Wallis, die italieniſche Vogteyen, Sanen, das franzöſiſche Freyburgergebiet, bis an Biel an, Nidau und den Bielerſee mit inbegriffen. Die zweyte Hauptrepublik ſollte genannt werden: helvetiſche Republik; ſie ſollte 12 Kantone begreifen:

Baſel, Aergäu, Baden, Schaffhauſen, Zürich, Thurgäu, (Hauptort Frauenfeld) St. Gallen (mit Tog-

genburg) Appenzell, Sargans (mit dem Rheinthal, Werdenberg, Gaſtern, Utznach, Rapperswyl und Mark,) Luzern, Bern, (ohne das Oberland, ohne Pays de Vaud, ohne Murten und Nidau.) — Solothurn.

Hier fehlt alſo: das Oberland; die kleinen Kantone, Uri, Schwyz und Unterwalden, auch Glarus — welche einen dritten Haupttheil — unter dem Namen des Tellgäues, hätten ausmachen ſollen!

Drey Tage darauf ward dieſer Plan widerrufen. Brüne ſagt in ſeinem Widerruf: Die Schweizer hätten dies ungern geſehen, daher gebe er ihren Wünſchen nach, und ſtimme der Einheit bey.

Brüne verordnet den Aergäuer Kanton.

Den 17. Merz 1798. Bald nach der Beſitznahme von der Hauptſtadt Bern kamen Abgeſandte aus dem Aergäu vor den fränkiſchen Obergeneral Brüne, und baten im Namen ihrer Gemeinds-Ausgeſchoſſenen, daß ſie von ihren Diſtrikten einen beſondern

Kanton bilden könnten. Ihr Wunſch wurde ſogleich gewährt; der Obergeneral gab den 24. Merz folgende Erkänntniß:

Im General-Quartier zu Bern den 27ten Ventoſe (17. Merz) im 6ten Jahr der einen und untheilbaren Republik.

An die Ausgeſchoſſenen des Aergäus.

Euer Land, Bürger, wird einen Canton der helvetiſchen Republik ausmachen. Ihr ſeyd dazu nach eurem Verlangen bevollmächtiget, und ich gebe daher allen euern Konſtituenten die Verſicherung davon, um der berneriſchen Oligarchie keine Hoffnung mehr übrig zu laſſen, welche Euch, da ſie Euch nicht mehr unter ihr eiſernes Joch zwingen kann, doch immer noch durch verläumderiſche Eingebungen beunruhigen will. Ich lade Euch ein, ſo geſchwind möglich das Konſtitutionsprojekt anzunehmen, wodurch Eure Brüder von Baſel ihr Glück befeſtiget haben.

Was die fränkiſchen Truppen betrifft, von denen Ihr fürchtet, daß ihr Aufenthalt zum Ruin Eures Landes gereichen möchte,

ſo wird der General Schauenburg, von dem die Cantonnements dieſes Theils der Schweiz abhangen, Euern Vorſtellungen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Eure Gemeinden werden nicht entwaffnet werden, es ſeye dann, daß ſie ſich durch einige aufrühreriſche Agenten der Oligarchen würden verführen laſſen; alſo hängt es von ihnen ſelbſt ab, ihre Waffen zu behalten. Ich zweifle nicht daran, ihre gute Aufführung, und ihre gerade und offene Redlichkeit, werden ſie vor dem Mißfallen der großen Nation ſichern. Republikaniſcher Gruß!

(L. S.) Brüne.

Brüne ſchaft alle Adelszeichen und Titel ab.

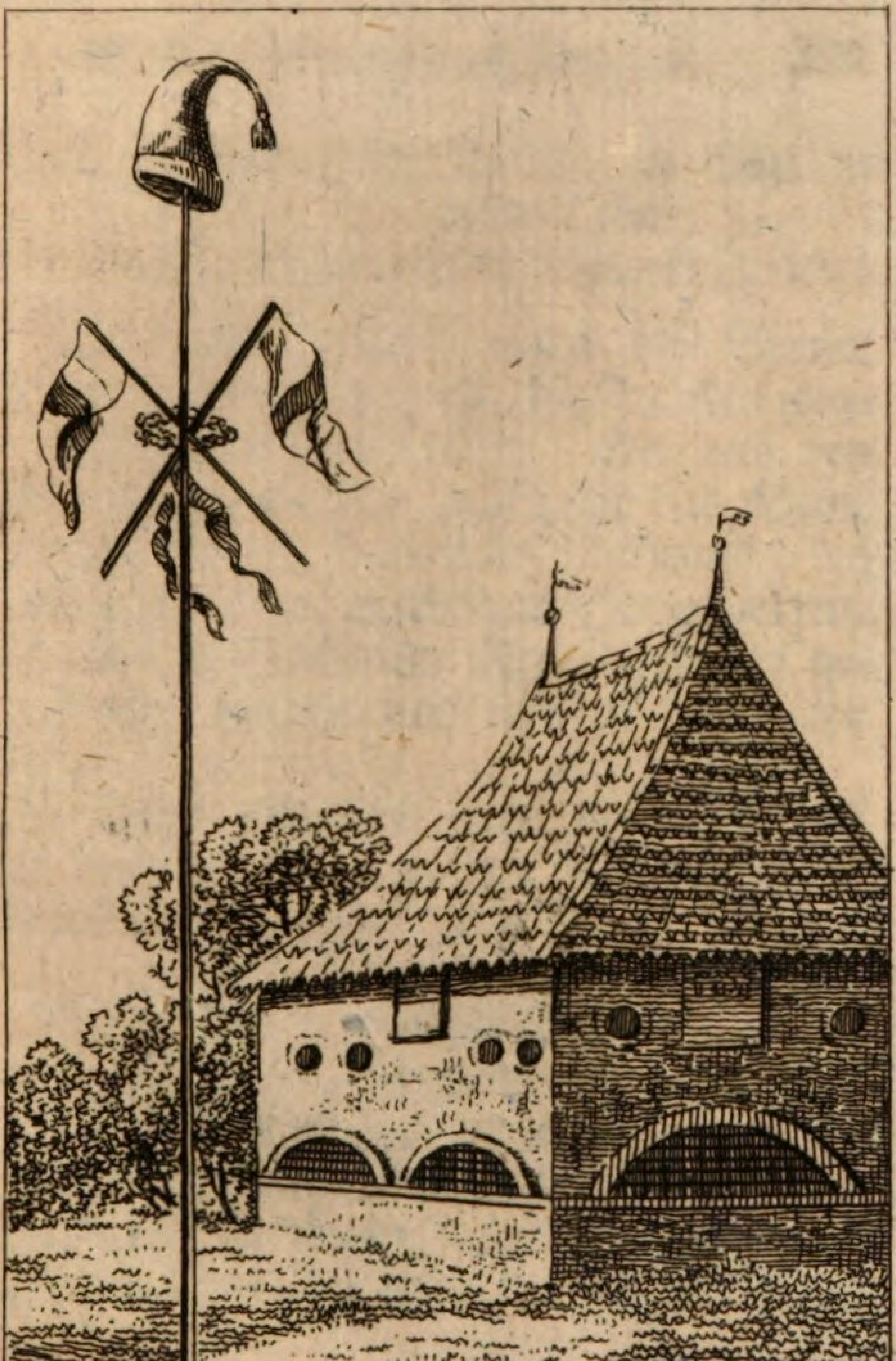
Im Merz 1798. Durch eine Proklamation wurde der Titel von, Graf, Junker, Oberherr, Hochwohlgebohrnen, Gnädiger Herr, und ſo weiter, abgeſchaft. Eine Schrift, die vor Gericht erſcheint, und dieſe Titel trägt, wird nicht angenommen; ein Begehren, deſſen Verfaſſer ſich mit von unterzeichnet, wird als

inconſtitutionel abgewieſen, und nicht in Berathſchlagung genommen bis es in der gehörigen Form erſcheint. Ordensbänder, Kreuze, Adelszeichen, ſind verboten. Die Wappen und Zeichen an den Häuſern werden weggenommen, abgemeiſelt, ausgeſtrichen; der Titel Bürger — allein ſoll allen Ständen gleich zukommen: und der einzige republikaniſche Ehrentitel ſeyn.

Murter Beinhaus zerſtört.

Siehe die Beſchreibung der Schlacht, in der kleinen Schweizer-Chronik, 1ter Band Seite 50. Dieſes Beinhaus iſt nicht mehr, woran Haller die merkwürdigen Worte, auf eine Tafel in Erz graben lies; und aufbehalten zu werden verdienen:

Steh ſtill Helvetier, hier liegt das kühne Heer
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte,
Nicht unſrer Ahnen Zahl, nicht künſtliches Gewehr —
Die Eintracht ſchlug den Feind die ihren Arm belebte;



Beinhaus bey Murten.

Kennt Brüder eure Macht, ſie liegt in
eurer Treu
O, würde ſie noch jetzt, bey jedem Leſer neu!

Den 2. Merz 1798 zogen die Berner Truppen von Murten ab, die Franken folgten ihnen auf dem Fuſſe. Sogleich bey ihrem Vorbeymarſch haben ſie das Beinhaus zerſtört; ſie ſteckten es in Brand, die Burgunder Beine wurden in See geworfen, und an die Stelle ein Freyheitsbaum geſetzt. Sie ſangen und ſpielten dabey ihr ça ira. —

Es waren nun 300 Jahre verfloſſen, daß dieſe Beinkapelle, die mit Gittern eingefaßt war, und gleich einer kleinen Wagenremiſe ausſah, gebaut worden. Viele Jahre her verminderte ſich ſchon die Anzahl der Knochen, weil ſonderlich abergläubiſche Burgunder davon abholten, und als Heiligthümer mit nach Hauſe nahmen. Wie man ſah, ſo waren auch Pferdeknochen mit darunter — die man für Rieſenknochen ausgab. —

Munizipalitäten im Kanton Bern errichtet.

Den 11. Merz 1798 kam in der Stadt Bern der Beſchluß zum Vorſchein; welchen die proviſoriſche Regierung ausfertigen mußte:

1) Jedes Gericht ſoll einen Munizipalrath haben, 2) von 11 bis 21 Mitgliedern, 5) die ſich alle Sonntage oder öfters verſammeln, 6) und für die allgemeine und Privat-Sicherheit ſorgen ſollen. 10) Die Munizipalräthe ſollen die Verhöre aufnehmen und in Schrift faſſen laſſen, 12) die Verbrecher verhaften, 16) keine Zuſammenrottirungen dulden, 17) für die Sicherheit der Fremden ſorgen, 18) die Landſtreicher hingegen anhalten, und 20) einen Ausgeſchoſſenen als Beyſitzer und Mitarbeiter des Bürger Amtmanns wählen. 21) Dieſe Munizipal-Deputirte führen, nebſt dem B. Amtmann, die Criminalprozeſſe, und erklären: ob der Angeklagte ſchuldig oder unſchuldig (oder verdächtig) ſey; 22) es ſollen nicht weniger als 6 ſolcher Deputirte ſeyn, und 23) die Munizipalitäten alle

Volksverſamlung.

Verhaftungen und andere wichtige Vorfälle an den proviſoriſchen Regierungsrath überſchreiben.

Mönchs-Politik.

Die Auguſtiner-Mönche in Freyburg, welche als Beſitzer von Rebgütern im Kanton Lemqn den neuen Eid leiſten ſollten, gaben ihrem Winzer (Rebmann) den Auftrag — den Eid für ſie abzulegen; war aber natürlicher Weiſe abgewieſen.

Volksgeſellſchaft in Bern verboten.

Den 12. Merz 1798. Bald nach dem Einmarſch der Franken in die Stadt Bern, bildete ſich eine Volksgeſellſchaft, die ihre Verſammlung in dem ſogenannten Kommerzienhaus hielt, und groſſen Zulauf hatte. Menſchen aller Art fanden ſich da vereinigt; reine und unreine, patriotiſch geſinnte, und patriotiſch heuchelnde; beſcheidene Männer, und Schreyer; gerade, aufrichtige, wohlmeynende Bürger, vermengt mit Leuten von ganz entgegen geſetzten und bloß

ſpionirenden Geſinnungen. — Man hielt Reden; that Vorſchläge. Bey einer guten Veranſtaltung hätte ſie ungemein nützlich ſeyn, und den Volksgeiſt bilden können! Aber ſchon den 10. Merz machte die proviſoriſche Regierung den Antrag an den Obergeneral Brüne, dieſe Verſammlung zu verbieten. Man glaubte darinn einen Jakobiner-Klubb zu erblicken. Einige Glieder — die ſich zu Chefs aufwarfen — mißfielen — andere aber, die gewiß gute Zwecke dabey hatten, ſagten: Unſere Revolution wird ins Stocken gerathen; der Gemeingeiſt, der noch nicht gebildet iſt, ſollte genährt werden; man muß ihn fixiren und attachiren. Dazu ſind Volksgeſellſchaften nothwendig; das geſellige Leben muß neuen Werth erhalten, und die Scheidewand weggeriſſen werden, welche bisher die Stände und Familien trennte; die Leute müſſen zuſammen kommen; man muß ſie belehren; gute Bücher vorleſen; man muß ſich gegenſeitig kennen lernen; man muß die Leute kennen lernen die das Vaterland zu ſeiner Stütze hat, und die man hervorziehen ſoll. Man kann da am beſten ſehen, wo Kopf und Herz, wo Verſtand, wo Kenntniſſe, wo guter Wille iſt. — — Das alles

iſt nicht ohne Wahrheit. Man ſchlug aber das Begehren ab, man glaubte es verdächtig, man fürchtete Unordnung, Einmiſchung in die Regierung. Die proviſoriſche Regierung von Bern, (die meiſt aus Gliedern der alten Regierung beſtund) hat den Oberbefehlshaber Brüne, daß er alle Volksgeſellſchaften verbiete. — Mißtrauen, war alſo gleich anfänglich was den Muth und die Hoffnung niederſchlug. Mißtrauen, Uneinigkeit; da man doch auf alle Proklamations-Zettel mit großen Buchſtaben voran drucken ließ: — Einigkeit, und Zutrauen!

Kein wahrer Vaterlandsfreund und Menſchenkenner zweifelt daran, daß doch ſolche Geſellſchaften, unter einem feſten Reglement, der Schweiz unendlich hätten gute Dienſte leiſten können. Ein ſchöner Anfang war gemacht; zum Beyſpiel im Wadtland hat die Volksgeſellſchaft zu Morſee nicht nur über 30000 Bürger vereiniget, ſondern auch armen Müttern Penſionen ausgeſetzt; Wayſen und dürftige Kinder erziehen laſſen; — — und ſo hätten ſie zu wahren philantropiſchen Verſammlungen erhoben werden können. Man mußte ſie aber nicht Klubbs nennen, denn die geſchloſſenen

Klubbs in der Schweiz, haben bisher mehr böſes als gutes geſtiftet. Und dieſe läßt man doch beſtehen! Keine Republik kann durch öffentliche Sitzungen gefährdet werden — ſagt die Majorität des Volks.

Auswanderung.

Im Merz 1798. Da gleich nach der Einnahme von Bern viele vornehme Bürger ihre Güter verkauften und aus dem Land mit dem Gelde zogen, ſo ließ die Munizipalität den 30. Merz einen Befehl ausgehen, daß bey Strafe der Confiskation dies nicht geſchehen ſoll. Die fort waren, wurden zurück gerufen, aber wer fort war — war fort, und blieb fort. —

In Freyburg, Solothurn und Zürich wurden gleichfalls die Emigrirende zurückgefordert.

Züricher Revolution.

1798. Den 13. Merz errichtete man beym Rathhaus auf obrigkeitliches Begehren den Freyheitsbaum, mitten in der Hauptſtadt Zürich. Zugleich aber nahmen meh-

rere alte Häupter und Regierungsglieder die Flucht. —

Bevor dieß geſchehen konnte, ſchloſſen die Obern von Zürich und die Landleute eine Kapitulation (den 12. Merz) mit einander. Darinn verſprochen wird, eine neue Konſtitution anzunehmen; daß die Landleute die Stadt mit Truppen beſetzen; die Soldaten ſollen bey den Bürgern einquartiert werden, und zwar auf Bettern; die Beſoldung der Truppen ſoll von der Landes-Kommißion beſtimmt werden; und durch ein Nachverkommniß, iſt folgende Bedingung ausgemacht: „Ich Endsunterſchriebener, verſpreche hiemit, daß die bis anhin ergangene Kriegskoſten von der Stadt ſollen bezahlt werden, und zwar nicht aus dem Schatz; auch daß wegen der Artillerie in einer der erſten Sitzungen der Landes-Kommißion Verfügungen getroffen werden ſollen, welche dem geſammten Volk zur Annahme oder Verwerfung müſſen vorgelegt werden. Sign. Küßnacht, den 12. Merz 1798. Unterzeichnet Hs. Conrad Wyß, Statthalter. —

Den Hergang dieſer ganzen Sache erzählt folgender Brief vom Zürcherſee geſchrieben: „Damit Ihnen die Kapitulation zwiſchen der Stadt und Landſchaft verſtänd-

lich ſey, muß ich Ihnen ſagen, daß, nachdem erſt die Regierung von Zürich durch ihre Abgeordnete für die Landes-Verſammlung einen Eid von den Volks-Deputirten erzwecken wollte; — lautend: Man verpflichte ſich, als ſchweizeriſche Eidsgenoſſen zu verbleiben, (folglich den alten Leiſten anzuerkennen) und nachdeme ſie alle Wünſche des Volks und ſeiner Deputirten vereitelte und ſogar die Ausgeſchoſſenen die in der Stadt waren, der größten Gefahr ſich preis gegeben ſahen, ſo zogen ſie bis auf einige wenige, circa 6, alle aus der Stadt; und veränderten ſich wieder in ein Lands-Comite', in Meilen, von wo aus die Stadt Zürich feyerlich und in gehöriger Form aufgefordert wurde, binnen 24 Stunden ihre Souverainitäts-Rechte mit aller Zugehörde in die Hände des Volks und ſeiner Repräſentanten niederzulegen. Auf die Aufforderung kam eine unbeſcheidene, und trozzige Antwort; — welcher aber eine zweyte Aufforderung von Seiten des Landes folgte — mit der deutlichen Erklärung: daß binnen 6 Stunden, der erſten Erklärung und Aufforderung Genüge geleiſtet werden ſoll, anſonſten die Stadt mit militäriſchem Ernſte darzu genöthiget würde. —

Man zögerte und behandelte die an ſie geſandten Landes-Deputirten du haut en bas. — Und Morgens ſtunden 14000 Mann bewaffnete Männer, mit dem äuſſerſten Enthuſiasmus beſeelt, vor den Wällen der Stadt; die gegenſeitig mit Volk und Waffen beſetzt waren; und ſiehe, die Stadt fand nöthig, die Segel zu ſtreichen, und ſandte den bevollmächtigten Statthalter Wyß — (der beym Einrücken der Franken in Bern, im Namen der Stadt Zürich auch dort war) auf Küßnacht, um mit dem Landvolk zu kapituliren.“ —

Zürich giebt Strafgelder zurück.

Im Merz 1798. Bey dem Steffener Geſchäft 1795 (Siehe oben S.140 folg.) wurden die Leute auch ſtark gebüßt. Dieſe Gelder ſind bey Annäherung der Franken herausgegeben worden. Aus den Akten, die jetzt im Druck ſind, ergiebt ſich, daß folgende Perſonen nicht nur kriminaliſch behandelt, ſondern auch an Geld und Gut hart geſtraft worden.

Gemeindſekelmeiſter Bodmer, Sekelmeiſter Pfenninger, beyde von Stefa,

Sekelmeiſter Fierz und Hauptmann Bleuler, beyde von Küßnacht, Hauptmann Hüni, und Schmid, Statthalter von Horgen — alle 6 auf den Rabenſtein (Richtplatz) geführt — und von da ins Zuchthaus. Ferner an Strafgelder: Bodmer 4500 Gulden; Pfenninger 2000, Hüni 5000, Schmid 15000 Gulden — und das Koſtgeld im Zuchthaus; die Gemeinde Steffa ſoll erlegen, zuſammen 60000 Gulden in Geld und für 18000 an Naturalien — ungerechnet der Partikularſtrafen. Sonnenwirth Brändli und der Kronenwirth Billeter ſollen ſo lange im Gefängniß bleiben, bis ſie beyde zuſammen 12000 Gulden bezahlt haben. — Hauptmann Schultheß zahlt 2000 Gulden; Landrichter Dändliker von Stefa 4000 Gulden; Landrichter Bueler, 8000 Gulden; — Schulmeiſter Rifel, weil die Gemeindsverſammlung im Schulhaus gehalten worden, iſt auf 6 Jahr banniſirt; Löwenwirth Dolder von Meilen, 40 Mark Silber; Wunderli, von ebendaſelbſt 30 Mark Silber. Heß von Wald, 4 Jahr ins Zuchthaus; Keller von Wald, zahlt 500 Gulden; Hürlimann, Geſchworner, Aeppli, Künz, Rath, zahlen zuſam-

men 1000 Gulden; Schreiber Rifel zahlt 500 Gulden, Nottmeiſter, 200 Gulden; Rudolf Sauter, zahlt 500 Gulden; Glaſer Hürlimann, Walder, Tinkler, Baumann, Pündter und Kirchenpfleger Pfenninger, zahlen jeder 1000 Gulden; Schulmeiſter Bodmer, Itſcher, Jakob Raths; Wädenſchweiler, Wachtmeiſter Rifel, Trachsler, Jakob und Johann Pündter, Bueler, Täla, Schaufelberger, jeder 500 Gulden; Egolf, Wäber, Kunz, Zollinger, Johann Hürlimann, jeder 400 Gulden; Sauter, Schloſſer, 800 Gulden; Billeter, (geſchw.) Grimm, jeder 200 Gulden; Mettler, Weisling, Schätzerhäuſer, jeder 200 Gulden; N. Wädenſchweiler 100 Gulden; folgende ſind von Horgen: Höhn, zahlt 2000 Gulden; Hüni 500; Burkhardt 1000; Schäpp 1000 Gulden; Landrichter Gugletz 3000; Nägeli 250; Bär 1000; Gatiker 100; Widmer 100 Gulden; — von Thalwyl, zahlen Sekelmeiſter Aſchmann 2000 Gulden; Amann, Siegfried, Staub, Hoz, zuſammen 650 Gulden; — von Küßnacht, Bleuler, 40 Mark Silber; die

Gebr. Schultheiß, zuſammen 2500 Gulden; Boller 3000; Trümpler 1000; Eliker 250; Fenner 800 Gulden; Aeberli v. Erlibach 500 Gulden; Brunner eben daher, 250 Gulden; kleinere Strafen vieler Perſonen nicht zu gedenken. — Viele kamen davon noch ins Zuchthaus, auf eigene Koſten ihren Unterhalt zu tragen. —

Laut den Rathsdekreten vom 12, 14, 16, 19, Herbſtmonat 1795 nnd 14. Jan. 1795 welche gedruckt ſind.

Unvermögende wurden auf andere Art geſtraft: Einige erhielten eine Zahl Streiche mit dem Farrenſchwanz (nerf de boeuf); einige wurden banniſirt, einige wurden an Pranger geſtellt; andere in dumpfe Löcher geworfen.

Der Landrichter Stapfer von Horgen, mußte ſchon im Jenner 1795 vier hundert Mark Silber Strafe erlegen, und ward ſeiner Aemter entſetzt.

Der ehrliche Bodmer ſagte im neuen helvetiſchen Senat 13. Juny 1799: — „Man möchte Blut weinen — über die Lage der Patrioten, zumal im Kanton Zürich; aber noch iſt ihren Verfolgern kein Haar gekrümmt worden, einige hat man in Sicherheit weggeführt, oder auf eine Weiſe,

wie allenfalls jeder in Sicherheit gebracht zu werden wünſchen könnte.“ —

Viele der Verwieſenen und Gebüßten ſind um alles gekommen; und darben auch jetzt noch.

Züricher Exekutions-Diſciplin bey Stefa.

Man wirft den Franzoſen vor, daß ſie heilige Orte mißhandelten; wie man dies doch in der Schweiz, ſo viel mir bewußt, nirgends geſehen; hingegen aus dem ganz neueſten Schweizer-Krieg 1795, der Züricher gegen Stefa, hat man die Thatſachen vor Augen gehabt; daß die Züricher Soldaten, unter dem Kommando ihrer Hrn. Stadtoffiziere, nicht nur den Einwohner tüchtig plagen, ja bis aufs Blut quälen und mißhandeln können; auch Forderungen zum Wohlleben genug machen konnten, ſondern man ſah auch, wie ſie die Truppen in der Kirche zu Stefa allerley Muthwillen treiben lieſſen; worüber ich hier aber den Mantel fallen laſſe; *) und

---

*) Die Geſchichten in der Kirche wollte zwar der kommandirende Obriſt ernſtlich beſtra-

ihre Bravour in jeder Art von wilder Brutalität beſtand. Manche junge Offiziere gaben immer das erſte Beyſpiel von wildem Lärm und Unſittlichkeit: Die Achtung für Religion war unter ihnen am allerwenigſten ſichtbar. Einſt ſagte des eingekerkerten Bodmers Frau einem ſolchen Offizier: „Sie überlaſſe alles Gott; — der würde noch helfen.“ Die Antwort des jungen Herrn war: „Glaubt ihr denn, daß Gott nur eines Fingersbreit von all dem wiſſe?“ — Viele dieſer Herren Offiziers waren noch ſo dumm ſtolz, daß ſie forderten, die Leute ſollen immer die Hüte vor ihnen abziehen. Mehrere Stefener erhielten Prügel und Arreſt, die es verſäumten. — Wenn die Exekutionshelden auf dem Felde ritten oder wandelten, ſo hatten ſie ihre Freude daran, aus Muthwillen ſogar die Garben oder Baumfrüchte umzuhauen und zu verderben! das ſind Großthaten! Und das geſchah gegen Landesangehörige, die nächſten Nachbarn der Stadt.

ſen, konnte aber die Urheber nicht entdecken. Keiner geſtund etwas ein.

Es iſt nöthig, daß die Nachwelt das alles wiſſe; damit ſie ſehen kann, wie ſo viele ihrer Vorweſer zur Zeit der Revolution geſtaltet waren! Und daß es nicht länger gehen konnte. Die Zeitgenoſſen, die das alles mit anſahen, leben noch.

Der biedere Amann Stutzer, von Küßnacht.

Küßnacht am Luzerner-See, iſt ein für ſich beſtandener freyer, großer Landflecken; ſo aber der Ober-Regierung von Schwyz unterworfen war. Die Küßnachter ſind brafe Leute, die aber die Willkührlichkeit der Kantons-Regierung von Schwyz — welche ſich ihre Oberherren nannte — ungern ertrugen und manches erlitten hatten. Bey Ausbruch der Revolution — forderten ſie alſo freymüthig ihre Rechte. — Als zwey Abgeſandte vom Ort Schwyz in Küßnacht bey verſammelter Gemeinde anlangten, und ſie fragten: „Was ſie denn unter Freyheit und Gleichheit verſtehen?“ — trat ein biederer Landmann, Namens Amann Stuzer auf, und ſagte: „Wir meynen, daß von Gott aus,

alle Menſchen mit gleichen Rechten gebohren und auf die Welt geſetzt ſeyn; und daß die Obrigkeiten, an Gottes ſtatt, wie gute Väter alle ihre Kinder glych haltend ſollend.“ —

Dieſer bidere Landmann ſoll bey der Nachwelt in Ehren gehalten werden, denn er war kein Rebelle, ſondern ein brafer Patriot, der allen Menſchen Gutes that. Sein Haus und ſchöner Hof liegt weit abgelegen zwiſchen Küßnacht und Mayerskapell, und ganz verſteckt; ein wahrer alter Werner Staufacher, an Sitten, Geiſt und Geradheit des Herzens; — wie ihn ſeine Landsleute dafür nennen.

Obige Landsgemeinds-Verſammlung hielt ſich ſchon in der Mitte des Hornungs; und ihr Entſchluß war: doch nichts mit der Gewalt zu zwingen; -- ſondern zu erwarten, die Zeit, die alles reifen läßt, und die Schickſale der Welt, der Vorſehung zu überlaſſen, die ſeit den letzten 8 Jahren, wie ſie ſagten, ſo wundervoll alles geleitet hat.

Hochgerichte umgeworfen.

In der erſten Revolutionshitze wurden in vielen Gegenden die Galgen umgeworfen, und von den Munizipalitäten weg zu thun — befohlen. — Schon zur Zeit der Kirchenreformation wurden die Hochgerichte vielfältig zerſtört, die geiſtliche Kriminalherrſchaften dadurch aufgehoben, und der weltlichen Obrigkeit — von welcher man mildere Behandlung erwartete, die Gerichtsbarkeit übertragen; wo ſie vorher die Aebte, Chor- und Stifsherren ausgeübt hatten. — Wir wollen ſehen, ob dieſe republikaniſche Zerſtörung die Moralität beſſert, ob beſſere Juſtitz, als bisher, künftig im Lande der Gleichheit walten wird. Paßt auf ihr Bürger!

Die neue Konſtitution.

In dem Lauf der Monate Merz, April 1798 wurde durch Brüne und Le Carlier ſie allen Gemeinden in der Schweiz in allen Verſammlungen vorzulegen befohlen, und ihre Zuſtimmung begehrt; aus zehn Kantonen nahmen die Gemeinden ſie

ſogleich an. Aus Unterwalden proteſtirten zuerſt die Pfarrer gegen dieſelbe (8. Merz;) Unterwalden ob dem Wald nimmt ſie an (7. April) Glarus verwirft ſie (15. April;) Appenzell Auſſer=Roden verwirft ſie (22. April;) Abt von St. Gallen verwirft ſie; Zug, Schwyz, Uri, Wallis antworten nicht. Nach den Gefechten mit den Franken, ſtimmen ſie alle zur neuen Konſtitution (4. 14. u. 19. May.) —

Man hat hernach bemerkt, daß mehrere Repräſentanten der Kantone, ſo die Konſtitution am erſten und willigſten angenommen, ſie in den Sitzungen am ſtärkſten angegriffen, ſolche für unpaſſend aufgedrungen, und dem Geiſt und den Sitten von Helvetien zuwider, geſchildert, alſo die Achtung dafür geſchwächt haben. Die Bürger ſo ihr aber zugethan waren, glaubten: die zufälligen Aenderungen in einigen Formen, hätten leicht in einem Zuſatz oder Erläuterung, durch ein einziges Dekret, in die gehörige Proportion gebracht werden können; — wo hingegen, wenn man die Konſtitution verließ, oder ihr die Achtung verſagte, im ganzen Lande neue Verwirrung entſtund, und das Mißtrauen allgemein werden

werden mußte; auch alle Feinde der neuen Ordnung ſich darauf beruften.

Und doch war ſehr viel Gutes in dieſer Konſtitution, die wir der Hauptſache nach hier kurz anzeigen.

Die Fundamentalgrundſätze der neuen Schweizerverfaſſung ſollten beruhen:

1. Alle Kantone ſollen künftig einen einzigen und unzertheilbaren Staat ausmachen, um durch vereinigte Kräfte das Wohl des gemeinſamen Vaterlands zu ſchützen; und an innrer Stärke und äuſſerer Unabhängigkeit dadurch merklich zu gewinnen.

2. Das geſammte Volk ſoll der einzige höchſte Oberherr dieſes Freyſtaats heiſſen. Seine Verfaſſung kann nur mit Einſtimmung der ganzen Nation abgeändert werden. Zum Voraus aber iſt feſtgeſetzt, daß unſer Land eine Demokratie ſeyn und bleiben müſſe. Die Stellvertreter können nie anders auf Poſten gelangen, als durch die freye Wahl der Männer, die das Volk alljährlich ſelbſt, in ſeinen Urverſammlungen ſich ausſucht.

3. Die natürliche Freyheit des Menſchen wird nur durch die Geſetze um des allgemeinen Beßten willen eingeſchränkt; aber

gar keinen Zwang leidet die Gewiſſens- und Preßfreyheit.

4. Die verſchiedenen Richter im Staat, ſind in dieſer neuen Verfaſſung aufs deutlichſte beſtimmt, und keiner ſoll ſein Amt mißbrauchen.

5. Die Betreibung eines gänzlich freyen Handels und Wandels, und aller Gewerbe und Handwerke, ſtehet jedem Staatsbürger von Rechtens wegen gleich zu: Und eben ſo auch das Recht eines Auskaufs der auf liegenden Gründen haftenden Lehen, oder ſogenannten ewigen Beſchwerden und Dienſtbarkeiten.

6. Aber jeder wird ſeine Pflicht erkennen, zu den Abgaben und Laſten der Staatsbedürfniſſe, verhältnißmäßig nach ſeinem Vermögen, mit beyzutragen, und als ein gebohrner Soldat ſeines Vaterlandes, in deſſelben Nöthen, ihm ſeine Dienſte, nach dem Beyſpiel ſeiner tapfern Voreltern, freudig und willig zu weihen.

„Wichtig ſind freylich die mannigfaltigen Abänderungen, welche dieſe neue helvetiſche Staatsverfaſſung in unſern Schweizerlanden, und in den bisherigen Einrichtungen deſſelben, nach ſich ziehen mußte; aber groß iſt doch der Gedanke einer vollkommenen

Vereinigung! Alle bisher bekannten Staatsverfaſſungen haben ihre Gebrechen; auch dieſe neue konnte davon nicht frey ſeyn; aber die Mittel, ſie zu verbeſſern liegen da. Es braucht nur redliche Männer, die ſie gebrauchen können und wollen.„ —

Nach dieſer neuen Konſtitution war die Kantons-Ordnung ſo beſtimmt:

Die allgemeine Polizey und auf den Dörfern ſoll von den Orts-Munizipalitäten verwaltet werden; wozu jeder redliche, wohlbekannte Bürger derſelben Gemeinde das Anſpruchsrecht hat. — Die obere Polizey aber ſollen die Diſtriktsgerichte beſorgen.

Die Criminalfälle oder Beurtheilung der Verbrechen und Strafen, entſcheidet das Cantonsgericht; welches auch die Prozeß-Streitigkeiten ſchlichtet und die Partheyen verhören ſoll. — (Dazu haben ſich Friedensrichter, um die Menge der Prozeſſe zu verhindern, in jeder Gemeinde vereinigen ſollen.) Der obere Gerichtshof ſollte gleichſam das Appellations-Gericht ſeyn, wohin die wichtigſten Beſchlüſſe zur Beſtätigung oder Verwerfung der kantonsgerichtlichen Urtheile, gebracht werden. — Auf dieſe Weiſe wollte man verhüten, daß

die Strafen weder partheyiſch noch leidenſchaftlich abgemeſſen werden; man hatte auch ſchon die Erfahrung gemacht; daß unſtudirte Leute, die als Richter dabey Sitz und Stimme hatten, die kräftigſten, ſinnreichſten Urtheile gefällt haben, die den Gelehrten ſelbſt, zur Warnung und zum Wegweiſer gedienet. Und ſo wie in allen Dingen die Uebung den Meiſter macht, ſo würde auch hier die längere Amtsverwaltung mehr Beſtimmtheit, Feſtigkeit, Gewißheit erzeugt haben.

Die Verwaltungskammer beſorgt alle Staatsausgaben und Einnahmen des Kantons; wacht für die Handwerke, Künſte, Handlung; bezieht Lokal-Abgaben und erhält alle öffentliche Anſtalten in ihrer Ordnung.

Was die Beſoldungen anbetrifft, ſo ſagt die Konſtitution, ſie ſollen verhältnißmäßig nach den mehr oder wenigern Arbeiten und Fähigkeiten der Perſonen, beſtimmt werden. Sie ſollen nicht zu hoch ſeyn, damit ſie nicht zur Geldbegierde reizen, noch zu niedrig, damit ſie nicht das Eigenthum nur der Reichen würden. Das Gehalt ſoll nach Scheffel Korn beſtimmt werden. Der Bürger-Eid, den jeder junge Schweizer nach der

Konſtitution im 20 Jahre ablegt, ſoll ſeyn: „dem Vaterland, der Freyheit und der Gleichheit als treuer Bürger eifrig anzuhangen. Unordnung und Sittenloſigkeit aber, mit gerechtem Haſſe zu verabſcheuen.“

(Was helfen doch aber alle Geſetze ohne gute Sitten?)

Bern nimmt die Konſtitution an.

Erſte Urverſammlung in Bern.

Den 22. Merz 1798 wurden in der Stadt Bern, in den drey Kirchen die Urverſammlungen, der obern, mittlern und untern Gemeinde gehalten, wo die neue Konſtitution abgeleſen und darüber geſtimmt wurde. Man zählte 1500 Stimmfähige Bürger — nämlich alles war jetzt da Bürger, was ſchon vorher in der Gemeinde wohnte, und ein allgemeines Schweizer-Bürgerrecht hatte. —

Auf 100 Mann ward ein Wahlmann gewählt; — Mitglieder des vormaligen kleinen und großen Raths der Stadt Bern, konnten zwar mitſtimmen — aber nicht zu

Stellen gewählt werden; ohne beſondere Ausnahme. Hundert Wahlmänner haben ſich ſodann Sonntags, den 25. May auf dem Rathhaus zu Bern verſammelt und daſelbſt 15 Glieder gewählt, ſo die einſtweilige Verwaltung des Kantons beſorgen ſollten. Die Konſtitution ward auf gleiche Weiſe von den Munizipalitäten in den Ortſchaften und Dörfern vorgeleſen — vom Volk einſtimmig angenommen; — und die Wahlmänner auf Bern geſandt.

Brüne nimmt Abſchied von den Schweizern.

Den 28. Merz 1798. Im Hauptquartier zu Bern, richtete der Obergeneral folgende Zuſchrift an alle Bürger Helvetiens:

„Bürger! das Vollziehungs-Direktorium der franzöſiſchen Republik überträgt mir die oberſte Befehlshaber-Stelle der italiäniſchen Armee. Ich entferne mich von eurem Lande. — Ich lobe die Thätigkeit, womit ihr an eure neue Verfaſſung Hand anleget; und ich bedaure nur, daß ich nicht ferner Zeuge eurer großmüthigen und letzten Anſtrengung ſeyn kann! Aber eure Ober-

herrſchaft iſt wieder erobert; ſie iſt den Oli-garchen entriſſen, dies haben euch die Fran-ken verſprochen, und ſie haben Wort gehal-ten. Schon folgt auf die Unordnung der Tyranney, die Ordnung der Freyheit. — Populäre Obern werden eingeſetzt; eine Re-gierung nach eurer Wahl, mit aller Un-eingeſchränktheit das Beſte zu thun; kann die letzte Hand an das große Werk legen, und Kraft und Würde in alle eure neuen ſchönen Anordnungen bringen, und dadurch jene Glückſeligkeit zurück führen, die von ungerechten Gewalthabern war erſchüt-tert worden. Mein aufrichtiger Wunſch, ihr Bürger, iſt, daß dies geſchehe; und daß eure dauerhafte Wohlfart das Augenmerk eurer neuen Geſetzgeber ſey, wodurch auch allein das Werk der Franken gewürdiget werden kann, und die Siege der Armee werden ihren Werth und Preis erhalten.

Gruß und Bruderliebe

(Brüne.)

Schauenburg übernimmt das Ober-Kommando in der Schweiz.

Den 28. Merz 1798 Nachmittags gegen 3 Uhr verreiste General Brune von Bern, gieng über Lauſanne zurück nach Italien. Ein Theil der Armee folgte ihm. — Obergeneral Schauenburg übernahm nun das Kommando in ganz Helvetien; ſo er bis Ankunft des General Maſſena, 8 Monate lang, behielt.

Kriegs-Kontribution.

Den 4. April 1798. Es gieng von der Verwaltungskammer in Bern eine Aufforderung an die Mitglieder der vormaligen Regierung von Bern, daß ſie zu den dringenden Kriegsbedürfniſſen der fränkiſchen Armee vorläufig von ihrem Vermögen drey vom Hundert, an die Kontributionskaſſe erlegen ſollen.

Das Vermögen wurde ſo geſchätzt: Haus, Güter und Waaren, Zinsſchriften; fremde Fonds, Nutznieſſung, Zehnten (à 70 Kro-

nen der Mütt Dinkel, Bodenzinſe à 80 Kronen der Mütt Dinkel. Weinzehnten, der Saum 170 Kr. Weinbodenzins 200 Kr.) Silbergeſchirr nach dem Gewicht geſchäzt. Von dieſem ganzen Betrag, ſoll dann das 3 vom Hundert in Geld oder Geldswerth, erlegt werden.

Auch die kleinen Kantone erkennen ihre Unterthanen für frey.

Im Aprill 1798. Bey allem Demokratismus, ſo ſich in den kleinen Kantonen fand, war doch noch ein Unterſchied unter den Bürgern und Einwohnern, es fanden ſich Unterthanen, die nicht die gleichen Rechte hatten, und alſo die Ländler als ihre Herren anſehen mußten. Nur ein ſogenannter freyer Landsmann, hatte bey der Landsgemeinde Zutritt; es waren ganze Diſtrikte, die man die unterthänigen Gegenden nannte; und wo die alten Einwohner keine Stimme hatten. — Um nun dem Zeitgeiſt nachzugeben und den Franken zu zeigen, daß auch ſie — Freyheit und Gleichheit anerkennen wollten, erklärten die Kantone Uri, Schwyz,

Unterwalden, Zug, Glarus — ihre bishe-rigen Unterthanen für frey. — Und ſchrieben dies an den franzöſiſchen General, daß ſie der Anforderung entſprochen, und in ihrer Landes-Konſtitution auch dieſe gewünſchte Abänderung getroffen haben, indem ſie keine Untergebene mehr hätten, ſondern ſie ſeyen nun ſo frey wie ſie ſelbſt! — Sie hofften nun hiermit alles gethan zu haben, was die fränkiſche Republik wünſchen könne; übrigens aber würden ſie bey ihrer bisherigen Freyheit feſt ſtehen bleiben, und keine andere oder weitere Abweichung von ihrer Verfaſſung erlauben. Ihre Vertheidigungs-Anſtalten ſo ſie treffen, ſeyen nur auf dieſen Zweck hin, auch würden ſie ſich nicht fürchten.

Die Landſchaft March trennt ſich mit Gewalt vom Kanton Schwyz.

Schon ſeit 1790 ſtritten dieſe Gemeinheiten mit dem Stand Schwyz über zurückgehaltene Rechte und Einſchränkungen. Der Kanton Schwyz war Oberherr, und

die Einwohner der March, Unterthanen, denn die Appenzeller hatten den Strich Landes in ältern Zeiten nach den gemachten Eroberungen, an Schwyz geſchenkt. Daher verlangte dieſe Landſchaft ihre natürliche Freyheit wieder. Die Landsgemeinde ſtimmte für das Begehren, und auf dem Rathhaus zu Lachen verfertigte man den 10. Hornung eine Schrift, die an den Kanton Schwyz gerichtet war, worinn durchaus Unabhängigkeit und unbedingte Freyheit und Entlaſſung gefordert wurde. Die Rathsverſammlung zu Schwyz erklärte dieſes Verlangen als rebelliſch, und ließ eine Proklamation dagegen ausgehen. — Aber den 8. Merz 1798, als die Franken ſchon in Bern und Solothurn waren, und man keine Hülfe ſah, bequemten ſich die Herren von Schwyz folgende Loslaſſungs-Akte auszuſtellen: — „Wir Landſtatthalter, die Räth und Landleut eines dreyfachen Landraths zu Schwyz verſammelt, urkunden hiemit, daß wir der löbl. Landſchaft March eine vollſtändige Freyheit ertheilen, und auf Land und Leut, für jetzt und zu allen Zeiten, Verzicht thun.“

„In Urkund deſſen wir dieſes Befreyungs-Inſtrument mit unſerm Standesgewohnten

Inſiegel verwahret, und durch unſern Landſchreiber unterzeichnet, haben ausfertigen laſſen.

Gegeben den 8. Merz 1798.

Meinrad Suter,
Landſchreiber.

Allgemeine Kontributionsanlage der ariſtokratiſchen Kantone.

Den 8. April 1798 verordnete der Regierungs-Kommiſſär Le Carlier: Bern zahlt 6 Millionen; Freyburg 2 Mill. Solothurn 2 Mill.; Luzern 2 Mill.; Zürich 3 Mill. — in 5 Terminen. Einſiedlen, St. Urban, Stift Luzern 1. Mill. — Der Kommiſſär verordnete, daß die Verwaltungskammern, die das Geld beziehen ſollten, auch bey der Vertheilung Rückſicht nehmen, ſowohl auf das Vermögen der Schuldbaren, als auf diejenigen, die den Krieg ins Land gezogen haben; und daß einer für den andern ſtehen ſoll. Zugleich wurden 12 Geiſeln von Bern, 10 Geiſeln von Solothurn nach dem Elſaß abgeführt, zur Garantie der Zahlung. Die öffentlichen Kaſſen

wurden nach dieſer gleichen Publikation der Verification des Commiſſär Le Carlier unterworfen. (Siehe Ordre 19. Germinal An 6.)

Die Geiſeln waren von den vornehmſten Familien, und wurden unter Geleit von Huſaren, in Kutſchen nach Hüningen und Straßburg gebracht.

Dieſe Kontributionen wurden hernach von der franzöſiſchen Regierung um ein anſehnliches herabgeſetzt; Bern kam von 6 Millionen auf 4 Millionen franzöſiſche Livres herab; und da auch dieſe, wegen Mangel an baarem Gelde nicht konnten bezahlt werden; ſo forderte die fränkiſche Nation überhaupt nur 6 vom Hundert, von dem Vermögen der Glieder der vorigen Regierung; und 3 vom Hundert, von allen Bürgern, deren Familien Antheil an der Regierung hatten. Solothurn, Freyburg, Zürich, Luzern erhielten ebenfalls anſehnliche Verminderung. Man ſchickte eigene Geſandtſchaften nach Paris, dies zu vermitteln. — Aber deſto mehr Einquartirung kam nun ins Land.

Berner Schatz.

Mittwochs den 12. April, und Donnerſtag den 13. April iſt ein Theil der Kontribution und der Berner Schatz nach Frankreich (Lyon) abgeführt worden *). Bis dahin haben von Bern aus Pferde geliefert werden müſſen. Es waren theils Karren, theils Wagen, zuſammen eilf, welche ungefähr 100 Küſtlein gepackt hatten. — Man ſagte, ſie führten gegen 6 Millionen; überhaupt ſollen ſich 8 Millionen Berner Pfund, (etwa 4 Millionen Gulden) im Schatz zu Bern gefunden haben, theils gemünzt, theils in kleinen Gold und Silberſtangen. Ein Theil dieſes Geldes bezog die italiäniſche Armee zu ihrer Bezahlung. Einige Nebenkaſſen, die zugleich geleert worden ſind, waren in obiger Summe nicht mit begriffen. Einige Millionen hatte die Berner Regierung ſelbſt zu ihren ſchweren Ausgaben in den letzten Jahren aufgebraucht.

*) Dieſes Geld iſt theils auch zur Ausrüſtung der Flotte nach Egypten, nach Toulon gegangen. — So wie vom Berner Geſchütz.

Man gab aber immer den Stand Bern für gar zu reich aus, welches ſchon früher mehrere Sachkenner öffentlich widerlegt haben. Sonſt rechnete man bis auf 15 Millionen baares Geld.

Bey obigem Geldtransport beſtund ein Theil der Partikular-Kontributionen der Regierungsglieder ꝛc. in Silbergeſchirr und geldwerthigen Gold- und Silberarbeiten.

Auf die Berner Gelder, welche im Wadtland lagen, legte die Wadtländiſche Revolutions-Regierung Beſchlag; -- welcher aber bey der fränkiſchen Einnahme von Bern, und Zuſammentretung mit der helvetiſchen Regierung, wieder aufgehoben worden. Durch die Kriegskoſten und Entfernung des Berner Schazzes, ward auch manchen Streitigkeiten ein Ende gemacht, die ſich anfänglich erheben wollten, da Wadtländer und andere einen Theil davon anſprechen wollten! Eben ſo wurden die beſchädigten Patrioten damit zur Ruhe gewieſen, weil keine Fonds mehr da waren.

Repräſentanten zu Arau den 12. April 1798 verſammelt.

Von Bern 12, vom Aergäu 12, Baſel 12, Freyburg 12, Leman, 12, Luzern 12, Oberland 12, Schaffhauſen 12, Solothurn, 12, Zürich 12. — Alſo von 10 Kantonen — betragen — 120 Perſonen; davon von jedem Kanton 4 in Senat, oder Altrath, und 8 in Geſetzrath kamen. Von Appenzell Auſſer-Roden war auch ein Abgeſandter da, der Hoffnung machte, der andere Theil — Inner-Roden, werde auch bald beyſtimmen.

Den 12. April, Morgens 9 Uhr verſammelten ſich alſo auf dem Rathhaus zu Arau zum erſtemmal die helvetiſche neue Geſetzgeber. Der älteſte unter ihnen war der bekannte Jakob Bodmer von Stefa, Kanton Zürich, dieſer trat an einen erhöheten Sitz und redete die Verſammlung zuerſt an. Er ſprach: „Die Verwirkung in der wir hier beyſammen ſind, zeigt genug an, daß die Bande unſers Vaterlandes aufgelöst ſind. Mein Alter ſcheint mir das Recht zu geben, euch, liebe Mitbürger, auf-

zufordern, zu einer neuen geſellſchaftlichen Verbindung, Herz und Willen zu vereinigen, und einen Geſetzrath einzuführen, der unſern Zuſtand in einen Beſſern verwandeln kann. Wählen wir alſo gleich unter den anweſenden Abgeſandten der Kantone die Männer, die als Präſident und Schreiber, die erſten Dienſte vertreten ſollen.“

Nachdem die Vollmachten eines jeden anweſenden Bürgers unterſucht und richtig befunden worden, ſo wurde zum Präſident erwählt: Ochs von Baſel; zu Schreibern: Zäßlin von Baſel, Keller von Schaffhauſen, Eſcher von Zürich, Bay von Bern, Secretan von Lauſanne.

Hierauf ward die Abtheilung in Senat und groſſen Rath — vorgenommen: Der letztere erhielt, laut der Konſtitution, die Pflicht: Alle Vorſchläge, Behandlungen in erſter Inſtanz zu beſorgen; der Senat aber, die Meynung des geſetzgebenden Raths zu prüfen, und ſodann durch Beyder Beyſtimmung — ein Geſetz oder einen entſcheidenden Entſchluß zu nehmen. Vor der Trennung dieſer 2 Räthe ſprach der Präſident Ochs noch folgende Worte:

„Beſonders wichtig iſt es Euch jetzt zu „bemerken, daß wir uns jetzt nicht mehr

„als Stellvertreter eines einzigen Kan=
„tons, ſondern als Stellvertreter
„der ganzen helvetiſchen Nation
„anſehen ſollen; im Senat und Geſetzrath
„muß das Beſte der ganzen helveti=
„ſchen Nation zum Augenmerk dienen;
„unſere Bemühung kann dadurch allein
„zum Wohl unſers theuren Vaterlandes
„ausſchlagen.“

Den 21. April wurden zu Direktoren oder zur Vollziehung der Geſetze verordnete Perſonalen erwählt:

Legrand, Kaufmann und Gelehrter von Baſel; Glaire, Gelehrter, aus dem Wadtland; Oberlin, Kaufmann von Solothurn; Pfyffer, Gelehrter und vormals Mitglied des Raths zu Luzern; Bay, vormals Advokat zu Bern.

Die Vereinigung der kleinen Kantone, geſchah erſt im Maymonat; und jene der italiäniſchen Vogteyen mit der Schweiz wurde erſt im Julius 1798 beendiget.

Dolder ſagte vor dem Senat, als vom 12. April die Rede war: „An dieſem Tage verſchwand die Scheidewand, ſo Schweizer gegen Schweizer errichtet hatten; Helvetien wurde Eins!

Und in einer Proklamation der Franken an die Schweizer ſtehet: Schweizer! Möge jetzt das unſterbliche Andenken an eure Voreltern in euren Seelen die Tugenden wieder wecken! Möge das ſchöne Zeitalter Willhelm Tells aufs neue aufleben! Knüpft die Bande der Einigkeit und Brudertreue wieder; — dann werdet ihr hoch geachtet, und die Franken-Republik wird mit Wohlgefallen dieſes ihr Werk ſo gekrönt ſehen! —

Neue Geſetzgeber.

Sie hatten ſich nach vielen Debatten über ihre Kleidung vereiniget: Auf den Rock ein Sammetkragen, einen Hut mit grünen und rothen Straußfedern, (die ſehr hoch herabhängen) eine ſeidene, dreyfarbige Schärpe um den Leib.

Die Sitzungen waren öffentlich, wenn nicht geheime Sachen zu behandeln waren; der Zuſchauer waren oft viel, oft wenig. Man hielt zuweilen lange Reden, die aber mehr den Redner als den Geſchäftsmann anzeigten; denn der Geſchäftsmann iſt kurz und bündig, ſo wie in Thaten, in Worten und Handlungen. —

Mit Tagesordnung abſpeiſen, was oft höchſt noth that — war eine andere groſſe auffallende Gewohnheit; auch ajourniren — oder die wichtigſten Anträge auf den Kanzleytiſch zu legen, wurde ein Mittel — die Geſchäfte auf die Seite zu ſchieben, oder zu verſpäten, daß es nichts fruchten konnte; an eine Kommißion zu verweiſen, galt oft, um nie wieder davon reden zu hören.

Da alle Debatten gedruckt worden, ſo kann die Nachwelt am beſten aus allen dieſen Sitzungen urtheilen, was ſie der Nation genützt haben, und was man noch weiter von ihnen hätte erwarten können, wenn ſie nicht nach einer Probzeit von 27 Monaten ſelbſt — ajournirt worden wären.

(Am 7. Auguſt 1800 war ihre letzte Sitzung.)

Die Mitglieder beyder Räthe beſtanden meiſtens aus Advokaten, Landagenten, Medizinern, Rechtsgelehrten, Notarien und reichen Landleuten; die meiſten Reden haben gehalten, und in allen Kommißionen hatten den Vorſitz, die Gelehrten und gewandteſten Redner; neben ihnen konnten die Landbewohner, die des Befehlens unkundig, der Sprache ſelbſt nicht mächtig und des neuen Geiſtes der Revolution

gar nicht kundig waren, nicht viel vorſtellen; ſie waren gleichſam nur die Konſonanten, die mehreſten ſchwiegen ganz ſtill, oder gaben blos beym Abſtimmen ihr Ja oder Nein; man hat beobachtet, daß die, ſo am wenigſten geredet, die Sache am tiefſten gefühlt, aber nicht Thätigkeit und Muth genug hatten, ſich kräftig zu verwenden. Oft erndteten ſie auch nur Gelächter und Spott für ihre Meynung ein; denn zu ſatyriſiren war in dieſen Sitzungen ſehr gemein.

Beſoldungs-Etat der neuen Regierung wie er im Vorſchlag war.

Den 16. Jun. 1798 wurde von einer von der neuen Regierung niedergeſetzten Kommißion, folgender Beſoldungs-Antrag gemacht:

Jedes Mitglied des geſetzgebenden Raths jährlich 300 Louisd'or (ſo viel als in Frankreich; thut für ungefähr 200 Mitglieder) Louisd'or 60,000

Canzleychef 200, Sekretär und Dollmetſcher jeder 150, die Staatsboten 100, Abwärter 75, zuſammen wenigſtens 1150

Ein Direktor 1200, zuſammen	6000
Jeder Miniſter 600, der für die auswärtigen Angelegenheiten, wegen der Mahlzeiten die er fremden Geſandten geben müſſe, 800, zuſammen	3800
Generalſekretär und Schatzmeiſter, jeder 300	600
(Sechszehn) Cantonsſtatthalt. à 275	4400
(Sechszehn) Unterſtatthalter, à 150	2400
Ungefähr 160 Diſtriktsſtatth. à 80	12800
Agenten, nicht beſtimmt. Verwaltungskammern, jedem Mitglied 200 Louisd'ors, alſo einer 1000, thut für circa 16 Verwaltungskammern	16000
Suppleanten eine halbe Louisd'or täglich, wenn ſie in Funktion ſind	....
Obere Gerichtshof, jedes Mitglied 275, thut für wenigſtens 16 Mitglieder	4400
Suppleanten, jeder 200	3200
Oeffentlicher Oberankläger	250
Schreiber und Staatsbote, jeder 200	400
Cantonsrichter, jeder 100, thut für wenigſtens 16 Kantonsgerichte und 208 Richter	20800

Oeffentliche Ankläger und Schreiber, jeder 100	3200
Suppleanten, auch Diſtriktsrichter, 1 Rth. per Sitzungstag, thut für 160 Diſtrikts-Gerichte, 1450 Diſtriktsrichter, und ungefähr 50 Sitzungstage, 72000 Rthlr.	18000
Einhundert und ſechszig Diſtriktsſchreiber, à 50 Louisd'or	8000
Summe Louisd'ors	185,200.

Die Debatten darüber fiengen im Geſetzrath den 22. Jun. an. Es waren Stimmen dafür und dagegen. Einer der Repräſentanten ſagte: „Wenn wir ſo anfangen wie werden wir enden?“ Andere glaubten, es ſey nicht zu viel, man müſſe gut bezahlt werden, um gut zu arbeiten. Ein anderer ſagte: — Zwey Neuethaler für einen Geſetzgeber ſey per Tag genug: andere riefen: wir ſind beſchädigte Patrioten und haben ſonſt nichts; ein anderer meynt mit einer Familie in Arau zu leben, koſte wohl 300 Louisd'or; — ein anderer rief: wir ſind nicht in Paris, wir können es mit weniger machen. Aber die Oligarchen, rief ein anderer, werden dann wieder

ans Brett kommen, weil nur Reiche ohne groſſe Beſoldung, Aemter annehmen könnten. — Viele wollten das Gutachten beybehalten: Aber wo wollen wir das Geld hernehmen, macht doch dieſer Beſoldungsrodel bey 4 Millionen Franken! Alles wird in Helvetien ins Stocken gerathen. (Denn dabey iſt noch nichts für das Militär, für die öffentlichen Anſtalten, für Schulen und Kirchen gerechnet! —)

Nüce aus dem Wallis drückte ſich ſehr naif aus; er fragte: „Seit wann die ſchö„nen Alpen Helvetiens, welche er bisher „mit Schnee und Eis bedeckt zu ſeyn glaub„te, auf einmal mit Gold und Silber be„deckt worden ſeyen?“

Als ferner von der zu beſtimmenden Beſoldung für einen Direktor, im Geſetzrath zu Arau (24. Jul. 1798) die Rede war, ſagte ein Mitglied: „Ich wollte für 2000 Louisd'ors ſtimmen. Man will markten, mein Gewiſſen aber erlaubt mir nicht weniger als 12 hundert, oder im äuſſerſten tauſend Louisd'ors feſtzuſetzen. — Ein anderes Mitglied ſagte: Vormals gab es Landvögte im Kanton Bern, die 15 bis 20 tauſend Gulden jährlicher Einkünfte, und

nichts

nichts zu thun hatten, als zu jagen, unterdeſſen ſie ihren Schreibern die Landvogteyen überlaſſen *). Er ſtimme alſo wenigſtens für 800 Louisd'ors und Wohnung.

Nachdem die Debatten viele Tage und Monate gewährt hatten, beſtimmte man endlich:

---

*) Ein Berner machte hierüber folgende nicht unwichtige Note: „Dieſe Bemerkung iſt, ſo viel ein oder zwey Aemter betrifft, ganz richtig. Wenn man aber die Einkünfte aller ehemaligen Vogteyen auf die Dienſtjahre der großen und kleinen Räthe vertheilt hätte, (das mehr oder weniger der Arbeit thut hier nichts zur Sache) ſo würde ein jeder nicht 100 Louisd'ors, und die Landvögte gar nichts erhalten haben. Zudem ſoll ja die Revolution deswegen gemacht worden ſeyn, um das Fehlerhafte zu verbeſſern, nicht aber um das Gute zu zerſtören und hingegen das Fehlerhafte beyzubehalten, beſonders zur Zeit da man kein Geld mehr hat. Nimmt man übrigens das Beyſpiel von Zürich, Baſel und der demokratiſchen Kantone, ſo wird die Rechnung noch viel geringer herauskommen.“

Laut dem Geſetze, ſo darüber gegeben worden, vom 30. May 1798 bis zum 9. Jenner 1799, folgendes:

Der helvetiſche Miniſter zu Paris ſoll monatlich 2000 fränkiſche Pfund beziehen; in dieſem Gehalt iſt die Beſoldung des Sekretärs nicht begriffen.

Ein Volksrepräſentant erhält jährlich 275 Louisd'ors; ein Direktor, nebſt Wohnung, 800 Louisd'ors; ein Miniſter, deren 6 ſind, jeder nebſt freyer Wohnung, 400 Louisd'ors; der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten noch 200 Louisdors extra; der General-Sekretär, nebſt freyer Wohnung 250 Louisd'ors; ein Oberſchreiber der Geſetzräthe, jeder 180 und ein Unterſchreiber 150 Louisd'ors; zwey Dollmetſcher, jeder 150; Kantons-Statthalter 250, Unterſtatthalter an Hauptorten 100 Louisd'or; die Mitglieder der Verwaltungskammer, jeder 150 Louisd'ors, ein Kantonsrichter 100 Louisd'ors; jedes Mitglied des oberſten Gerichtshofes 265 Louisd'ors; ein Suppleant 200 Louisd'ors; Diſtriktſtatthalter, jeder 75 Louisd'ors u. ſ. w.

Abgeändert wurden mehrere Beſoldungen, durch ein Geſetz, ſo vom 12. April 1799 ſeine Kraft haben ſoll; ein Direktor,

jährlich 9600 Franken; und ſtatt freyer Wohnung, eine baare Summe mehr, von 1120 Franken; — ein Repräſentant 240 Louisd'ors, u. ſ. w. Man ſehe das Geſetz vom 4. Jun. und 21. Auguſt 1799.

Ein Jahr darauf alſo mußten ſie ſchon um etwas herabgeſetzt werden, waren aber immer noch zu hoch, denn zuletzt erhielten die Beamten und Repräſentanten oft faſt gar kein Geld mehr, aus Mangel an Fonds. Die Nationalgüter wurden daher nach und nach an Zahlungsſtatt abgetreten.

Eben die ſtarken Beſoldungen und vielen Beamten haben die kleinen Kantone beſonders, für die neue Regierung aufs neue ſehr abgeneigt gemacht; ſie ſagten, ſo etwas kann unſer Land nicht ertragen, daran gewöhnt ſich kein Schweizer.

Der Finanzminiſter Finsler drückte ſich 1799 über den erbärmlichen Zuſtand des öffentlichen Kredits ſo aus: „Die ungeheuren Regierungskoſten allein ſteigen an die 7 Millionen!“ Das Reſultat, von den hohen Beſoldungen! Die Ausgaben des erſten Jahrs für beſtimmte Beſoldung überhaupt, ohne auſſerordentliche Nothfälle gerechnet, wurden auf 14 Millionen Pfund angeſchlagen.

Die Staats-Einnahmen aber wurden im Jenner 1799 auf 6 Millionen Gulden berechnet.

Wer hätte das geglaubt?

Wahrlich man muß es ein für allemal ſagen, daß es nicht die ſchlechteſten Leute in Helvetien waren, die durchaus eine Revolution wünſchten; aber nicht eine Revolution — wie dieſe, ſo wir erlebt — ſondern eine heilſame Umänderung, Reinigung, Beſſerung der Dinge, Abſchaffung der Mißbräuche, Gemeinſinn der aus Vereinigung der Herzen entſpringen ſollte! — Leute, von den beſten Herzen, von dem redlichſten Schweizerſinn, waren eben am meiſten dieſes Glaubens, dieſer Hoffnung voll! Aber ſie beweinten es — als ſie hernach ſahen, daß es nicht beſſer gehe! — Daß alſo gerade der Mann von gutem Herzen, am erſten zu hintergehen iſt, bleibt eine allgemeine bekannte Wahrheit. Sie glaubten die Menſchen beſſer, ihre Wünſche waren allgemein weltbürgerlich, ihr Beſtreben aufrichtig! Es ſah und hörte der Schreiber dieſes — und aus dem Munde derer — die als die edelſten

Männer in Helvetien vor der Revolution genannt wurden; daß ſie einer heilſamen Reformation nicht entgegen wären, und es zum Heil des Vaterlandes herzlich wünſchten. — Daß es aber hernach nicht beſſer gieng — daran waren ſie nicht Schuld — — ihr Herz blutete tief genug, als ſie dieſe heilige Sache mit ſo unheiligen Händen verunreiniget ſahen! Viele weinten Thränen der Wehmuth.

Wer hätte auch zum Beyſpiel geglaubt, daß Frankreich ſeine Armeen ſo häufig nach der Schweiz ſchicken — und der Durchpaß nun, und alſo die Einquartirung, *) und Unterhaltung ſeiner Truppen zur Tagesordnung der Revolution gehören ſollte? daß neue ſchwerere Abgaben geſchaffen, und das Regierungs-Perſonale zu ſo vielen Köpfen angeordnet werden ſollte; da viele patriotiſche Bürger in ihren Gemeinden freywillig und wechſelſeitig die kleine Poli-

*) Denn ſelbſt Holland, Brabant, Piemont, Cisalpinien und alle die neu oder umgeſchaffenen Republiken, können keine ſo viel leiden, wie die Schweiz, weil ſie nicht ſo am Paß gegen Deutſchland, Tyrol, Wallis, Piemont ꝛc. wie wir liegen!

zey gerne beſorgen wollten; es als Bürgerpflicht ſich noch zur Ehre gerechnet hätten, wodurch ſo viele Summen erſpart worden, und der Gemeingeiſt beſſer zur Sprache gekommen wäre. —

Wer hätte geglaubt, daß die Stimmung im helvetiſchen Geſetzrath ſo disharmoniſch, ſo Zutrauungslos, ſo verwirrt und barrok ſeyn würde? — Daß die ungeheuren Beſoldungen eine ihrer erſten Beſchäftigungen ſeyn würden?

Wer hätte geglaubt, daß eben ſie die meiſten Mißvergnügten mit der Revolution erzeugen würden? Sie ſelbſt die Konſtitution herabwürdigen würden? Die Art, wie man ſie gebrauchte, war wahrlich nicht, um Herz und Mund einſtimmig zu machen, die Schweizer in eine Familie zu vereinigen! dieſe Trennung in den Geſetzräthen und die Perſonen, die man hie und da an die Spitze ſtellte, um die neue Ordnung zu handhaben, mußte die größte Abneigung erzeugen! — Es ſchien, als wolle man mit aller Macht nicht, daß es gut gehe; — man that alles den Gemeingeiſt, der im Aufkeimen war, niederzuſchlagen; man that alles, um die Hoffnung der Beſſern zu Boden zu drücken! — Nur einige Beyſpiele, wie herz=

lich die Leute ſich ſchon die Veränderung gefallen lieſſen: Wie willig war man nicht anfänglich im Wadtland, wie warm und herzlich für die Revolution in dem Zürcheriſchen und Basleriſchen; wie eifrig im Aergäu, wie lebhaft erfreut im Thurgäu; wie aufgemuntert im Kanton Schaffhauſen? Alles das verlohr ſich nach und nach; erſtarb, wie eine Blüthe, die friſch am Morgen aufgeſchoſſen, und noch vor dem Mittag abfällt — weil ſchwüle düſtere Luft ſie umzog — und brennender Strahl ſie verſengte. Was konnte angenehmer zu ſehen ſeyn, als die Freyheitsfeſte, die man ſchon in den Gemeinden auf der Landſchaft unaufgefordert — freywillig — aus eigenem Bedürfniß und Gefühl, ſchuf? — So zum Beyſpiel feyerte die Gemeinde Sumiswald im Emmenthal den Tag, als Maſſena den erſten Sieg über die Oeſtreicher in Graubündten erfocht, daß mehr als 2000 Perſonen von beyden Geſchlechtern zuſammen kamen, patriotiſche Hymnen ſangen; einen ſchön geſchmückten Freyheitsbaum pflanzten, den ſie mit großem Geleite aus dem benachbarten Walde abholten; wo zugleich

eine Mahlzeit und eine Gaſtpredigt gehalten wurde! — —

Dergleichen Züge könnte man ein ganzes Buch ſammeln. —

Zehnt = Abſchaffung. Neue Moral.

Nach der Konſtitution ſollte der Zehnt aufgehoben, aber durch billige andere Abgaben erſetzt werden. Die ganze Staatseinrichtung iſt darauf angelegt, daß künftig alle Bürger und Landbewohner gleich gehalten, nach ihrem Vermögen ſteuern ſollten. Wer damit behaftet, ſoll ihn loskaufen können.

„Die Konſtitution ſetzte feſt: §. 13. Kein Grund und Boden kann mit einer Zins= oder Dienſtbarkeit beſchwert werden, wovon man ſich nicht loskaufen könnte.“

Schön auch war der Grundſatz, der gleich dabey ſtehet: §. 14. Des Bürgers Pflicht iſt: Menſchen = Freundſchaft — Hülfe dem Leidenden, Abſcheu gegen Nachſucht und Hochmuth. Sein Hauptwerk iſt: die moraliſche Veredlung des menſchlichen Geſchlechts!“ — Bruderliebe pflanzt er; Achtung gut=

denkender Menſchen ſucht er; ſein reines Gewiſſen aber hält ihn — auch bey Mißkennung ſeiner Abſichten, gegen jeden Verdacht ſchadlos! — *)

Neue Statthalter in Helvetien.

Sie wurden vom Direktorium eingeſetzt, und ſind die Vollzieher ſeiner Befehle, ſo wie die Wächter zur Handhabung der Konſtitution und der Geſetze.

Man kann es nicht ohne Rührung leſen, wie in verſchiedenen Kantonen die neuen Statthalter mit Jubel und Freude aufgenommen worden ſind, wo das Volk patriotiſch dachte, oder einen warmen patriotiſchen Mann zu ſeiner Hülfe und Schutz zu erblicken glaubte. Im Kanton Linth, im Kanton Säntis, waren die Bewill-

*) Hier liegt zum Grund, was der deutſche edle Garve ſagt: — der Inngriff aller Moral iſt: „Thue was gut iſt, und die Achtung der Menſchen wird dir folgen, wenn ſie kann; — wo nicht, ſo wirſt du (im Bewußtſeyn deines reinen Herzens) auch den Beyfall der Welt entbehren können!“

kommungs=Freuden ſo groß, daß, wo ſich der Statthalter zeigte, alle Augen, alle Herzen ihm folgten; das Frohlocken, die Dienſtbereitwilligkeit, das Zutrauen war ohne Gränzen. Ein hocherfreulicher Anblick, der den Zuſchauer bis zu Thränen rührte! Man ſiehet daraus, wie geneigt das Volk iſt, gute Regenten zu ehren; Leben — Gut — und die ſüſſeſten Hoffnungen alle, in ſeinen Schoos hinlegt — und ſo getroſt in neuen Erwartungen iſt! Gerne auch dabey leben und ſterben zu können, Muth hat. — Die St. Galler, die Glarner haben viele Freudenthränen bey dem erſten Empfang ihres Volks und Heers vergoſſen; daher zeichne ich auch hier vorzüglich aus, ſie, die Gemeinden wie die Statthalter. Aber eben ſo furchtſam macht es ſie, wenn ſie glaubten, daß einſt Männer, mit ſo vieler Vollmacht verſehen, nachkommen könnten, die ihre Herzen, ſtatt mit Freuden zu ſpeiſen, mit Aengſten und Furcht erfüllten. — Manche beſorgten bey dem Mißbrauch dieſer Macht, daß die neuen Statthalter, neue Geßler werden könnten! Dieſe Furcht iſt nicht ungegründet, wenn man auf die Verderbtheit des menſchlichen Herzens in unſern Zeiten ſiehet. Aber die Beyſpiele der

Tyraney werden hoffentlich in der künftigen Schweizerchronik nicht ſtraflos erſcheinen!

Es ſpuckt in den kl. Kantonen. Der Mönchsgeiſt iſt los.

Eben da die Regierungsvorſteher der kleinen Kantone, Abgeſandte an Brüne, nach Bern abſandten, fiengen die Pfaffen in den kleinen Kantonen zu rumoren an; riefen Fluch und Verderben über das Volk, wenn es den Franken im geringſten nachgeben, oder ſich mit dieſen gottloſen Menſchen, in Unterhandlungen einlaſſen würde. — Sie brachten ein altes Mährlein wieder auf die Bahn, daß ſchon lange prophezeyet ſey, die franzöſiſche Revolution werde in der Schweiz ihre Endſchaft finden. Ein kleiner Hirtenknabe, (das ſeyen die kleinen Kantone) werde den franzöſiſchen Goliath zu Boden werfen. In allen Dörfern trug man Lieder, Schmähſchriften, Wunderzettel feil, die alle den Franken den ſchrecklichſten Tod ankündigten.

Volksſtimmung im reformirten Land um dieſe Zeit.

(Brief eines Freundes aus einem benachbarten Kanton, den 13. April 1797.)

„Dank Ihnen, lieber Freund, für Ihren letzten Brief. Er gab mir, ich geſtehe es, wieder einigen Muth; ich fühle die Richtigkeit deſſen, was Sie ſagen, und betrachte überhaupt unſere Revolution aus dem neimlichen Geſichtspunkt wie Sie; aber bey allem dem giebt es Augenblicke, wo mich mein Muth und meine Hoffnung verläßt, und mich nichts beruhigen kann, als der Gedanke: eine weiſe Vorſehung leitet es ſo, und am Ende wird es doch gut gehen. Ich ſehe ſo ſchändliche Auftritte, Leute die durchaus nicht ſehen und nicht hören wollen; ich ſehe Menſchen ſich emporheben, denen ich gar nichts zutraue als Befriedigung ihrer Leidenſchaften mit Vorbeygehung aller edlen Zwecke; ich erblicke noch ſo viele Gefahren aller Art, die wir zu überſtehen haben, daß ich mich ſcheue, in die Zukunft zu ſehen (ſo weit wir Menſchen es nach Wahrſcheinlichkeit vermögen) und lieber nur

von einem Tag auf den andern lebe. Was ich wirken kann, das thue ich, denn freylich zurück gehen können wir, und mögen wir zum Theil auch nicht; ſtille ſtehen geht nicht an, und alſo immer vorwärts zum Ziele! Was geſchehen oder kommen ſoll, kommt doch, und durch Zaudern machen wir das Uebel ärger.

In unſerm Kanton iſt es jetzt ſo ziemlich ruhig; unſere Wahlen ſind faſt ganz beendiget; wenn es jetzt nur gut kömmt, und die Erwartungen von der Nationalverſammlung befriediget werden. Sonſt fürchte ich ein noch glimmender Funke möchte zur hellen Flamme auflodern. Ein gewiſſer Dumpfſinn, eine Art Niedergeſchlagenheit herrſcht bey vielen Menſchen. Mögen ſie auf eine gute Art aufgeweckt werden, ſonſt geht es ſchlimm.

In unſerer kathol. Nachbarſchaft Thurgäu, Toggenburg, Appenzell ꝛc. ſiehet es deſto ſchlimmer aus. Ein Bürgerkrieg ſcheint nahe, und ſchon blutige Auftritte ſind vorgegangen, rechtſchaffene Leute getödtet und andere ſehr mißhandelt worden. Die Spannung iſt am höchſten. Appenzell, Toggenburg und ein Theil des Thurgäues wollen nichts von der franzöſiſchen Konſtitution

wiſſen; jene Gemeinden, die ſie ſchon angenommen hatten, hat man gezwungen, ſie wieder abzuſchwören; die erwählten Deputirten nicht abreiſen laſſen; kurz, es giebt in jenen Ländern eine Parthey, die von Neuerungen durchaus nichts wiſſen und alle andern mit Gewalt zwingen will, es mit ihr zu halten. Man ſagt, mehrere tauſend Mann werden einen Streifzug durchs Land machen; aber ſchon ſind aus dem untern Thurgäu Truppen in das obere gerückt, um dieſen Plan zu vereiteln. Wie es kommen wird, muß ſich zeigen. Zu wünſchen wäre allerdings, daß jene Leute dem Geſetz der Nothwendigkeit auf eine vernünftige Art nachgeben, um für ſich und uns gröſſeres Unglück zu vermeiden.“

Zuger und Freyämtler geſchlagen.

Nahe bey Bremgarten ſtunden den 24. u. 25. April ein Haufen von Freyämtler-Bauern und Zuger bewaffnet, auch Weiber und Kinder, mit Senſen und Mordgewehren, tüchtig verſehen; kurz, eine wahre Landſturm-Armee; die ſich dem Vorrücken der Franken gegen Zürich widerſetzen

wollte: das Gefecht war hitzig — aber bald entſchieden. — Die armen verblendeten Leute hatten gemeint, den Franken gewachſen zu ſeyn. Voll Wuth drangen die Huſaren ein, und machten ſchreckliche Niederlagen.

Hier ſah man einen Prieſter, der die Fahne trug; und der den Hauptangriff that; ihm fiel noch vor Anfang des Gefechts vom Vortrab der Franken, ein fränkiſcher Korporal in die Hände; damit er nicht mehr ſchaden könne, verordnete der Prieſter-General — man ſoll ihm die Fäuſte abhauen; das geſchah, und ſo wurde er auf die Seite geworfen, und verblutete ſich zu tod; das Gefecht wurde aber nun erſt allgemein; die Franken als Sieger, machten die Bauern und ihren Prieſter gefangen, führten ihn zum General Schauenburg auf Arau, wo er ſeine Straſe in gleichem Maſſe erhielt.

Den 29. April nahm Schauenburg Zug weg.

Krieg mit den kleinen Kantonen.

Zu Brunnen, einem kleinem Ort am Vierwaldſtädter-See, zum Kanton Schwyz

gehörig, wurde 31. Merz eine Verſammlung von mehrern Abgeſandten aus Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Glaris gehalten. Ihr erſter Entſchluß gieng zwar dahin, ſich den Anforderungen der großen franzöſiſchen Nation mit Gewalt entgegen zu ſetzen, und bey ihrer Verfaſſung zu bleiben, wobey ſie noch die Abſicht hatten, die andern kleinen Kantone, Appenzell, Thurgäu zum Beytritt einzuladen; man ſahe aber bald ein, wie ſchwach ein ſolcher Widerſtand seyn müſſe, da es der franzöſiſchen Republik Ernſt war, ihren Plan durchzuſetzen. —

Kein Theil der Schweiz ſträubte ſich ſo heftig gegen alle Neuerungen, als die kleinen Kantone. Im Erbrecht von großen Freyheiten ihrer Altväter, wollten ſie nichts eifriger — als bleiben was ſie waren. Sie haſſeten die Franken ohnehin, und ſich ihnen zu ergeben, war wie ſie glaubten, ewiger Schandfleck. — Arm, ohne Waffen, beynahe ohne Brod, wollten ſie Krieg führen, mit Waffen, die längſt ſchon aus der Mode waren. Geſchütz — Artilleriſten hatten ſie beynahe gar keine. Da aber die neue Schweizer-Konſtitution, von den Franken vorgeſchrieben, auf Vereinigung des ganzen Landes gieng, ſo rüſteten ſich die kleinen Berg-

völker ſo gut zum Krieg als ſie konnten, und um ſich Waffen und Geld zu verſchaffen, drangen ſie ſogleich nach Luzern ein; nahmen dort weg, was ſie fanden, und zogen ſich zurück in ihre Berge, den Feind nun zu erwarten.

Schon im Merz-Monat 1798 hielten die 5 demokratiſchen Kantone, Uri, Schwyz, Zug, Glarus, eine Verſammlung von Abgeſandten zu Schwyz; auch die Appenzeller, Sarganzer, Rheinthaler kamen dazu. Man beſchloß eine Geſandtſchaft an den General Brüne, und durch dieſen dem fränkiſchen Direktorio Vorſtellungen zu machen. Der Statthalter Müller von Uri, und Landammann Weber kamen nach Bern (3. April 1798.) Dieſe ſtellten vor, man möchte den Leuten Zeit geben ſich zu beſinnen; weil das Volk in dieſer Gegend gar zu feſt an den alten Formen hange, und es die neue Konſtitution weder begreifen noch bey ſich einzuführen wiſſe. Die Begriffe der Bergvölker ſeyen viel zu beſchränkt, für ein ſo philoſophiſches Werk. — Die Vorſteher — und alles was bisher den Namen Herren in dieſen Gegenden trage, denken freylich viel anders und gemäßigter, aber dieſe riskirten von dem Pöbel als Verräther gebrandmarkt

und mit den größten Gefahren, bedrohet zu werden, wenn ſie ihm das Nachgeben oder Schicken in die Zeit anrathen wollten. Man bitte alſo dringendlich die Sache nicht zu übereilen. Dieſer Vortrag, auch von andern Perſonen unterſtützt, fand bey den Franken Beyfall. Brüne, Le Carlier, Schauenburg und viele Staabsoffiziere der fränkiſchen Armee, verſprachen ohne Anſtand durch den Weg der Unterhandlung und in Güte die Sache mit den kleinen Kantonen in Ordnung zu ſetzen.

Man ſandte daher gleich einen Abgeordneten mit aller Vollmacht verſehen, in den Kanton Schwyz. Es war ein Mann aus ihrer Mitte, kein Franzos, ſondern ein Schweizer. Er kam aber zu ſpät an. — Das Volk hatte ſchon überall Streifzüge gemacht; die ruhigen Einwohner genöthiget, mitzumachen, und Luzern ward überfallen.

Als der Abgeordnete an den Gränzen der kleinen Kantone ankam, hörte er, daß alles ſchon unter den Waffen ſey. Man laſſe niemand durch. — Bauern, mit wüthender Tollkühnheit, bewachten die Päſſe; durch gefährliche Umwege, kam er dennoch mit Lebensgefahr durch; er ward für den Landmann Reding beſchieden, aber ſtatt da=

hin zu kommen, traf er den 27. April, in Einſiedlen ein. Mit Verwunderung ſah er auf dem Wege dahin, wie auch Glarner ſchon alle Hauptpåſſe beſetzt hatten, doch war Obriſt Zwiki, an der Spitze der Glarner, der alle Unordnung ſo gut möglich verhůtete, und ſicheres Geleit dem Abgeordneten gab.

Einſiedlen war voll wůthender Pfaffen; jetzt war der Zeitpunkt da, wo die unſauberen Geiſter, die ſo lange da geniſtet, ausgetrieben werden ſollten. Alſo gerieth alles in Wuth, wenn man nur von Franzoſen ſprach. —

Des andern Tags wurde Sturm gelåutet; alles griff zu den Waffen; ein Pfaffe, ein Chorhemd über ſeine Kutte, war General. — Als der General Schauenburg von dieſer Volksverwirrung hörte, marſchirte er nun ohne weiters mit einigen Truppen gegen Einſiedlen; und am 3. May kamen die Franken über den Ezel, ein hohes Gebůrg, wirklich in Einſiedeln an!

Kaum hatten die Franken den Ezel paßirt und Einſiedeln beſetzt, als vom Oberkommandanten der Schweizer-Truppen, Aloys Reding, ein Schreiben an den franzöſiſchen General ankam, worinn er denſelben

um einen Waffenſtillſtand bat. Das Schrei-
ben war in deutſcher Sprache, und mußte
alſo überſetzt werden. Steinauer hat es über-
ſetzt. — Die Häuſer, die auſſerhalb dem
Flecken Einſiedeln lagen, wurden von den
dort herumſtreifenden Tirailleurs geplün-
dert. —

Wallfarth der Franken nach Einſiedeln.

Den 3. May 1798. Franken kamen vom
Ezel. Dieſer Paß wird in der dortigen
Gegend für unüberwindlich gehalten. Es be-
wachten ihn Truppen von allen Arten;
Scharfſchützen, Bauern, Pfaffen. — Ohne
einen Schuß zu thun, beſtiegen die Franken
dieſes Bollwerk; die Kühnheit machte die
Wächter furchtſam, ſie flohen im größten
Schrecken, da ſie die Furchtloſigkeit der
Franken ſahen, womit ſie anrückten.

Ein Augenzeuge und Vorgeſetzter ſchreibt:
„Den 3. May, gegen drey Uhr Mittags,
ritt ich von Einſiedeln mit zwölf Scharf-
ſchützen weg, nachdem uns die Nachricht
gebracht worden, die Feinde ſeyen im An-
marſch; wir wollten den Franken entgegen

gehen; etwa hundert Schritt vom Kloſter, begegnete uns der Vortrab der Franken, welcher aus ſechs Mann beſtand; ſie ruften mir von weitem zu, ich ſollte meinen Leuten die Waffen ablegen laſſen; welches ſogleich geſchah. Nun kamen ſie auf mich zu, und fragten mich, wer ich ſey; — dann kamen etwa 40 Mann nach, mit einem Offizier; dieſe forderten nun die Einwohner auf, ihre Waffen und Kanonen abzuliefern; das geſchah ſogleich; es ſtunden 6 Kanonen und 2 Feldſchlangen beym Kloſter. — Flinten, Degen, Säbel wurden auch herbey gebracht, und gegen den Ezel abgeführt; — nun begehrten die Soldaten zu eſſen und zu trinken; zugleich auch, daß man der Brigade (es war die 76te Halbbrigade) auf den Ezel Lebensmittel zuführe; alles gieng auch gleich denſelben Abend, ſammt allem Kriegsgeräthe zu den Franken auf den Ezel ab; um 9 Uhr kam der Transport daſelbſt an. — Morgens 6 Uhr traten nun die auf dem Ezel übernachteten Franken ihren Marſch nach Einſiedeln an; — Die Leute in Einſiedeln, als ſie das Heer kommen ſahen, ſchryen: Jeſus, Maria und Joſeph — alles kommt ſchwarz Franzoſen vom Ezel! — — Die 76te Halbbrigade mit

einigen Huſaren, marſchirten vor das Kloſter, und machten halt! Sie verlangten Erfriſchungen; — ohne eine Seele zu beleidigen, zogen ſie aufs Feld und lagerten ſich auf einer Wieſe. Die meiſten Offiziere und Huſaren logirten ſich ins Kloſter ein; — Um 1 Uhr Nachmittag kam General Schauenburg mit ſeinem Generalſtab ſelbſt über den Ezel, machte ſich die dortige Landſchaften bekannt, und gegen Abend traf er ſelbſt in Einſiedeln ein. —

Einige komiſche Pfaffenſtreiche müſſen hier nicht vergeſſen werden: Der Mönch, der auf dem Ezel die Schwyzer kommandirte, ſchwor am Altar bey Einweyhung der Fahne, daß er dabey leben und ſterben wolle; aber er war der Erſte, ſo beym Anrücken der Franken in die tiefſten Gebürge flüchtete; ein anderer Mönch ſo im Kloſter den Kellermeiſter machte, entſchuldigte ſich anfänglich, es ſey nichts an Lebensmitteln für Offiziere da, und nur in ſeiner Gegenwart brachten die fränkiſchen Huſaren wohlgemäſtetete Hahnen und Endten, und ſagten: — dergleichen wiſſen ſie noch mehr zu finden. Ein anderer Mönch wollte dem erſten fränkiſchen Offizier, ſo voraus mit den 40 Mann nach Einſiedeln kam, ein Douceur (Trink-

geld) offeriren, wenn er die 6 Kanonen und 2 Feldſchlangen, die auf dem Kloſterhof ſtunden, ihm überlaſſen wollte! — — Welche dumme Zuverſicht!

Der Ländler Gefechte am Zürcherſee; ſie überrumpeln Luzern.

Bey Rapperſchwyl am Züricherſee, ſetzten ſich die Glarner und Schwyzer, den Franken entgegen. Das Gefecht fieng den 30. April heftig an. Denn die ganze Maſſe von ſchweizeriſchen Scharfſchützen war da verſammelt, die nicht nur gut zielen ſondern auch furchtlos, und wie ihre rauhe Gegend, wild ſind. — Sie ſchoſſen mit Stutzern auf 300 Schritt weit, andere feuerten auch aus ſchweren Mußketen, die auf 500 Schritt zielen! Die Franken fanden da Arbeit! Sie zogen ſich zurück, bis ſie Verſtärkung erhalten hatten. Ueber 300 Franken wurden theils getödtet, theils bleſſirt. Nach Zürich kamen über zehn Schiffe Verwundete an. Die Anzahl der Schweizer war über 1500 Mann; der Franken anfänglich nur 150 Mann, dann gegen 7 bis 800 Mann, die Schauenburg nachführte. (1. May 1798.)

Zu gleicher Zeit, als dieſe Ländler den Franken heftigen Widerſtand thaten, eilten Urner, Unterwaldner, Schwyzer nach der Stadt Luzern, um Geſchütz zu holen, plünderten das Zeughaus, forderten 10000 Gulden Kontribution; nahmen Getraid und Wein mit, und eilten, wie ſie die Ankunft der Franken ſpürten, wieder über den See zurück, zu ihren oben im Treffen ſtehenden Verbündeten. (29. April 1798.)

Selbſt die Landleute im Luzerner-Gebiet, wenigſtens mehrere Ortſchaften, haben ſich gegen die Stadt Luzern empört; und die Waffen, mit den unruhigen kleinen Kantonen gemeinſchaftlich ergriffen. (Schreiben des helvetiſchen Direktoriums 30. April 1798.)

Aber den 1. May rückten die Franken überall vor, kamen nach Luzern, nahmen Rapperſchwyl am Züricher-See in Beſitz. Am 30. April ſchon, als die fränkiſchen Huſaren ſich zeigten, eilten ſie hinter die Schindelleggi. Noch iſt zu bemerken, daß über 600 Bauern, Buben und Weiber unter einander, von allen Orten her kamen, mit Gabeln, Senſen, Axten, Morgenſternen bewaffnet, die auch in Rapperswyl und

der Gegend wild hauſeten; die regulirten Glarner Truppen, die Tag und Nacht unter dem Gewehr ſtunden, konnten ſie nicht in Ordnung halten, denn zur Plünderung ſind ſolche Leute am beſten aufgelegt, obgleich ſie ſagten, daß ſie zum Schutz des Landes auch gekommen ſeyen. —

Die Franken folgten Schritt vor Schritt; den 2. May kam es bey der Schindeleggi, als einem feſten engen Paß, der ſchwer zu beſteigen iſt, zu einem heftigen Gefecht, ſo den ganzen Tag dauerte. In der Mittagsſtunde war Mann an Mann. — Ermüdet rückte gegen Abend um 6 Uhr jeder Theil etwas zurück, ſich zu erholen. Bey dem Flecken Art, am Zugerſee, und bey Morgarten, ward zu eben der Zeit hart geſtritten. Den 3. May aber marſchirten die Franken überall vor, nahmen auch Einſiedeln weg. General Schauenburg ſelbſt war dabey! Den 4. May war die Nachricht überall verbreitet, daß ſich die Schweizer ergeben und kapitulirt haben. Die Glarner hatten auch die Graubündter aufgefordert, mit ihnen zu halten; der Sieg der Franken aber ſchnitt alle weitere Verbindungen ab. —

Es haben auch Züricher Nationalwachen ſich den Schweizern bey Rapperswyl entge-

geſtellt, und neben den Franken gemeinſchaft-lich tapfer gefochten; ſie thaten es erſt, wie die Glarner den Zürcher-Boden betraten, und da ihr Weſen treiben wollten! (Schreiben der Gemeindskammer von Zürich, 4. May.)

Leute die das Schlachtfeld geſehen haben, bezeugen, daß es voller Todten lag; drey Stunden lang fochten die Franken ohne Erfolg; endlich gieng mit vermehrter Kraft das Haupttreffen an; nun war es bald entſchieden: 800 Schweizer lagen tod — viele Häuſer wurden in Flammen geſetzt; gleich darauf kapitulirten die Glarner, die dort ſtanden; nicht weniger trugen ſie im Schild, als die nahe Stadt Zürich wie Luzern zu überrumpeln und zu brandſchazzen. — Eben dieſer zürnende Geiſt machte ſie unbändig. 20 Bauern, die in einem einzelnen Hauſe lagen, und wie Raſende heraus feuerten, wollten keinen Pardon; ſchon war das Haus in Flammen, als man ſie retten wollte, ſie ſträubten ſich Hülfe anzunehmen, und verbrannten lieber zu Aſche.

Die Franken eroberten 9 Fahnen, 10 Kanonen und 8 Feldſchlangen.

Der Krieg mit den kleinen Kantonen dauert fort.

(Relation von einem aus den Freyämtern.)

Den 24. April kamen von Zug und dortigen Gegenden Truppen bis vor Lenzburg; Schauenburg ſchickte ihnen Mannſchaft entgegen; ſie wurden geſchlagen und litten groſʒen Verluſt; — zu gleicher Zeit nahm Schauenburg Zug ein, und gab den Glarnern Friede, wenn ſie heimziehen und ſich ruhig verhalten wollten. Sie zogen in ihre Berge zurück; da wollten ſie, mit Hülfe ihrer Berge, die Franken zwingen. Trotzig fuhren alſo die kleinen Kantone fort, jetzt die benachbarten Kantone zu beunruhigen. Sie giengen nach Luzern und ins Oberland.

Schauenburg machte nochmals einen Verſuch ſie friedlich zur Ruhe zu bringen. Er ſchlug ihnen folgende Kapitulation vor:

1. Freye Religionsübung; 2. Sicherheit der Perſonen; 3. keine Kontributionen; 4. Behaltung der Waffen; 5. Franken würden

nicht ihr Land betreten; 6. Sendung der Abgeordneten nach Arau zur helvetiſchen Republik.

Es ward alles eingegangen; die Abgeſandten kamen in Arau an: — Alles ſchien nun beygelegt; — aber einige Monate darauf ward nun der Bürger-Eid von allen Gemeinden gefordert. Da war wieder Feuer im Dach. Alles verweigerte ihn! Viele riefen: „Dieſer Bürger-Eid wird Ströhme Blut koſten. — Was brauchts Eid, gehts gut, ſo wollen wir dann ſchwören, jetzt iſts noch nicht Zeit. — — — Jetzt ſchwören wir falſch — wenn wir ſchwören.“

Freylich, wenn auch dieſer Stein des Anſtoſſes nicht in Weg gekommen wäre, ein anderer Punkt würde noch auch viel Unruhen geſtiftet haben, nämlich die Aufforderung der Milizen zu Eliten. — Kurz, die Geſinnungen waren noch gar nicht für die Revolution.

Aufwiegler ängſtigten die Leute durch das Gerücht, es ſey eine Allianz mit Frankreich geſchloſſen, man müſſe Truppen ſtellen. — Dieſe Anläſſe benutzten die gottloſen Emigrirende Schweizer, das arme Volk noch recht zu ängſtigen, und ihm Heil und Selig-

keit zu verſprechen, wenn ſie weder den Eid leiſten noch Truppen geben.

Wahrlich, Volk iſt Volk, es läßt ſich leiten, wie man es berichtet. Aber mißbrauchen läßt es ſich nur einmal. —

Die groſſen Beſoldungen, die ſich die neuen Geſetzgeber ſelbſt zueigneten, waren wiederum ein Grund des Mißtrauens in die Redlichkeit ihrer Abſichten. Das hat man leider zu ſpät ſelbſt eingeſehen, daher kam man davon zurück.

Zürich von den Franken beſetzt.

Den 27. April rückten die erſten franzöſiſchen Truppen in der Stadt Zürich ein; obgleich die dortige Regierung mehr als einmal den Obergeneral Schauenburg bat, damit verſchont zu bleiben. Da aber die Unordnungen in den kleinen Kantonen zunahmen, und die Glarner und Schwyzer ſchon oben am Züricher-See ſtunden, den Kanton ſelbſt zu überfallen droheten, ſo war dieſes Zuvorkommen um ſo nothwendiger, und der Stadt Zürich ſelbſt am vortheilhafteſten; da ſie bey einem plötzlichen Ueberfall noch übler weggekommen wäre, als die

Stadt Luzern. Schauenburg ließ auch ſo- gleich Truppen den See hinauf marſchie- ren, dem Vordringen der Ländler einen Damm zu ſetzen; wo es zwey Tage darauf zu einem Treffen kam.

Die Glarner, Schwyzer und Unterwaldner brechen ins Haslithal (in den Kanton Bern) ein.

1798. Im Lauf des Monats Aprils (21. 22. 24.) ward das Berner Oberland von einem allgemeinen Einfall von Seiten der kleinen Kantone bedrohet, weil man die neue Konſtitution angenommen hatte. Welch ein Schrecken, dieſe von alten Zeiten als abſcheulich im Krieg hauſende Gäſte ankommen zu ſehen! Sie kamen aber nur bis ins Hasli. — Der Kommandant ſämmtlicher Truppen war ein hitziger Mann, Namens Auf der Mauer, von Schwyz; Großmajor über die Glarner war: Joachim Zopfi von Schwanden. Im Hauptort Meyringen forderten ſie die Municipalität auf, alle Waffen abzugeben und eine neue Regierung zu wählen; — eben als man mit Execution beſchäftigt war, kam

ein Eilbote von ihren Leuten aus den kleinen Kantonen an, ſie ſollen plötzlich heimziehen, indem die Franken überall in vollem Anmarſch ſeyen, und das Vaterland in größter Gefahr ſtehe. —

Die Unterwaldner ob dem Wald, welche an dieſem Zug nicht Theil nehmen wollten, wurden von ihren Brüdern in dem Wald feindlich behandelt; ſie mußten die Waffen ablegen, und den Paß nach dem Berner Kanton öffnen. —

Die Aufführung dieſer Streifhelden war abſcheulich. Ihr Troz und ihr wildes Weſen wird den Oberhaslern ein Andenken bleiben. So handelten Eidgenoſſen!

In dieſem Heerzug wollten die Ländler auch die Entlibucher mitnehmen, welche aber nichts dabey zu ſchaffen haben wollten; Paul Styger ward an ſie abgeſchickt ſie dringend einzuladen; kam aber voller Schrecken zurück, und war froh mit ganzer Haut davon gekommen zu ſeyn.

Die Glarner verreiſeten den 19. April vom Hauptort Glarus, und kamen am 3ten May in ihre Heimath zurück, wo ſie hörten, daß ihr Kanton bereits den 2. May mit den Franken kapitulirt habe.

Standhaft erhielten bey allen dieſen Wirs-
krevyen, die Unterwaldner ob dem Wald,
wo Sarnen der Hauptort iſt, die Ruhe bey.
Zogen nicht gegen Luzern, nicht gegen
die Züricher, nicht gegen die Ober-
hasler und Brienzer.

Schon den 26. April erſchienen Abge-
ſandte von Unterwalden ob dem
Wald, in Arau, die betheuerten, daß ſie
keinen Antheil haben an den Unordnungen,
ſo die Unterwaldner — nied dem Wald, be-
gehen. Ja ſie bitten um Hülfe — weil ſie
von den andern gezwungen werden, mitzu-
machen. —

Ehrendenkmal für die brafen Un-terwaldner ob dem Wald.

Andere mögen ein Ehrendenkmal den Un-
terwaldnern nied dem Wald, ſetzen,
weil ſie Freunde und Feinde im Krieg nicht
ſchonten, ihre Vermeſſenheit zur Helden-
that, ihre Wuth zu Patriotismus erheben.
Ich will mir die brafen Unterwaldner
ob dem Wald zum Andenken der Liebe
machen. Sie haben mit männlicher Er-
gebung nicht unnütz Blut vergieſſen wollen

ſie haben keinen Theil genommen an dem Aufſtand ihrer Mitbrüder; — ſie wollten ſie durch Sanftmuth und vernünftige Vorſtellungen in die Schickſale des Vaterlandes ſich zu ergeben, bereden; ſie erhielten dafür nur Undank, Verläumdung und Strafe. — So wie die Unterwaldner ob dem Wald keinen Theil hatten, an den feindſeligen Handlungen gegen die Oberhasler und Luzerner, ſo blieben ſie auch ruhig, wie der Troz ihrer Mitverbürgerten von nied dem Wald, Feuer, Raub und Verheerung in ihr eigenes Gebiet zog. — Ein paar edle Männer vornemlich aus Sarnen, ſind mir ewig ſchätzbar, weil ich ſie kenne — wie ſie ihr ganzes Anſehen verwendeten, Friede zu erhalten. Ich kenne dich, vortrefflicher B . . r — Du haſt meine Briefe — ich habe deine Briefe, ich weiß wie edel du ſchon vor der Revolution dachteſt! — Wie ein groſzes vaterländiſches Herz in deinem Buſen ſchlägt! Du nahmſt meine Herzens-Ergieſſungen mit Güte auf! — Mit dir — ob du gleich der Oberſte deines Kantons warſt, konnte man, wie mit einem Bruder reden! Du warſt empfänglich für das Wahre, Edle und Gute. — Ich nenne dich nicht! deine Mitbürger ken-

nen dich — und Gott — der dich einſt loh-
nen wird! — Die Welt hat für ſolche Edel-
thaten keinen Lohn! Aber du wirſt eine
ſchöne Erndte haben im Himmel, wo Pal-
men des Friedens dir dein Engel entgegen
bringen wird!

Man ſiehet an dieſem Beyſpiel, wie viel
oft ein einziger oder ein paar hochgeſchätzte
Männer, bey ihrem Volke vermögen! Un-
terwalden ob dem Wald — Sar-
nen, du lieber Ort, wirſt bey der Nach-
welt, die billiger richtet, als ein hellglän-
zender Stern in Helvetien unter allen Ge-
wölken die dich umgaben, hervorſtrahlen. —
Du hatteſt Friedensliebe! du haſt dich
ſelbſt überwunden — die größte Kunſt! —
Sarnen, du ſteheſt noch — und deine
Nachbarinn die Stanzſtadt liegt in
Ruinen! Ihre Männer und Weiber ſind
gemordet. — Sarnen, deine Mitbrüder
in allen Dörfern leben noch, und ſegnen
deine weiſen Obern, die dich durch den
Sturm glücklich vorüber führten! Du hat-
teſt wahre Patrioten! Du wußteſt die Lei-
denſchaften deiner Mitbürger, zur Vernunft
zu ſtimmen, und das iſt mächtiger gearbei-
tet, als mit den Rachgefühlen ihr gewiſſes
Verderben ſuchen!

Die Franken vertreiben die Ländler aus der Stadt Luzern.

Den 30. April 1798, Nachts um 12 Uhr, rückten 300 fränkiſche Huſaren und 600 Infanteriſten in Luzern ein; und die eben vorher noch gefürchteten Ländler eilten über Hals und Kopf über den See zurück. Der vorher umgehauene Freyheitsbaum wurde Tags darauf wieder aufgerichtet.

Die Flüchtigen eilten nun zu einem Haufen Glarner an den Züricher-See; wo ſie ſich aber auch nicht lange halten konnten; die Franken kamen ihnen auch dort auf den Leib; und durch die Franken bezwungen, mußten ſie folgendes Friedens-Inſtrument mit Luzern ſchlieſſen:

1. Verpflichten ſie ſich bey ihrer Ehre alle Kanonen, Proviant- und Munitions-Wägen, nebſt der Munition ſammt allen Schiffen, Seilern und übrigen Geräthſchaften zurückzuſtellen, welche obbemeldten Tag (30. April) aus hieſigem Zeughaus abgeführt, und mitgenommen worden: zu dieſem Ende ſie einen öffentlichen Ruf ergehen laſſen wollen, daß jeder, ſo davon etwas beyhanden,

ſolches bey Ehre und Vaterlandseid einlieſere.

2. Machen ſie ſich anheiſchig, die Kriegs-Steuer von 10,000 Gl. wieder in Natura zurück zu erſtatten.

3. Die Uerthen, ſo die Schwyzer Truppen in den Wirths- und andern Schenkhäuſern verthan, und nicht bezahlt, loben ſie an, den Wirthen zu vergüten: hingegen werden hierorts die Wirthe bey Ehr und Eid aufgefordert, ihre ſpecificierte Conten der Verwaltungskammer zur Einſicht und Ratifikation einzugeben. Sie verſprechen zugleich, daß ſie die Stände Glarus und Unterwalden unter dem Kernwald zu gleicher Entſchädigung auffordern werden.

4. Wegen dem Innhalt der kanzleyiſch beſiegelten Schrift, ſo unter dem 29. April in das Entlebuch abgeſchickt worden, hat der Bürger Landshauptmann Reding ſich für ſeine Perſon als damaliger Kommandant erklärt, daß durch einzelne Individuen und Emiſſaire, die ſich als Abgeordnete ganzer Gemeinden angegeben, die Meynung dem Kanton Schwyz ſeye beygebracht worden, als wenn ein Theil des Kantons Luzern und benanntlich das Land Entlebuch, ſich an ſie anzuſchlieſſen gedenke, er erkläre

ſich aber, das obgenannte Emiſſaire (wie am Tage des Einfalls ſelbſten ſich offenbar gezeigt) nur Lügner, und daß das Land Entlebuch, ſo wie die übrige Landſchaft der neuen helvetiſchen Conſtitution ſehr anhänglich ſeye:

5. Ueber die Ausſtreuung, als wenn Bürger der Stadt ſelbſten an dieſem Ueberfall Antheil genommen, und die Schwyzer ſchriftlich aufgefordert, in die Stadt zu kommen, bezeuge er ebenfalls, daß dieſes Gerücht falſch ſeye: Hingegen erklären auch wir Uns, daß das Gerücht, als wenn 4 Henker mit den Truppen von Schwyz in die Stadt gekommen, und eine Proſcriptions-Liſte exiſtiere, nicht geſetzlich erwieſen ſeye: wohl habe ſich Burger Aloys Friſchherz verlauten laſſen, daß einige von der Stadt Luzern ſie anher kommen geheiſſen: auch ſolle ein gewiſſer Inderbitzi bey Bürger Schindler ſich geäuſſert haben, daß ihrem Haus mit Brand gedrohet ſeye, ꝛc. ſo er aber abzuwenden trachten werde. Ueber dieſe zwey Perſonen verſprechen die Abgeſandten die gehörige Nachforſchung machen zu laſſen.

6. Die Schiffe, Kanonen, ſammt Munition, ſo wie auch die Gewehre und Säbel, ſo den hieſigen Patrouillen abgenom-

men worden, wie auch die 10,000 Gulden Kriegs-Steuer, ſollen nächſten Montag, übrige Geräthſchaften aber (worunter die Winden und Fläſchenzüge begriffen) innert 14 Tagen Zeit anhergebracht werden u. ſ. w.

(Luzern 18. May 1798.)

Luzerner Geiſtliche. Lobenswürdige.

Man muß es zur Ehre einer anſehnlichen Zahl von katholiſchen Geiſtlichen im Luzerner Kanton ſagen, daß ohne ſie viel mehr Unordnungen bey der Revolution vorgefallen wären; obgleich ein großer Theil der Luzerner Bauern ſchon lange eine Regierungs-Aenderung wünſchte, alſo der franzöſiſchen Revolution nicht ganz abgeneigt waren. Aber man muß dennoch einen Unterſchied machen; die Weltgeiſtlichen und Pfarrer waren günſtiger der Revolution als die Klöſter und Abteyen: Wo alſo letztere Einfluß hatten, da gieng es bunt und wild zu; hingegen wo die Stadt- und Dorfpfarrer etwas zu ſagen hatten, da ſtimmten ſie mit Wohlmeynen zu den Schickſalen des Himmels, und ermahnten zur Geduld und zum Frieden; ſie ſind es auch, die in vielen Gemein-

den in den Urverſammlungen von der Kanzel die Konſtitution in Gegenwart der weltlichen Beamten, dem Volke vorleſen mußten, und wo eine Stelle kam, die man nicht verſtehen konnte, oder mißverſtanden hatte, da gaben ſie dem Volk Erläuterung, und durch ſinnliche Beyſpiele, deutliche Begriffe. — Dieſes Lob bleibt ihnen ungeſchmälert, und mit Freuden zeichne ich es in meine Chronik ein.

Vornemlich einige Stadtgeiſtliche, und einige Dorfpfarrer im Entlibuch haben als Gottes-Männer viel Unheil verhindert.

Aber ein Gegenſtück ſoll doch auch, der Wahrheit gemäß, hier ſtehen.

Aus einer andern Gegend des Luzerner Gebiets meldete man: Nachdem bereits die Luzerner-Volksrepräſentanten nach Arau abgeſandt waren, kam aufs neue der Geiſt der Verwirrung in einige Dorfſchaften des Luzerner Gebiets. — Die Bauern hatten gehört, daß ſich die Schwyzer, Urner, Unterwaldner, Glarner rüſteten; ſie thaten es alſo auch. Doch die Entlibucher nicht. — Einige Dörfer machten Verſchanzungen, welche halbe Wälder koſteten; ſie begehrten aus der Stadt Kanonen und eine große Quantität Früchte; ſie glaubten alle mirakulöſe

Geſchichten, die man ihnen erzählte; und ſpielten mit heiligen Tüchern und geweyhten Lappen, wie vor 200 Jahren. Beweis, daß der unſaubere Geiſt noch nicht ganz ausgetrieben war.

Schauenburgs Spruch über Einſiedeln.

Gleich nach der Beſitznahme von Einſiedeln von den Franken, erklärte der General: „Nicht nur Frankreichs Intereſſe, ſondern auch das Interesse der Menschheit erheiſchte es, daß dieſen Apoſteln der Rebellion, die Waffen entriſſen worden; durch ihre giftige Schriften und ſelbſt durch ihr Gold, nährten ſie ſelbſt in Frankreich die Zerrüttung. Alle widerſpenſtige Prieſter fanden bey ihnen Aufnahme, immer munterten ſie alle Empörer auf!“ — (17. Floreal 4. May 1798.)

Schatz von Einſiedeln.

Weltbekannt war, daß hier große Schätze aufgehäuft liegen mußten; denn viele Jahrhunderte der Dummheit hatten das Kloſter bereichert, der blödſinnigſte Aberglaube hatte es mit Vergabungen überhäuft. Von allen Gegenden der katholiſchen Welt, aus Deutſchland, Tyrol, Frankreich, Elſaß, Lothringen, Oeſterreich, kamen alle Jahre ganze Schwärme von Wallfahrtern an, die im Namen reicher Sünder da ihre Gebete und Bußübungen verrichten müſſen, Abläſſe und Gnadenbilder zu holen. — — Alles Geld, goldene Crucifixe waren geflüchtet, als die Franken ankamen. In einem Wand-Weyhbüchslein fand man allein noch zum Spott einige verrufene Kreuzer und Münzen, nebſt einem mit Goldfranzen bekleideten Marienbilde, das man glaubte, es werde den Gnadenort retten. Dies war die einzige offene Eroberung, welche die Franken machten! Daher General Schauenburg und die Kriegskommiſſäre ſehr unwillig über einige anweſende Perſonen wurden, die ſie im Verdacht hatten, daß ſie zur Flüchtung der Kloſterſchätze mit geholfen haben. —

Der Geiz dieſer Mönche erſcheint um ſo ...ſcheulicher, dem helvetiſchen Vaterland in ...ſen Zeiten der Noth mit keiner Beyhülfe an Handen gegangen zu ſeyn, da die andern Kantone es entgelten mußten.

Beſchreibung vom Kloſter Einſideln vor der Revolution.

Bekanntlich iſt dieſe Niederlage des ſchmählichſten Aberglaubens, der Volksberückung und des Mönchiſchen Unſinnes jetzt zernichtet. Die Mauren des Hauſes ſtehen zwar noch, aber die Sitze der Unvernunft, die Kapellen der Geiſtes = Verkrüpplung, die blödſinnigen Figuren und Bilder, die Alfanzereyen, die täuſchenden Komödienfiguranten ſind nicht mehr da zu finden. Dieſen Sieg der Gerechtigkeit und der Wahrheit, dieſen Sieg des Lichtes über die Finſterniß ſchreiben wir mit großen goldenen Buchſtaben in die Jahrbücher der Schweiz. Gott ſey dafür Lob geſagt! Lange — ja nur zu lange duldeten freye Schweizer dieſe Schmach des Menſchengeiſtes; es mußten die Franken kommen, die uns dieſe Ketten zerbrechen, dieſe andere Art von

hierarchiſcher Oligarchie und Sklavendienſt vor unſern Augen wegnehmen ſollten! Der Finger des Herrn iſt auch hier ſehr deutlich zu ſpüren. Wie wäre es möglich geworden durch die Vernunft dahin zu gelangen, wenn alles Licht des 18. Jahrhunderts, das um Einſiedeln her — und ſelbſt in katholiſchen Fürſtenſtaaten ſich ausbreitete, nichts, gar nichts auf dieſe öde düſtere mönchiſche Kluft vermochte. — Im Schatten der Finſterniß ruheten ſie — und waren beſchützt von demokratiſchen fanatiſirten Mitſchweizern. —

Den Reichthum des Kloſters ſchildert der B. Steinauer als ein vieljähriger Bekannter des Kloſters mit folgenden Worten: „Das Kloſter war auſſerordentlich reich, man betrachte, daß dieſes Kloſter ſchon bey tauſend Jahren exiſtirte, ohne in dieſer Zeit jemals einen feindlichen Soldaten geſehen zu haben: daß eben dieſes Kloſter von Kayſern, Königen, Herzogen, Grafen und Leuten aus allen Ständen, welche Reichthum beſaſſen, ſeit dieſer Zeit immerfort beſchenkt worden: daß dieſes Kloſter ſchon ſeit einigen Jahrhunderten wenigſtens eine Million jährlicher Einkünfte beſaß; man bedenke, daß zu dem wunderwürkenden Mariabild, welches

dieſes Kloſter in ſeinen Mauern und die Würkung der Mirakeln zu ſeiner Diſpoſition hatte, das halbe katholiſche Europa mit baarem Geld ſeit vielen Jahrhunderten wallfahrtete; auch daß dieſes Kloſter mit Wein, Frucht, Käſen, Vieh, Pferdten, Holz, Wolle, Tücher, Oehl, Taback; Paternoſtern, Wachs, Gebetbüchern, Malefiz-Getränken, vollkommnen Ablaſſen der Sünden und heiligen Meſſen einen ausgebreiteten und ſehr profitabeln Handel trieb, nebſtdem eine eigene Druckerey, Stutterey, drey Sennereyen, Wollenfabrike, Mühle, Schmidte, Wagnerey, Schuhmacherey, Schreinerey, Schloſſerey, Wachsſpinnerey, und Apotheke für das ganze Land in ſeinen Mauren unter ſeiner Speiſe und Lohn hatte; der ungeheuren Zehnten und Bodenzinſen, Todfällen, Ehrſchätzen und Fertigungen in verſchiedenen Kantonen, der vielen eigenen Herrſchaften, Probſteyen, Statthaltereyen, und der in Millionen laufenden zinstragenden Kapitalien und Obligationen nicht zu erwähnen: Auch war mir offiziel bekannt, daß einige Fäßchen von Quadruppeln, Mirlitons, Sonnen-Duplonen, doppelten und einfachen Louisd'ors, nebſt einer ſchweren Menge ungemünzten Gold, Sil-

der und andere Koſtbarkeiten, welche dieſem Kloſter zugehörten, ſeit kurzem fortgeführt und in Sicherheit gebracht worden.“

(Wenn die Induſtrie oder der Gewerbs-fleiß an dieſem hochberühmten Gnadenort nur einigermaſſen auf nützliche Gegenſtände gerichtet geweſen wäre, ſo könnte man noch etwas loben; aber die Mönche ſuchten weder Land noch Leute zu verbeſſern, das Feld herum ſah einer Wildniß gleich, und war von Unkraut voll geyfroſt; — die Buchdruckerey lieferte nichts als Ablaßzettel, odiöſe ſinnloſe Gebetbücher; abgeſchmackte Legenden und dergleichen Pfenningwaare; ihre Handwerkſtätte waren mit Schwachſinnigen zum Theil Kapuzinerbrüdern beſetzt; die Dreher und Wagner machten Heiligen-Figuren, Kreuze, und dergleichen, um an Wallfarther verkauft zu werden, die ſie mit fortnahmen, und den Aberglauben in weitem Kreis von mehrern hundert Stunden unterhielten. Nichts aber war niederſchlagender, als die Leute zu ſehen, die ſich dort in Menge einfanden; es waren darunter ſo viele Blödſinnige und Bettler, auch Wahnſinnige, Krüppel und Martyrer, die um Almoſen für andere Sünder und Schwel-

ger, ſich aufopferten, und dieſer Anblick von Pilgerleuten ſtörte die Heiterkeit bey jedem ehrlichen Zuſchauer ꝛc. Eine ſolche elende traurige alberne Induſtrie — Geld zu gewinnen — iſt die ſchrecklichſte, die ſich denken läßt. —)

Und Lavater ſang dieſen dummen Pfaffen heilige Loblieder! ſein faſt täglicher Umgang mit ihnen iſt Weltbekannt, eben ſo ſein ſchwärmeriſches Gedicht auf den kathol. Gottesdienſt; hier nur ein paar Stellen:

Das Rauchfaß links und rechts geſchwungen;
Das Gloria — im Chor geſungen,
Des ewigen Lichtleins ſtiller Schein,
Der Kerzen Licht — meynt dich allein. —
Der Chorknab klingelt dir die Schelle,
Dir thut der Küſter was er thut.
Vereinter Reichthum ferner Länder,
Die ſchwere Pracht der Meßgewänder
Der Schnörkel an des Ritters Schilde,
Das Flittergold am Mutterbilde,
Am Hals die falſche Perlenſchnur
Meynt dich doch, Jeſus Chriſtus, nur!

Züricher wallfahrten nach Einſiedeln.

Es ſind jezt gerade drey hundert Jahre, daß die Stadt Zürich — (1500) verordnet hat: „Alle Jahr ſoll nach Einſiedeln ein heiliger Kreuzzug aus der Sadt geſchehen, aus jedem Haus der Stadt, ein Mann; die Prozeſſion verſammelt ſich auf den erſten Tag nach Himmelfahrt — und zwar ſollen allemal 2 Rathsherren mit, und auf die Leute Acht geben, ihre Namen aufſchreiben, wer fehlt, um zehn Schilling geſtraft werden. —

(Siehe Füslins Schweizer Muſeum 1790 p. 388. Der Zug geſchah mit Kreuz und Fahnen, in heiliger Andacht, zu unſers Herr Gotts Mutter — um Gnad und gut Wetter zu bitten. —

Die kleinen Kantone nehmen die Konſtitution an.

Bey dem Frieden mit den kleinen Kantonen wurde es ausbedungen, daß nun die

drey Kantone, Uri, Schwyz und Unterwalden, nur einen Kanton ausmachen ſollten, da die Anzahl der Einwohner doch nicht über 60,000 gehe. —

Den 12. May nahm nun Schwyz, Uri und Unterwalden ob und nied dem Wald, die neue Konſtitution an. Merkwürdig iſt, daß auf der Landsgemeinde nied dem Wald nur 10 Männer gegen die Annahme ſtimmten; hingegen kam ein ganzer Schwarm von Weibern von Buochs und Bekenried, die ſich hinzudrängten, und ſogar mit den Waffen ihre Männer zwingen wollten, nicht dafür zu ſtimmen. Sie forderten wie die Furien des Cerberus — Krieg! Krieg! Welch ein gefährlich Ding iſt ein erbostes Weib!

Gefechte im Wallis.

Zu gleicher Zeit als die Franken am Zürich-Berg, an der Schindeleggi und bey Morgarten fochten, mußte ein anderer Theil ins Wallis marſchiren, wo ſich das Land empörte, und die kaum angeordnete neue Regierung wieder über den Haufen warf.

Zwey

Zweytauſend Walliſer beſtürmten die Hauptſtadt Sion (Sitten.) 800 Franken, 500 Wadtländer, 100 Huſaren, eilten voraus dahin.

Perdonnet in Vivis.

Dieſer Bürger zeigte viel Entſchloſſenheit; als die Oberwalliſer über 2000 Mann ſtark, am 8. May ſtürmend gegen Sitten zogen, und man ihren nahen Einfall in das Wadtland fürchten mußte; ſo waren nur wenige Franken in der Gegend. Ein Bataillon Infanterie und etliche Kompagnien Huſaren marſchirten ihnen entgegen; in Vivis ſchlug man Generalmarſch, damit die Bürger ſich bewaffnen. Niemand zeigte ſich. — Niemand rührte ſich. — Niemand wollte ſich ſtellen; da nahm der Verwaltungs-Agent Perdonnet, ſeinen Haberſack und Flinte, kam auf die Straſſe, und ſtellte ſich als gemeiner Soldat. Dies Beyſpiel hat alle übrigen Bürger begeiſtert, und bald war eine volle Kompagnie beyſammen, die an die Gränzen zog. —

Wallis von Franken erſtürmt.

Den 12. May 1798. Die Unruhen kamen vom Umhauen des Freyheitsbaums, von Wieder-Verwerfung der Konſtitution die ſie ſchon angenommen hatten. Die Relation, welche offiziel mitgetheilt worden, war folgende:

General Lorge lieferte die Einnahme von Sitten. Am 16. May hatte er einen Trompeter zur Aufforderung abgeſandt, allein die Walliſer ſandten ſeine Depeche uneröffnet zurück, und haben dem Träger mehrere Flintenkugeln nachgeſchickt Am 17. frühe, rückte Lorge mit der 31. Halb-Brigade, dem 18. Kavallerie-Regiment, den Huſaren, und der Wadtländiſchen Artillerie und Mannſchaft, das Thal hinauf über die Rhonenbrücke bey Ridda, und detachirte dann das vorgemeldte Bataillon links über die Berge. Nach einem Vorpoſtengefecht traf er die Ober-Walliſer ziemlich ſtark und hinter der Murg oder Morgia wohl poſtirt an, und veranſtaltete den Angriff, beſonders gegen den linken Flügel. Allein die Walliſer lieſſen ſich nicht ſchrecken, ſondern rückten ſelbſt vor. Die Franken drangen über den

Bergſtrom, und gewannen die Hügel, die ſich bis gegen Sitten hinziehen; aber nur Schritt vor Schritt, und Schuß auf Schuß konnten ſie Meiſter werden. Als ſie der Stadt im Angeſichte waren, wurde die weiſſe Fahne (das Zeichen man wolle nachgeben) aufgeſteckt, und ein Detachement Huſaren näherte ſich ſchon dem Thore. Deſſen ungeachtet brach von der Seite der Walliſer plötzlich wieder eine Kartätſchen- und Gewehrfeuer los, wodurch ein Offizier und mehrere Huſaren fielen. Nun ſtürmte man auf die Stadt los, ſchoß die Thore ein, und ein ſchreckliches Gemetzel fieng an, welches 5 bis 600 Mann das Leben koſtete. Die Franken hatten 158 Todte, und von einem ganzen Bataillon waren durchaus alle Soldaten bleſſirt. —

Man brachte eine Schaar gefangener Walliſer auf Bern, die man da aber ſehr liebreich behandelte, und General Lorge ſuchte ſie durch Liebe mehr als durch Härte zu gewinnen, daher ſie mit tauſend Segenswünſchen den General überhäuften und ſagten: „Ewig ſolle Dank und Lob von den ſpätern Enkeln dem großmüthigen Sieger, und Bern — gewiedmet ſeyn.

Genf wird mit Frankreich vereinigt.

Den 14. April 1798 rückten fränkiſche Truppen in Genf ein, und vereinigten dieſe Stadt und Landſchaft mit der fränkiſchen Republik. Doch konnten ſich die Genfer vorbehalten, daß in keine Bürgerhäuſer Soldaten gelegt werden ſollen. — Sie wurden ſogleich in die ſchöne neue Kaſerne gelegt: andere kampirten vor den Thoren.

Rapinat, franzöſiſcher Ober-Kommiſſär.

Le Carlier zog ſich bald aus der Schweiz nach Paris zurück; an ſeine Stelle kam ein Deutſcher, Namens Rapinat, gebohren im Elſaß, und verwandt mit Reubel, Direktor in Paris. Den 13. May trat er ſeine Funktionen an, und zeigte dem helvetiſchen Direktorium ſeine Vollmacht vor, daß er alle bürgerliche, politiſche und Finanzobergewalt im Lande, während des Kriegs, im Namen der franzöſiſchen Regierung zu verwalten habe; zugleich zeigte er

bald darauf an, daß ſich die helvetiſche Regierung indeſſen nur mit der innern Verwaltung des Staats — zu beſchäftigen habe; welches aber zu harten Kämpfen Anlaß gab. Den 30. May legte Rapinat auf ſechs reiche helvetiſche Klöſter eine Kriegs-Kontribution von 570000 franzöſiſchen Liv. die er aber nicht erheben konnte — weil alles geflüchtet war. — Den 1. Jun. erklärte er die gefundenen Schätze und Magazine als erobertes franzöſiſches Eigenthum. Den 16. Jun. erließ er ein heftiges Arrete' gegen die neue helvetiſche Regierung, und fordert, daß die zwey Direcktoren, Bay und Pfyffer ihre Entlaſſung nehmen; auch beſchränkt er die Zeitungsſchreiber, und fordert Cenſur derſelben. Den 21. Jun. werden wirklich die neuen Direktoren Ochs und Dolder inſtallirt. Den 25. Jun. langt ein Schreiben von Paris an, das die Strenge von Rapinats Schritten mißbilliget und die Preßfreyheit wieder herſtellt; die Beſchlüſſe wegen der abgegangenen zwey Direcktoren werden widerrufen; (die neue Direcktorenwahl fällt jezt auf Ochs und Laharpe.) Rapinat hält an die verſammelte Bürgergemeinde auf dem Schützenplatz in Bern, bey

Leiſtung des Bürgereides eine feurige Rede— und ſpricht von Wohlwollen der großen Nation gegen die wiedergebohrnen Schweizer. Ein paar Monate darauf verließ er das Land.

Als Rapinat auf die Magazine und Kaſſen in Bern das franzöſiſche Siegel drucken ließ, ſo hat die helvetiſche Regierung auch ihr Siegel auf die Magazine und Kaſſen gelegt; ſo aber Rapinat zu erbrechen befohlen, und in ſeiner Erklärung ſagte er: „Die Kaſſen ſind das Eigenthum der fränkiſchen Republik! Ich hoffe, Bürger Direktoren, daß Sie in Zukunft keine Verfügungen mehr treffen, die den Abſichten der fränkiſchen Republik zuwider ſind, und Sie werden ſich genügen, Vorſtellungen zu machen, welche allein können angenommen werden.“

Reubel, fränkiſcher Direktor.

Reubel, der im Jahr 1797 und 1798 im fränkiſchen Direktorium ſaß, beſchuldigte man eines Privathaſſes gegen die Schweizer, beſonders gegen Bern. Er ſoll einige Jahre vorher als Advokat von Kolmar, einen Prozeß in der Republik Bern verlohren haben, der ihn ſehr gereizt. — — Als die

Revolution der Schweiz von Seiten Frank⸗reichs beſchloſſen war, übergab das fränkiſche Direktorium ſeinem Mitglied Reubel die beſondere Sorge dafür, weil er als deut⸗ſcher Elſaſſer und näherer Kenner der Schweiz deren Schickſal beſſer hätte beur⸗theilen ſollen und können. Was alſo von Schweizern gegen Frankreich geklagt wur⸗de, kam zuerſt an Reubel, und es iſt nicht zu zweifeln, daß der reizbare Karakter die⸗ſes Mannes nicht wenig zu dem harten Schickſal der Schweiz beygetragen habe, der auch ſeinen Schwager, den bekannten Ra⸗pinat, als Vollziehungskommiſſär, aus⸗wählte. —

Um die Denkungsart dieſes Mannes ken⸗nen zu lernen, dient folgendes Akten⸗ſtück:

Auf die Klagſchrift des B. Miniſters Zeltners in Paris *) antwortete unter

---

*) Eingereicht den 20. May 1798. Da ſie faſt 2 Bogen ſtark und vielfältig gedruckt iſt, ſo kann ich ſie hier nicht einrücken. Die Hauptſätze finden ſich aber in obigem. Das vollſtändige Schreiben ſtehet auch in der Berner Zeitung Nr. 17. 18. 19.

andern der Direktor: — „Das ſind nichts als Jeremiaden der dahin ſterbenden Ariſtokratie, Fortſetzung des Manifeſts von Oeſterreich und Wickham. Aber, man wird dem General ſchreiben auf ſeiner Hut zu ſeyn, und die 30000 Mann, die ſich bereits im Ober- und Niederrhein-Departement befinden, zu ſeiner Diſpoſition zu halten.“ —

Auf das Begehren des helvetiſchen Miniſters: „Daß die Artillerie, die Waffen, die Magazine, überhaupt alle der ſchweizeriſchen Nation weggenommene Effekten, in die Hände ihrer konſtituirten Regierung zurückgegeben werden.“

Antwortete Reubel: „Sehr wohl! Warum haben die Schweizer nicht uns geſchlagen? Wir hätten Waffen, Munition, u. ſ. w. von ihnen zurück verlangt, und an ihrer Großmuth nicht im mindeſten gezweifelt.“ —

Auf das Begehren wegen der Einquartirung, und daß die Truppen möglichſt bald kaſernirt würden, ſagte er: — Dies iſt gerecht.

Daß man die ſchwarze Legion zurückziehe: „Antw. Man wird darauf bedacht ſeyn.“

Ueber die öffentlichen Fonds, welche die fränkiſche Armee in Beſchlag genommen, und die der Miniſter Zeltner, als der Nation angehörig zurückgefordert, um der neuen Regierung übergeben zu werden; antwortete der Direktor Reubel: „Dieſe Impertinenz iſt der ganzen jammervollen und feindlichen Note des Herrn bevollmächtigten Miniſters würdig.“ —

Auf die Aeuſſerung des helvetiſchen Miniſters, daß dieſe Gelder (vom öffentlichen Schatz) mit Treue und Sparſamkeit von der alten Regierung verwaltet worden — erwiedert Reubel: „Man kann aus dieſen an die alten Oligarchen verſchwendeten Lobſprüchen erſehen, von was für einer Art von Republikanismus die Herren Schweizer belebt ſind. Die niedrigſte Sparſamkeit und die ſchändlichſte Sklaverey ſind es, was ſie vor allem ihres Lobes würdig achten.“

Auf das Wort des Miniſters, daß General Brüne doch geſagt habe: „Die groſſe Nation will euch die Freyheit ſchenken und ſie euch nicht verkaufen.“ Antwortete Reubel: „Dann mußte man ſich aber nicht ſchlagen, nicht noch die Franken ermorden und verrätheriſche Anſchläge ausführen.“

Auf das Wort: die fränkiſche Truppen ſollten in Helvetien vermindert werden; antwortete Reubel: „Das wird geſchehen, ſobald die Schweiz nicht mehr öſterreichiſch iſt: dann wird man alle Truppen zurückziehen u. ſ. w.“

(Siehe Schweiz. Republikaner v. Eſcher und Uſteri, 6. Aug. 1799.)

Preßfreyheit von Rapinat angegriffen.

Der fränkiſche Kommiſſär Rapinat gab ein Arrete', worinn er die Einſchränkungsmittel gegen Mißbrauch der Preßfreyheit in Ausübung zu ſetzen, entſchloſſen war. — (Denn man muß es unpartheyiſch geſtehen, daß ſeit der Revolution Schriften und Blätter gegen die Franken gedruckt worden, die, wenn die Franken ſchon alle Menſchen hätten vergiften wollen, die Kinder in Mutter Leibe gemordet, Dörfer und Kirchen verbrannt, das Eigenthum in allen Häuſern geraubt und vernichtet, und die Peſt ſelbſt ins Land gebracht hätten, ſo daß zwiſchen Seyn und Nichtſeyn, gar kein Unterſchied mehr möglich; ich ſage, wenn

die Franken dies alles gethan — ſo hätten die Schriften und gewiſſe Zeitungs-Blätter nicht giftiger, boshafter, ſchamloſer und empörender geſchrieben ſeyn können!) Der Gemeingeiſt in Helvetien wurde dadurch noch vollends verdorben, und die Verwirrung in die äuſſerſte Erbitterung und Todfeindſchaft verwandelt. —

Sobald das fränkiſche Direktorium von dem Beſchluß des Kommiſſär Rapinat hörte, ſchickte es einen eigenen Kourier von Paris mit einem Befehl an Schauenburg, dieſe Ordre des Rapinats auf der Stelle zu zernichten; und die Preßfreyheit wieder vollkommen herzuſtellen. —

Schauenburg meldete dieſes auch ſogleich der helvetiſchen Regierung auf Arau, mit dieſen Worten: „Das Vollziehungs-Direktorium von Frankreich hofft dadurch einen deutlichen Beweis ſeiner Achtung für Völkerrechte an Tag zu legen; es hofft aber auch, daß dies ein Grund mehr ſey, ſich als Freunde von Frankreich zu betragen, daß man ein redlicheres, offenherzigeres Bezeigen erwarte, als bis daher, ſelbſt von Seiten des helvetiſchen Direktoriums und der Geſetzräthe, nicht geſchehen ſey.“ — (30. Brachmonath 1798.)

Die Mörder des Gemeingeiſtes.

Der teufliſchen Spötter thaten ſich eine Legion hervor, und brachten ihre elende Witzeleyen in die ernſthafteſte Geſchäfte. In die Lügenblätter (ſogenannte Zeitungen—) ſetzten ſie ihre Giftwaare aus; es waren Pasquille, Grobheiten, gewürzt mit etwas Laune, aber fertig, jeden aufkeimenden Saamen des Gemeingeiſtes in der ganzen Revolutionszeit zu erſticken. Von dieſen giftigen Wortdreſchereyen ward die Nation verwirrt, und in ihrer gröſten ſittlichen Verſchlimmerung noch beſtärkt, und die Wunden des Vaterlandes unheilbar gemacht! —

Unausſprechlich haben die boshaften Scribler und Zeitungs-Fabrikanten dem Fortgang zum Beſſerwerden geſchadet. Statt ſich und ihrer Parthey zu nutzen, haben ſie aber alles, für beyde Theile, nur weit ſchlechter gemacht. Viel Blut wäre weniger gefloſſen, wenn nicht dieſe infame Lügenblätter (wie man ſie in öffentlichen Anträgen nannte) nicht alles noch verderbt hätten. So berichtete z. B. der Statthalter von K. Linth, daß auf eine fal-

ſche Nachricht, ſo die Bürkliſche Züricher Zeitung ausbreitete, in ſeiner Gemeinde beynahe eine Revolte entſtanden ſey; und ſo ſäeten ſie Mißvergnügen, Widerſpenſtigkeit, Uneinigkeit, Verwirrung in unſeligem Eifer in allen Gegenden aus; wer nicht im Geiſt feſt war, wurde durch ſolche boshafte Menſchen (die vom abſcheulichſten Partheygeiſt und Eigendünkel voll gepfropft ſind) zum Abfall gebracht. — (Die patriotiſchen Zeitungen wurden meiſt nicht geleſen; ſo hatte z. B. die allverwirrende Bürkliſche Zeitung von Zürich 8000 Abnehmer, die patriotiſchen kaum 3 bis 400.

Die Leute zu ängſtigen, ihre wirklichen Uebel, durch noch eingebildete und übertriebene, vermehren — und in dieſem Ränke-Metier dem Vaterland vollends alle Hoffnung zum Beſſerwerden rauben; ja das wirklich Beſſerwerden phyſiſch und moraliſch unmöglich machen! und das alles unter der heuchleriſchen Larve von Vaterlands-Freunden!

Und eben die Leute, die eine Parthie ſo niederträchtig verläumden, ſind auch immer die, welche ihrer Parthie alles verzeihen und wenn es Noth thut, kriechen, und ſelbſt ihren Feinden, wenn ſie was zu erhaſchen

glauben, niederträchtig ſchmeicheln. Der Schmeichler iſt immer auch Läſterer; denn er nimmt dem Einen, und giebt es dem Andern; man häuft auf jenen Verbrechen, um dieſe dafür loben zu können! O der elenden Menſchen! Praleren und Feigheit ſind gemeiniglich mit einander gepaart; und wer das gröſte Maul hat, ſollte nicht immer am meiſten gefürchtet werden. Poltron und ſchlecht handeln, iſt eins!

Hätte man ſich männlicher, loyaler betragen; die Leiden, die nun folgen, würden gröſtentheils erſpart worden ſeyn; der Krieg mit dem Kayſer wäre wohl nie in die Schweiz geſpielt worden, und alle innern Empörungen und die ewigen Einquartirungen, die das Mark ausſaugen, würden unterblieben ſeyn! Das Volk kann man zu allem Guten leiten, wenn es nur brafe Rathgeber hat; die Zutrauen einflößen. Man redet immer vom Gehorſam der Untergebenen; aber man denkt nicht daran, daß ſelbſt das Vieh gegen einen dummen Führer, falſch und ſtößig wird.

J. Mengaud verläßt die Schweiz.

Den 19. Jun. 1798 ſandte er ſein Abſchiedſchreiben an die helvetiſche Republik, worinn er anzeigt, daß ihn ſeine Regierung zurück ruft; welches er ſehr bedaure, da er gerne den guten Erfolg ſeiner Arbeiten geſehen hätte, indem er bisher nichts als Müheſeligkeiten davon gefühlt habe. Mein Troſt iſt, (ſagt er am Schluß) mit reinem Herzen und unbefleckten Händen kam ich in die Schweiz, und eben ſo reiſe ich aus derſelben weg. Ohne Gewiſſensbiſſe verlaſſe ich ihre Gegenden, aber nicht ohne Schmerz.

Dieſer Rückruf geſchah, als Mengaud ein Monat vorher ſich gegen der fränkiſchen Kommiſſäre Gewaltshandlungen kraftvoll erklärte, indem er ihre Geſchäfte Räubereyen nannte. — Dieſer Brief iſt vom 13. May, und ſtehet in der neuen Berner Zeitung Nro. 1.

Baſel ſandte ihm vor ſeiner Abreiſe als eine Erkenntlichkeit für die geleiſteten Dienſte, einen Wagen und Pferde nach Arau. Mengaud hat in einem Schreiben die Verw. Kammer erſucht, beydes zum

Beſten der Armen und Dürftigen zu verkaufen, einerſeits ſagte er: weil er bey dem geringen Gehalte, das er zieht, genöthigt geweſen iſt, Schulden zu machen, für deren Abbezahlung er ſorgen muß, und daher keine Pferde erhalten könne; andererſeits, um der Verläumdung, die ihn verfolge, nicht neue Nahrung zu geben ꝛc.

Direktor Ochs von Baſel.

Bürger Ochs kam ins helvetiſche Direktorium den 21. Brachmonat. Er iſt gebohren in Nantes, erzogen in Hamburg, wo ſein Vater ein berühmter Kaufmann, urſprünglich von Baſel war; der Sohn erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, und hatte eine der weitläufigſten Weltkenntniß; die er beſonders durch Reiſen erweiterte und berichtigte. Im männlichen Alter kam er in ſeine Vaterſtadt Baſel; da lebte er lange in philoſophiſcher Unabhängigkeit, ohne Beruf; ſammelte eine der ſchönſten Privatbibliotheken, und ſtudirte für ſich die Rechte und Geſchichten ſeines Vaterlandes, worüber er ein wichtiges Buch ſchrieb: Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel. Da ſein Umgang ſehr anzüglich war, ſo beſuch=

XXIV.

Ochs von Baſel.

ten ihn alle angeſehenen Fremde, auch machte er gemeiniglich, im Namen der Stadt Baſel, den durchreiſenden Fürſten und Herren die Honneurs.

Als im Jahr 1782, der berühmte Rathsſchreiber Iſelin ſtarb; glaubte man durch keinen fähigern Kopf ſeine Stelle wieder zu beſetzen, als durch Ochs, welcher ſie auch, zum Dienſt ſeiner Vaterſtadt annahm. Bald darauf ward er Zunftmeiſter, und Burgermeiſter, alſo die höchſte Stelle im Staat. Und bey allen Staatsunterhandlungen führte er die Feder. Als die ſchwürige Zeit der Revolution einbrach, wußte auch die franzöſiſche Regierung ſich an keinen Schweizer, mit mehr Lokal- und Sachkenntniſſen zu wenden, als an ihn; daher kurz darauf, nachdem Bonaparte im Winter 1797 durch Baſel kam, Ochs durch eine formliche Einladung nach Paris abgerufen wurde. — Er hat wohl eher nach der Vernunft und Billigkeit zu urtheilen, ſeinem Lande dienen, als es mit Unglück überziehen wollen. Daß er aber in ſeinem Zutrauen und in ſeinen Hoffnungen, ſo wie viele tauſend andere getäuſcht worden, muß man ihm verzeihen — er büßt ſelbſt am bitterſten dafür! Den neuen Konſtitutionsplan, der damals ſchon

in Paris überhaupt entworfen war, half er noch durch ſeine Orts-Detailkenntniſſe wenigſtens erträglich machen. Ueber ſeinen Charakter, ſeine Tugenden und Fehler, will ich nichts ſagen, da ich ihn nicht genau kenne; und was man gegen ihn ſchrieb, viel zu leidenſchaftlich geſchah. Was aber gewiß iſt, ſo hat der Mann ſein ganzes Vermögen mit der Revolution zugeſetzt, und er war doch ſonſt der reichſte Partikular; lebt aber jetzt äuſſerſt eingezogen und faſt im Mangel; ſogar, daß er im Basler Wochenblatt, für junge Leute, die ſich in den höhern Wiſſenſchaften unterrichten wollen, ſich als Lehrer angeboten! —

Da man einen Mann, der in öffentlichen Aemtern ſtehet, auch nach ſeinen öffentlichen Aeuſſernngen am beſten beurtheilen kann, ſo füge ich einige ſeiner erſten Motionen, als er im helvetiſchen Senat ſaß, hier bey:

Ueber die Zehnt-Aufhebung äuſſerte ſich Ochs: „Ich ſelbſt bin ein Beweis, wie verzeihlich ungleiche Grundſätze über die Zehnten ſeyn müſſen. Ich habe viermal meine Meynung darüber geändert. Wenn man die Zehnten als ein Staatsgefäll anſiehet, wie er es auch iſt, ſo kann

man ſich nicht davon loskaufen; denn man kann ſich nicht von Abgaben loskaufen, die der Staat zu fordern hat; aber der Staat kann ſie aufheben, wenn er andere Auflagen macht; — hätten wir nur ein vorläufiges Finanzſyſtem entworfen, worinn alle Klaſſen der Bürger gleichmäßig ins Auge gefaßt wären, ſo könnte man einen Beſchluß nehmen: denn der Schweis, von dem man ſo viel geſprochen hat, iſt doch mehr der Schweis armer Taglöhner als der Gutsbeſitzer ſelbſt, und die Handwerker in den Städten, dieſe achtungswerthe Bürgerklaſſe, die am meiſten durch die Revolution gelitten hat, darf beſonders nicht vernachläßiget werden.“ —

Lange wurde über die Amtskleidungen geſprochen. Ochs ſagte damals: „Unſere Kleidung muß einfach nicht koſtſpielend, ſeyn. Gold auf der Kleidung ſtehet uns gar nicht an; unſere Nation muß Einfachheit und Offenheit zeigen; Eitelkeit ziemt ſich nicht für Repräſentanten eines ſolchen Volks. — Wir ſind ein verarmtes Volk und ſollen uns auch als ein ſolches betragen!“

Bey der Wahl des Regierungsſitzes äuſſerte Ochs ſeine Meynung dahin: „Drey

Dinge ſind allein erforderlich: Platz, Centralität, Sicherheit. Bequeme Wohnungen — brauchen wir nicht; Raum finden überall einfach lebende Bürger; — auf dieſe Art iſt Arau groß genug. Der Ort liegt mitten in der Schweiz; Sicherheit findet man bey Bürgern, die von der Freyheit beſeelt ſind. — —

Einige Tage darauf, als von der Diſtrikts-Eintheilung der Schweiz, die Rede war: „Mit unſerer Unabhängigkeit gegen Frankreich ſo groß zu thun, iſt unklug, während wir alle uns geſtehen müſſen, daß wir ohne fränkiſche Truppen hier nicht beyſammen ſeyn könnten.“ Und daß man mit dem fränkiſchen Kommiſſär gemeinſchaftlich zu Rath gehen ſollte, da er von ſeiner Regierung abgeſandt iſt, die neue Organiſirung der Schweiz zu beſorgen.“ — Und als im Geſetzrath und Senat ſchrecklich über die Unthaten der fränkiſchen Soldaten geklagt wurde, äuſſerte ſich Ochs dahin: „Es iſt recht, daß man Vorſtellungen und nachdrückliche Vorſtellungen gegen alle Unordnungen mache, aber die Rügen und Klagen, ſo kundbar und laut zu erheben, iſt unklug, und wird uns noch mehr Unglück zuziehen. Fragen wir erſt — ob

der General nicht ſein möglichſtes thut — ſie zu verhüten. Immer von Unabhängigkeit zu reden, ſo lange wir fränkiſche Truppen haben, iſt auch nicht zu billigen.

Der Direktor Ochs blieb nur 1 Jahr bey der Regierung, er legte ſein Amt ſowohl als Direktor und als Senator nieder, den 25. Jun. 1799. — Ueber ſeine Entlaſſung wurde folgendes geſprochen: „Seine zerrüttete Geſundheit, wie er angab, ſey nur Entſchuldigung. Seine Mitkollegen im Direktorium hätten in ſeiner Gegenwart nicht freymüthig reden können, da ſie ſeiner Verſchwiegenheit nicht mehr getraut; er habe die Geheimniſſe nicht bewahrt; die Harmonie ſey geſtört geweſen; und die übrigen Direktoren hätten ihm vorgeſchlagen, entweder daß er oder ſie abtreten; hierauf habe B. Ochs das Erſtere gewählt, und ungeſäumt ſeine Entlaſſung verlangt. — Er erhielt einen Paß auf Roll, wo er hätte in 5 Tagen zurückkommen wollen, wenn er die Beſtätigung nicht von den Geſetzräthen erhalten hätte."

Fr. Cäſar Laharpe, Direktor.

Laharpe kam ins helvetiſche Direktorium den 18. Jul. 1798. Er iſt gebohren bey Roll, jetzt etwa 56 Jahre alt, von ſchönem Wuchs, beredter Sprache; erzogen in einem deutſchen Seminarium in Graubündten, wo ein deutſcher Profeſſor eine Anzahl fähiger Köpfe bildete, die ſich alle hernach ausgezeichnet haben.

Mit einem lebhaften Geiſte beſeelt, mit großen liberalen Ideen im Kopfe, konnte ſich Laharpe in ſeinem Vaterlande nicht recht gefallen, das keine Ausſichten für Männer ſeiner Art darbot. Er gieng 1782 auf Reiſen; kam nach Rußland, ward vom Hof gekannt, und die Kayſerin Katharina machte ihn zum Lehrer ihrer Großkinder. Hier blieb er eilf Jahre; im Brachmonat 1793 verabſchiedete ihn die Kayſerin als Anhänger der fränkiſchen Revolution. — Oder, da Laharpe nicht heucheln wollte — um einen Poſten zu haben der ihn höher geſetzt haben würde, als er durch keine Revolution erwarten konnte, gieng er ſelbſt aus dem Dienſte. — Er lebte noch ein Jahr in Petersburg und 1795 verließ er Rußland ganz,

und richtete ſeinen Weg nach der Schweiz, kam aber nur an die Gränze, er fürchtete das Schickſal ſeines Vetters, des vormaligen franzöſiſchen General Laharpe, der von der Berner Regierung 1791 und 1792 Vogelfrey erklärt war; wegen eines Zuſammenhanges mit Patrioten im Wadtland; und — ſelbſt Laharpe in Rußland bey der Kayſerin von Rußland verklagt wurde; — alſo eilte er nach Frankreich; lebte in Paris wo er die Entſchädigung für ſeinen aus der Schweiz banniſirten im Treffen gebliebenen Vetter betrieb, da die Wittib ihr Landhaus bey Roll nach des Mannes Entfernung im Geldstag hatte verkaufen müſſen, und mit 6 Kindern hülflos lebte; — und von den Bernern keine Genugthuung erhalten konnte.

Erhitzt war daher Laharpe gegen die Berner Regierung noch mehr; er ſchrieb ein Buch über das andere, von den Rechten des Pays de Vaud, ließ ſolche in Paris drucken, ſandte ſie nach der Schweiz, und ſo wurden die Gährungen im Land ſtark unterhalten. Die franzöſiſche Regierung unterſtützte Laharpe, und er ließ in die Zeitungen die kühnſten (gewiß oft unbilligſten) Artikel gegen die Berner einrücken.

Daher er auch ſpäter hin, als Bern geſtürzt war, es gut machen wollte, und ſowohl wegen der Kontribution der Berner als andern, ſich ſehr geneigt zum Vorwort finden ließ. Im Winter 1798 ernannte die Nationalverſammlung oder Volksvereinigung in Lauſanne, den Laharpe zu ihrem Agenten in Paris.

An der Schweizer Konſtitution, die in Paris verfertiget worden, hatte Laharpe keinen Theil. Es war, wie er ſagte, das Werk weniger Tage, aber wie er ſelbſt glaubt, bey allen Fehlern, iſt ſie doch ein Meiſterſtück, voll trefflicher Verfügungen, die immer das Vaterland hätten retten können. — Ueber die Art, wie die Franzoſen die Revolution in der Schweiz gemacht haben, iſt er nicht zufrieden geweſen. Er ſagt in ſeiner Denkſchrift: „Die Maaßnahmen welche Frank„reich getroffen, waren immer das Ge„gentheil deſſen, was die Patrioten vorſchlu„gen. Zum Schein hat man ſie wohl „darüber berathen, aber die Franken wähl„ten und handelten, wie ſie es gut fanden: „ohne ſich weiter um Gegeneinwendungen, „(die auch Laharpe machte,) zu beküm„mern.“

(Laharpe

(Laharpe ward im Jenner 1800, da drey Direktoren eine Vertagung der Räthe erzwecken wollten, ſich aber mit der Auflöſung des Direktoriums endigte, ſeiner Stelle los: — Und da neue Streitigkeiten und Klagen auf ihn fielen, flüchtete er ſich, als er eben von Lauſanne nach Bern als Arreſtant gebracht werden ſollte, im Jul. 1800 wieder nach Frankreich.)

Bürgereid.

Ward vom helvetiſchen Direktorium von der ganzen Nation gefordert; beſchloſſen zu Arau, den 29. Jul. 1798.

Vom 5. bis 12. Auguſt ſollte ihn der Kanton Leman, Argäu, Baſel, Schaffhauſen leiſten.

Vom 12. bis 19. Aug. die Kantone Bern, Solothurn, Freyburg, Zürich.

Vom 19. bis 26. Aug. die Kantone Thurgäu, Oberland, Luzern, Wallis, Baden.

Vom 26. Aug. bis 2. Sept. die Kantone Sentis, Linth, Waldſtetten (die drey kleinen Kantone) Bellenzona und Lauwis.

Dieſer Eid hat erſtaunlich üble Wirkungen hervorgebracht. In den kleinen Kan-

tonen kam alles dagegen in Bewegung; im Kanton Solothurn erzeugte er auch groſſe Unordnungen, die nur mit Gewalt unterdrückt werden konnten; im Appenzellerland desgleichen. Auch in mehrern Gemeinden des Luzerner-Kantons. In den Städten ward er vielfältig ohne Theilnahme abgelegt. Man folgte weil man mußte. Als in Bern, den 17. Auguſt derſelbe geleiſtet wurde, war man kaum auf dem Schützenplatz mit Ableſung der Bürger-Namen beſchäftiget, als in der Stadt (Morgens 9 Uhr) Feuer aufgieng, gerade nahe am obern Thor. Der ganze Akt gerieth in Verwirrung, alles eilte nach der Stadt zurück, die franzöſiſche Garniſon half den Brand löſchen, der bereits drey Häuſer oben an der Schauplatzgaſſe ergriffen hatte. Und nun mußten die Schwörenden aufs neue zuſammen gerufen werden; woran aber nicht alle mehr Theil nahmen, und die Sache war damit vorbey. Die Schwörformel lautet: „Wir ſchwören dem Vaterland zu dienen, und der Sache der Freyheit und Gleichheit anzuhangen; mit aller Pünktlichkeit und Treue, und mit gerechtem Haß gegen alle Anarchie und Zügelloſigkeit. Wir ſchwörens!

Laut der Anzeige des Direktoriums, ſollen gegen 350000 Helvetier den Eid geleiſtet haben; ſo ſtark wäre alſo die Volksmenge vom Männeralter.

Geiſtlicher Fanatismus in der Revolutionszeit.

Der Biſchoff von Konſtanz, der alle Gegenden der deutſchen Schweiz zu ſeiner Diözös rechnet, behauptete auch während der Revolution als kayſerlicher Unterthan, den ſchädlichſten Einfluß auf die Verblendung der katholiſchen Schweizer. Ueberall waren Pfaffen an der Spitze. Wallis, Unterwalden, Glarus, Uri, Schwyz, Appenzell, waren beſonders ihre Lieblings-Kantone, weil da das katholiſche Volk noch äuſſerſt bigot iſt. In den katholiſchen Städten wurden ſie durch die neue Regierung in der Abhängigkeit erhalten; doch ſandten auch dieſe ihre Emiſſäre (Abgeordnete) aus, um ſich die Fortdauer ihrer Macht zu verſichern. Die armen Leute wurden alſo überall das Opfer des Eigennutzes und des Stolzes! Zu Konſtanz und Ueberlingen wurden die Schriften und Anſchlagzettel gedruckt,

die im Lande verbreitet wurden. Der geiſtliche Fürſt zu St. Gallen half auch dazu mit all ſeinen Helfershelfern. Die Kapuziner zu Mels, die Geiſtlichen von Sargans, die Mönche von St. Gerold im Tyrol, die Mönche von Meerau, die Kapuziner im Kanton Schwyz und Unterwalden, dieſe mit einer Menge unbekannter Menſchen, durchſtreiften die ganze katholiſche Schweiz. —

Ihr Vorgeben war: Hülfe vom Kayſer, und Geld von Engelland. Umſturz der neuen Republik. —

Auf der Höhe von Rigiberg, wo ein Kapuziner-Kloſter ſtehet, und wohin ſtarke Wallfahrten geſchehen, hielten ſie ihre Zuſammenkünfte; da war ein Neſt von Fanatikern. In der Nachbarſchaft liegt ein Dorf — Morſchach genannt: von dort aus giengen die erſten Märſche, und der Aufruf ans Land: Der Pfarrer und Vikar dieſes Dorfes waren die Triebräder. —

In Stanz predigten Pfaffen zu gleicher Zeit gegen den Bürgereid. Das Volk wird von einem Schwarm von Aufrührern beunruhiget und ängſtlich gemacht. Es weiß ſich nicht zu rathen. In der Verzweiflung greift es zu den Waffen, und ſchützen ihre Pfarrer vor der Strafe, die ihnen gedrohet

wird. Die Prieſter werden heftiger, da man ſie zur Verantwortung ziehen will. Sie ſagen keck: — ſie ſeyen keinem weltlichen Richter nur dem Biſchoff zu Konſtanz, Rechenſchaft ſchuldig. *) — Von da an ward die ganze Gegend in Kriegszuſtand geſetzt. Alles trat unter die Waffen: denn das that ihnen wehe und ſie wollten lieber ſterben,

---

*) Aber nicht nur unter den Mönchen und Pfaffen gab es ſolche Fanatiker während der Revolutionszeit — auch unter den Reformirten ſtunden wüthende Eiferer auf, die mit Schimpfen und Toben gegen die Revolution nicht fertig werden konnten. Sie ſchmeichelten den alten Regierungen, erhoben alle ihre Thaten bis in den Himmel, und erniedrigten und verdammten alles Neue — bis in die tiefſte Hölle. — In dieſer Sprache zeichneten ſich beſonders diejenigen Stadt- und Landgeiſtlichen aus, die ehemals die gröſten Zehnten und beſten Pfründen und das meiſte Anſehen und Gewalt hatten. Beſonders brachte ſie auch das gegen die neue Konſtitution auf, weil darin ihnen ausdrücklich verboten iſt, ſich in bürgerliche Händel zu miſchen.

als ihre Prieſter, die Rädelsführer, auslie- fern; — welche das helvetiſche Direktorium verlangt hatte. —

Nun wurde Himmel und Erde in Bewe- gung geſetzt um der Strafe des Aufruhrs zu entgehen; und den Sieg theuer zu machen. Alle alberne Märchen der Vorzeit wurden aufgewärmt und willkommen aufgenom- men, und ſelbſt der Geiſt der Prophezeyun- gen kam da wieder an die Tagesordnung. Wie viel ehemals Einſiedeln und jetzt manches andere Neſt dieſer Art, beytrugen, läßt ſich leicht denken. Ganze volle Maga- zine von Bildern, Amuletten, Täfelchen und andere dergleichen fromme (närriſche) Erfindungen wurden verbraucht, und unter das leichtgläubige Volk ausgetheilt. Jeder dieſer Art Waaren ward eine beſondere Wir- kung wider die Kugeln, Schüſſe und Ver- wundungen beygelegt, und das wonnetrun- kene Volk ſteckte dieſelbe als ſeine Kokarden auf Kleider und Hüte. Kein Dorf, kein Flecken war, der nicht ſeine Propheten hatte; jetzt nennte man das Emmerfeld, (im Kanton Luzern,) jetzt das Enetmo- ſer-Ried, und bald dieſe bald jene Ge- gend, wo entſcheidende Schlachten ſollten geliefert werden; wo immer die Pferde im

Blut bis an die Knie watten, ein Kind die helvetiſche Standarte davon tragen, das kleine Häuflein über die groſſe Menge ſiegen, und die Franken, wie natürlich, ganz vernichtet und vertilgt aus der Schweiz gejagt würden. — — Ich habe es aus dem Munde aller Wahrheit würdigen Zeugen, daß an dem unglücklichen 9. Sept. 1798 mancher von einer feindlichen Kugel Getroffene annoch röchelnd die Worte ſprach: Mein Gott! dieſer und jener Geiſtliche hat uns doch verſichert, daß keine feindliche Kugel treffen werde. —

Es waren auch genug Starrköpfe und Boshafte darunter, die nicht erlaubten, daß wohlhabende Leute etwas flüchteten. Die rechtſchaffenſten Bürger wurden gezwungen, alles liegen und ſtehen zu laſſen und mit an der Spitze zu marſchiren. Kinder und Greiſe, brafe ehrliche Männer, wurden das Opfer. — Selbſt vernünftige Geiſtliche gab es noch, die ihnen rathen wollten, dieſe aber, weil ſie nicht in ihren Kram redeten, wurden mißhandelt, und als Franzoſenfreunde ausgeſchryen. Kein Beamter durfte mehr ſeine Pflicht thun. Den Strick am Hals wurden ſie um den Galgen

ge[illegible]t und mit Stockſchlägen mißhandelt. Viele flüchteten ſich.

Viel faules und fremdes Geſindel und Bettelvolk brachten die Pfaffen zuſammen, die den wohlhabenden Bürger beunruhigten; mit tollkühnen Forderungen die Ohren beſtürmten, Geld und Waffen zu geben. — Nach Zug flüchteten ſich viele der beſten Familien noch vor den Gefechten! Laut riefen die klügern und beſſer denkenden und ein Eigenthum zu ſchützen habenden Unterwaldner die Franken zu Hülfe.

Was fanatiſche Wuth vermag, beweiſen die Geſchichte der Kreuzzüge, die Vendee-Kriege; die in der Revolution, überall wo Pfaffen an der Spitze waren, die ſchrecklichſten, hartnäckigſten, unverſöhnlichſten aller Mördereyen geweſen ſind. Würden ſolche Menſchen über andere Meiſter werden, dann ſey uns Gott gnädig und barmherzig! Die Scheiterhaufen und Inquiſitionstorturen fangen dann wieder an! — Mord und Brand ſind dann geheiligte Verſöhnopfer!

Unterwalden.

Die Unterwaldner waren immer ein Volk eher traurigen als heitern Geiſtes. Ihre Abgeſchiedenheit von der Welt machte ſie gegen alles was in dem Gewühl der großen Reiche vorgieng, kindlich unwiſſend. — Man nannte ſie in alten Zeiten die frommen Unterwaldner. Unter ihnen ward der redliche Nikolaus von Flüe gebohren, deſſen Namen und Beyſpiel auch auf die ſpäteſten Nachkommen noch viel Gutes wirken konnten. An allen ihren Häuſern und Kirchen ſah man die Bilder ihrer alten Helden, und die ehrwürdige Erinnerung ſolcher Thaten, gab ihren Seelen eine haltbare Schweizer-Treue und Rechtſchaffenheit.

Aber Unterwalden ob dem Wald hatte ſchon durch die Annäherung an den Kanton Bern mehr Licht und Klugheit.

Meiners hingegen ſagt 1784 in ſeinen Briefen über die Schweiz: „Die Verfaſſung von Unterwalden nid dem Wald nähert ſich der Ochlokratie (wo keiner dem andern gehorcht) oder einer uneingeſchränkten Herrſchaft des Volks — weit

mehr als die von Unterwalden ob dem Wald. In dem letztern Kanton vergiebt man die Landvogteyen an die Würdigſten. — Hingegen in Unterwalden nid dem Wald ſollen alle einträgliche und ſelbſt die meiſten Ehrenſtellen öffentlich oder doch heimlich — an die Meiſtbietenden feil geſchlagen werden, und das Geld wird unter alle Landleute vertheilt. Den Zuſtand der Aufklärung kann man daraus beurtheilen, daß ſie nur von den Kapuzinern im Lande gebildet werden.“ —

Ich werde mir aber nie erlauben, über dieſes Volk ſchlechtweg abzuſprechen; es mag ſeine Fehler gehabt haben, wie es gewiß nicht ohne dieſelbe geweſen; aber in Vergleich mit andern neuen Völkern und reichen Nachbarn, waren die kleinen Kantone noch das unſchuldigſte, harmloſeſte Volk, dem von Volksverführern am erſten beyzukommen war, da es falſchen Räthen, je abentheurlicher ſie waren, am liebſten Glauben beymaß; denn es lag in einem tiefen Geiſtesſchlummer und Geiſtesnacht!

So ſah man alſo in Unterwalden die alten Zeiten der Kreuzzüge wieder! — Man weyhete die Leute zum Tode ein! Mit dem heiligen Waſſer geſprengt, ſollten ſie ſich jetzt alle unverletzbar glauben! Pfaffen rit-

ten auf Pferden an der Spitze. Statt der Fahnen ſah man Kreuze, und, auf allen Fahnen — Heilige! das Ave Maria war ihr Feldgeſchrey! — Volk von Unterwalden! (nicht das wüthende Bettelgeſindel meyne ich.) Du biſt wahrlich unſchuldig! der Fanatismus deiner Prieſter und ſeiner Sklaven brachte dich ins Feuer mit den Franken, und — du leideſt die Strafe ſolcher Verführer — die ſich Gott vorbehalten hat — zu richten! — denn ihr Verbrechen iſt zu groß, als daß ſie es zeitlich büſſen könnten!

Unterwaldner! ihr ſeyd unſchuldig! In eurer Einfalt und guten Herzens-Treue glaubtet ihr den Betrügern; ſie opferten euch auf! Ja büſſen können ſie es nicht! Wittwen rufen Rache! das Blut der Erſchlagenen, das die Erde getränkt hat, ruft Rache! — Zwey Drittheile der Einwohner ſind tod oder am Bettelſtab; — die Flammen haben ihre Häuſer verzehrt; die Säuglinge waren hülflos; — Schrecken durchbebte die Greiſenden und die Kranken! — — Die Menſchheit konnte ihnen keine Hülfe, keine Rettung reichen, denn die Verführer machten ſelbſt Mütter — grauſam, und Weiber zu Tigern! — Gehet nun nach Un-

terwalden, ihr Fanatiker aller Völker — und ſehet da euer Werk! — euren Sieg!

Unterwalder Händel. Anfang.

Schauenburg behandelte die kleinen Kantone mit ſchonender Güte. Selbſt ſeine Feinde nannten ihn damals den „großmüthigen Sieger!“ — Denn gleich nachdem er die Siege bey Rapperswyl und Einſiedeln erfochten, befahl er den übrigen Einwohnern, die ſich bewaffnet hatten, daß ſie heimziehen ſollten, ſogar ihnen ihre Waffen wieder gegeben werden ſollen. Er ſchrieb in ſeiner Proklamation: „Die Franken werden in ihren dermaligen Poſitionen ſtehen bleiben und nicht weiter vorrücken; es ſind bereits Verfügungen getroffen, daß die Truppen, ſo ihren Marſch fortgeſetzt, zurückgerufen und die Waffen, deren ſie ſich bemächtiget haben, zurückgeſtellt werden; denn ihr ſollt die Franken nur als Freunde und Brüder betrachten!“ — (Proklamat. von Zürich aus, 4. May.)

Nach der von Schauenburg bewilligten Kapitulation, haben ſich die kleinen Kantone verpflichtet, Abgeordnete nach Arau

zu ſenden; der neuen Konſtitution beyzutreten; wogegen ihnen freyer Handel und Wandel in die übrige Schweiz; Religion, Sicherheit, Beybehaltung der Waffen zugeſichert ward. Auch ſollten keine fränkiſchen und helvetiſchen Truppen auf ihren Boden kommen, wenn ſie ſich ſtill verhalten. — Die Abgeſandten kamen auf Arau — und es ſchien nun alles beygelegt.

Aber nun kam der Bürgereid; der Allianztraktat mit Frankreich, nach welchem Schweizer in franzöſiſche Dienſte treten ſollten. Den 18. Auguſt (als man den Befehl der Eidesleiſtung vorlas) entſtund wirklich beym Volk ein lautes Mißvergnügen. — Uri, Schwyz und Unterwalden, war in Bewegung. Nun wollten ſie den mit Schauenburg geſchloſſenen Accord vom 3. May gültig machen; da ſie aber die Handſchrift davon nicht finden konnten; — ſo ſchickten ſie eine Deputatſchaft an Schauenburg, baten um die nochmalige Abſchrift, *)

*) Dieſe Kapitulation war vermuthlich nur mündlich gegeben; denn man las hernach in einem Schreiben des helvetiſchen Direktoriums an die kl. Kantone: „Man wiſſe nichts von der Kapitulation, worauf ſie ſich berufen.“

und fügten ziemlich trozige Worte bey; zugleich erklärte man vor einer allgemeinen Volksverſammlung, den Bürgereid nicht zu leiſten; ſie nahmen die Schatzgelder, die Mannſchaft ward bewaffnet, die Zeughäuſer dem Volk preis gegeben; der Statthalter und Unterſtatthalter, die zum Frieden riethen, wurden geſcholten, zu Unterwalden gar geprügelt, und eingeſperrt. Den 19. Auguſt hoben ſie die neue Regierung gänzlich auf, und führten die alte wieder ein.

So wenig andere Gegenden der Schweiz ohne fränkiſche Truppen, Ruhe behalten hätten, ſo wenig war es, oder noch viel weniger von den kleinen Kantonen zu erwarten. Darin hat Schauenburg alſo ſehr gefehlt, daß er nicht wenigſtens eine kleine Vorwacht in dieſe Gegenden gelegt, und gar keine Truppen hinzulegen, zugeſagt hat; die Anweſenheit nur weniger Mannſchaft, hätte allen aufrühriſchen Bewegungen vorgebaut, und den wüthenden Volksausbrüchen und den Spionereyen der Fremden und Pfaffen, die dieſes Volk, wegen ſeiner Einfalt leichter verführen konnten, ein bewachſames Auge entgegen geſetzt. Es wäre ein Glück für die kleine Kantone ſelbſt geweſen!

Hätte der ruhige Bürger Schutz geſehen, ſo würde er nicht zu allen Unordnungen mit hingeriſſen worden ſeyn.

Alles was Schauenburg in Liebe thun konnte, das that er jetzt noch. Den aus Schwyz angekommenen Boten, die obgemeldten ſehr trotzigen Brief von ihrer Gemeinds-Verſammlung brachten, begegnete er mildreich; und er beantwortete alles in den gelindeſten Ausdrücken; er ſagt darinn: „daß ſie ſeine ganze Achtung beſäßen, daß er ſie vorzüglich ehre, daß er ihnen für die Haltung der Kapitulation gut ſtehe, daß er ſie beſchwöre, den Eid zu leiſten, welcher dieſer Kapitulation gar nicht entgegen ſeye.“ —

Waldſtätten leiſtete hierauf den Eid; — nur ein Theil von Unterwalden blieb bey der Weigerung: Aber das helvetiſche Direktorium forderte den 24. Auguſt, daß ſie neun ihrer Aufſtifter ausliefern ſollten; welches meiſtens Prieſter und Pfaffen waren.

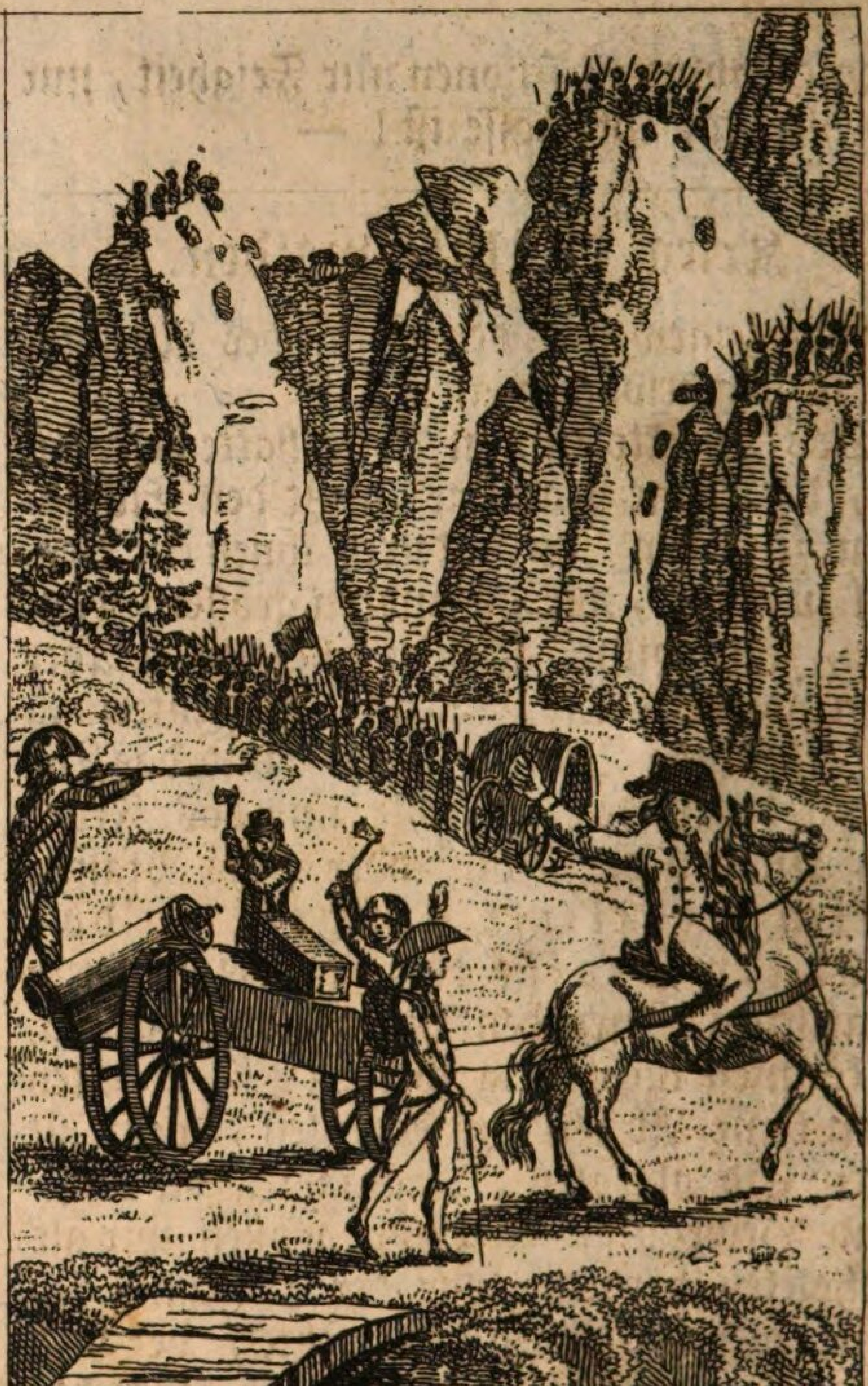
Zu Einſiedeln und zu Art, am Zugerſee, ward endlich der Plan entdeckt, daß die Empörer eine Abtheilung Franken überfallen

und morden wollten; auch alle Patrioten, welches alle diejenigen waren, welche Stille und Ordnung wollten, ſollten im gleichen Augenblick überfallen und niedergemacht werden. —

Schauenburg wollte aber immer noch lieber mit den kleinen Kantonen kapituliren, als ſie ſchlagen, weil er ſie als verirrte, übelberichtete, von Aufwieglern mißbrauchte Leute anſah, mit welchen eigentlich kein militäriſcher Siegesruhm zu gewinnen war; denn ſolche Hirtenvölker zu bekriegen, thut einem wahren Helden gewiß wehe. —

Aber was ſagten die kleinen Spötter, im Rath der Tadler — wie Schauenburg den Unterwaldnern, Urnern, Schwyzern ſo milde begegnete? Was ſagten die Heuchler? — Der franzöſiſche General wolle hier wie allenthalben, ſiegen — ohne zu fechten. — — *) Das iſt die Sprache von Menſchen, die keiner Großmuth fähig, denen

*) Dieſe Stelle ſtehet in dem in Zürich bey J. H. Waſer gedruckten Büchlein unter dem Titel: Opfer der Hochachtung den wakern Unterwaldnern dargebracht von einem Schweizer 1799.



Die Franken in Unterwalden.

Menſchenblut zu ſchonen nur Feigheit, nur heuchleriſche Grimaſſe iſt! —

Krieg in Unterwalden.

Hier zeigen wir den Gang des Aufſtandes in Unterwalden an:

Das Direktorium in Arau hatte beſchloſſen, die kleine Kantone zulezt den Eid ablegen zu laſſen, um dadurch ihnen ein Beyſpiel zu geben, wie die andern gröſſern Kantone, ihn willig geleiſtet hätten. Aber ſchon vor dem Eid zeigten ſich in Unterwalden rebelliſche Verbindungen, und das Begehren des Eides, brachte nur das Feuer zum Ausbruch. Fünf oder ſechs Pfaffen (welch Uebel iſt geſchehen, das nicht ein Pfaffe that?) die in ihrem fanatiſchen Eifer den Leuten vorſpiegelten, ſie könnten nicht ſelig werden, ſie könnten ihnen keine Abſolution ertheilen, wenn ſie dieſen Eid ablegten, veranlaßten die allgemeine Bewegung. — Lieber wollen wir als Katholiken ſterben, war der Entſchluß. — Nun, wer ſich ihnen widerſetzte, der war ein Landesverräther, und ſo riß einer den andern mit in die Verſchwörung. Wer etwas anders wollte, ward in die Gefangen-

ſchaft geworfen, oder gar vertrieben; die Obrigkeiten waren nirgends ſicher. Der Unter-Statthalter zu Stanz ward in die Banden geſetzt, und hat mehr als einmal ſein Leben riskirt.

Hierauf beſchloß das Direktorium und der Obergeneral die Sperrung des Landes. Man ſandte eine Ermunterungs-Schrift an dieſe Leute, ſich in die Umſtände zu fügen, aber ſtatt nachgiebiger zu werden, ſandten ſie Abgeordnete nach Arau, und wollten eine Ausnahme von der Konſtitution begehren. Sie wurden abgewieſen; hingegegen ſandte das Direktorium einen neuen Aufruf in das rebelliſche Land; — dieſe Schrift ward mit Füſſen getreten. Hierauf bat das Direktorium den Obergeneral um Hülfe, die Truppen rückten an, und Unterwalden ward von allen Seiten eingeſchloſſen. Unter dieſen traurigen Umſtänden verſuchte man nochmals, den Weg der Milde einzuſchlagen. Man ſetzte noch 6 Tage Bedenkzeit aus; man ſchickte Abgeſandte ab — die 6 Tage waren verfloſſen, und alles blieb hartnäckig und trotzend. Hier endlich ruckten die Franken vor, und griffen kraftvoll das Volk oben vom Brünig an, und unten von der Seite von Luzern her. Der An-

griff war höchſt bedenklich, da die Leute auf Höhen verſchanzt waren und von den Felſen herabſchoſſen, die Truppen auch viele Wege zu machen hatten, die ſo ſchmal ſind, daß nur Mann für Mann marſchiren konnte. — Alle dieſe Schwierigkeiten beſiegten die Franken, und das Land kam in ihre Hände!

Den 3. September zog die 44te Halb-Brigade und ein kleines Detachement Husaren ins Oberland — gegen Brienz, und beſetzte am 5. September den Brünig, einen ſteilen ſehr ſchwer zu beſteigenden Berg, der das Bernergebiet von Unterwalden trennt. — Hier paßirten nun die Franken, Mann für Mann, weil der Paß nur für Fußgänger iſt. Des folgenden Tags, den 6. September ſtuhnden die Franken in Unterwalden (ob dem Wald;) ſie kampirten bey Lungern — am See. Den 7. und 8. September erwartete man noch den Erfolg des Aufforderungs-Schreibens des Obergenerals. In der Nacht vom 8. auf den 9. September rückten nun die Franken von dieſer Seite weiter — und fanden bey den Einwohnern von Unterwalden ob dem Wald, allen guten Willen, und ſelbſt Begleiter. Am 9. September früh, zog Gen. Schauen-

burg aus Luzern, und griff bey Stanz-Stad an; die Attake ſollte von den vom Brünig kommenden Franken, unterſtüzt werden, um den Feinden in den Rücken zu fallen, welches auch machte, daß beynahe keiner entwiſchen konnte, und das Gefecht um ſo deſperater wurde.

Die Macht, welche überhaupt gegen Unterwalden gezogen iſt, wird zwiſchen 5 bis 6000 Mann gerechnet. Nur 3 Colonnen der 14. und 76. Halb-Brigade wurden in Aktion geſetzt.

Der edle General — dem es ſo wehe that gegen dieſe Leute zu ſtreiten, ſchrieb am frühen Morgen noch einen Brief an ſie; — er forderte ſie im Namen der Menſchheit auf, dem Gefühl der Vernunft einmal Gehör zu geben, die Waffen abzulegen; ſonſt würde er jetzt ohne weiters angreifen. — Aber was hatte dieſer Brief für einen Erfolg? Die Pfaffen-Generalität machte ihn dem Volk gar nicht bekannt, die Aufwiegler zerriſſen den Brief, und forderten ſogar, die Franken ſollten nur kommen. — Nun um halb 7 Uhr rückten die Franken aus Luzern. Eine Colonne Infanterie richtete ſich nach den Gebürgen hin, die als Tirailleurs die Berge beſtiegen, indeſſen 2 andere

Colonnen den See hinauf dem feindlichen Haufen gerade entgegen ſchifften, mit Hülſe von ſchwimmenden Batterien, die mit Kanonen ſpielten. Sieben bis 800 Mann auch mit Geſchütz verſehen, wollten die Landung verhindern; aber mitten unter dem ſtärkſten Feuer betraten die Franken den Boden, ſtürzten auf die Feinde, die mit Wuth ſie angriffen: So dauerte das Gefecht durch das ganze Thal, unausgeſetzt von Morgen bis Abends 5 Uhr; der General kam um 6 Uhr wieder in Luzern an, mit der Fahne des heiligen Sebaſtian, die die Feinde im Stich lieſſen. Die ganze Nacht brannten nun die Häuſer in Unterwalden, die Brunſt ſah man auch noch am folgenden Tag; die übrigen Unterwaldner flüchteten in die Gebürge.

Der Kapuziner, genannt Pater Paul, vertrat die Stelle eines Generals; er ſaß zu Pferd in bürgerlicher Kleidung, und führte die Landleute an. Unter ihm dienten der Pfarrer von Bekenried Kößler, und der Pfarrer Keyſer; beyde als Offiziers, und ebenfalls in Bürgerkleidung. Paul brachte aus dem vormaligen Kanton Schwyz 400 Mann zuſammen, die er zu den Unterwaldnern ſtoſſen ließ.

Die Unterwaldner hatten viele Scharfſchützen unter ſich; auch von den benachbarten Bergen die Jäger, und einige Urner. Man zweifelt nicht, daß auch fremde Anführer mit unter den Unterwaldnern waren, beſonders bey Bedienung ihres Geſchützes, welches viel Schaden anrichtete, und es iſt dieſes ſehr wahrſcheinlich, da das Treffen 12 Stunden lang gedauert hat, da einige mal die Franken zurückgeſchlagen wurden, die aber ſtets den Kampf erneuerten. Die Franken auch einige künſtliche Batterien einzunehmen und zu erkämpfen hatten, und ihr Verluſt an Mannſchaft nicht unbedeutend iſt.

In eine Kirche hatten ſich Leute geflüchtet, und der Pfaffe war der erſte, der eine Piſtole losbrannte als die Franken in die Kirche eindrangen; das Gemetzel war da allgemein. -- Stanz wurde ausgeplündert, weil die Franken den Ort im Sturmlaufen einnehmen mußten. Die mehreſten Dörfer, oder einzelne Bauernhäuſer ſind im Feuer aufgegangen; man zählte in Unterwalden nid dem Wald kaum noch 20 einſam ſtehende unbeſchädigte Bauernhäuſer. In den Seen und Waldwaſſern ſollen auch viele Leute ihren Tod gefunden haben.

Die Unterwaldner ob dem Wald, haben ſich nicht gegen die Franken geſchlagen, ſondern mit Betrübniß die Widerſpenſtigkeit ihrer Mitbürger nid dem Wald geſehen, daher es auch nur dieſen ſo übel gegangen iſt.

Stanz-Stad am See iſt bis auf einige Häuſer abgebrannt.

Stanz-Stad war die Schifflände gegen Stanz zu, wohin es eine Stunde weit iſt. Da ſtehet ein alter feſter Thurm, der zur Warte dient, von wo man den anrückenden Feind beobachten konnte; und mit andern Thürmen Gemeinſchaft hatte, ſich das Signal zu geben. Das Dorf war klein, aber zur Ausladung der Kaufmannswaaren gut gebaut. —

In einer Proklamation des Regierungsſtatthalters, an den Kanton Schwyz nach dem Treffen, iſt folgender Eingang:

„Wo ſind jetzt jene Betrüger und Verführer, die euch fremde Hülfe, gewiſſe Siege, und ſogar Wunder verſprochen? Geflohen ſind ſie, nachdem ſie die unſchuldigen Opfer geliefert; oder ſie wurden mit den Unglücklichen mit in das Verderben geriſſen, weil ſie nicht entfliehen konnten. Folget doch einmal den bittenden Ermah-

nungen derjenigen geiſt- und weltlichen Obern, die Euch ſtets ſo nachdrücklich zur Ruhe und Stille ermahnten, und die Euch alle die Uebel prophezeyten, die Euch jetzt ſo nahe ſind, wenn Ihr fortfahren werdet, Vernunft, Geſetze und Obere zu verachten. Nochmals bitte ich als Freund und Mitbürger, betraget Euch ſtille, gelaſſen, und ruhig; durch dieſes könnet Ihr noch Religion und Euch ſelbſt erhalten, ſonſt wird wie in Niedwalden (Unterwalden nid dem Wald) Mord und Brand unvermeidlich ſeyn, und ſelbſt Euere Nachkömmlinge, wenn deren noch einſt exiſtiren, werden Euch ſtatt Dank, Fluch und Hohn ſprechen."

Relation eines Unterwaldners, von den Aktionen.

Den 9. Sept. 1798. Einer der Mitſtreiter unter den Unterwaldnern giebt in einem zu Augsburg gedruckten Büchlein, über den Hergang folgenden Bericht: An dem hitzigen Tag (9. September) war die Anzahl der Streitenden von Seiten der Unterwaldner, mit Einſchluß der Hülfsvölker von Schwyz

B S B
MÜNCHEN